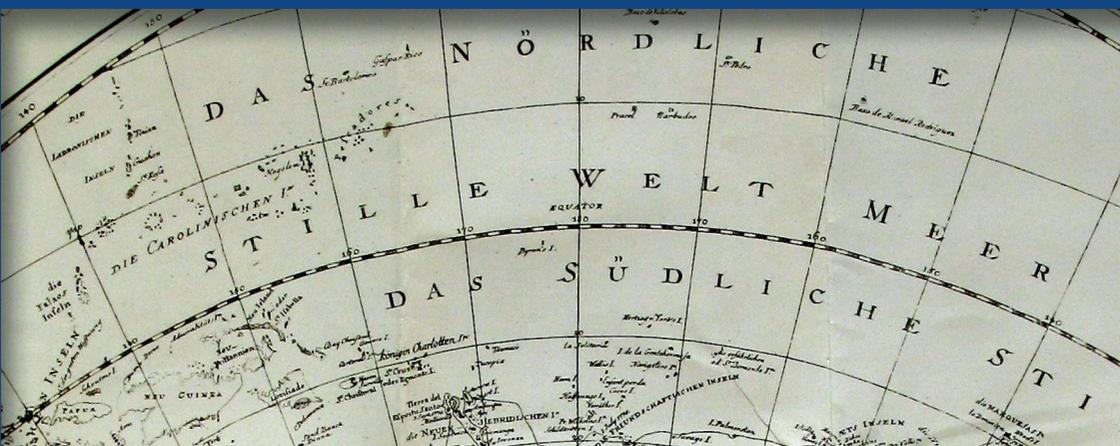


GEORG-FORSTER-STUDIEN XX

Literarische Weltreisen



Herausgegeben im Auftrag der Georg-Forster-Gesellschaft

Georg-Forster-Studien XX

Georg-Forster-Studien

Herausgegeben im Auftrag
der Georg-Forster-Gesellschaft

von Stefan Greif und Michael Ewert
unter Mitarbeit von Anna-Carina Meywirth

Band 20

Literarische Weltreisen

Herausgegeben von Stefan Greif und Michael Ewert
unter Mitarbeit von Anna-Carina Meywirth

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Georg-Forster-Studien / hrsg. im Auftr. der Georg-Forster-Gesellschaft
von Stefan Greif und Michael Ewert. – Umschlaggestaltung von Anna-Carina
Meywirth. – Kassel: kassel university press.

Bd.20. – (2015)

ISSN 1439-9105

ISBN 978-3-7376-0056-9 (print)

ISBN 978-3-7376-0057-6 (e-book)

URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0002-400573>

© 2015

kassel university press

Diagonale 10, 34127 Kassel
Druck: docupoint GmbH, Barleben

Inhalt

<i>Stefan Greif</i> Vorbemerkung	IX
---	----

<i>Johannes Görbert</i> „Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben.“ Zur Textgenese von Georg Forsters literarischer Tahiti- Inszenierung	1
--	---

<i>Jutta Heinz</i> Der Weltreisende als Heros der praktischen Urteilskraft: Georgs Forsters <i>Cook der Entdecker</i>	17
---	----

<i>Yvonne Maaß</i> Von Tierpflanzen und Blumentieren – ein literarisches Eintauchen in das Korallenriff mit Forster, Eschscholtz, Chamisso & Darwin	33
---	----

<i>Jan Gerstner</i> Die Verteilung der Arbeit. Tätigkeit und Kultur in der <i>Reise um die Welt</i>	57
---	----

<i>Heiko Ullrich</i> Forster, Kotzebue und Schlegel in Chamissos <i>Reise um die Welt</i>	75
---	----

<i>Frank Vorpahl</i> Georg Forsters <i>Cascade am Mt. Sparrman</i> : Die Entdeckung der ersten Landschaftsskizze des Naturzeichners der zweiten Cookschen Weltumseglung	95
--	----

<i>Michael Ewert</i> „Aber man fährt wie eine abgeschossene Kanonenkugel über die Erde dahin ...“. Raumerfahrung und -darstellung in Adelbert von Chamissos <i>Reise um die Welt</i>	113
---	-----

Heiko Schnickmann

Von Ungeheuern und fremden Wesen – Tierbeschreibungen in den
Reiseberichten der Frühen Neuzeit 129

Reinhard Schreiber

Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen des Zacharias Taurinius – eine
literarische Wiederentdeckung 145

Christine Eickenboom

„Auch hält man diese Canibalen für so artig daß sie einer hilflosen Frau
nichts anhaben werden.“
Ida Pfeiffer auf Borneo und Sumatra – kolonialer Diskurs als Mittel einer
rezipientenorientierten Darstellung? 161

Florian Krobb

Weltreisen im Ballon:
Jules Verne und Mark Twain überfliegen Afrika 179

Steffen Richter

Weltreiseverweigerung:
Heinrich Seidels *Prosa-Idyllen Leberecht Hühnchen* 193

Maria Euchner

Das Lepra-Gelb der Toten Stunde: Die Farben des Orients in Annemarie
Schwarzenbachs journalistischem und fiktionalem Werk 207

Christiane Weller

Im Blick die Angst – Christoph Ransmayrs *Atlas eines ängstlichen Mannes*
mit W.G. Sebalds *Die Ringe des Saturn* 223

David Wachter

Apokalypse und Voodoo.
Zur Poetik von H.C. Buchs Haiti-Romanen 239

Dorit Müller

Am äußersten Meer: G.W. Steller und W.G. Sebald erkunden das Ende
der Welt 255

Anne-Rose Meyer
Reisen, Globalisierung, Technisierung: *In 80 Tagen um die Welt* mit Jules
Verne und Helge Timmerberg 275

Carsten Rohde
Empire Revisited. Christian Krachts Poetik der Fremdheit 291

Joachim Jordan
Abenteuercomics in Christian Krachts *Imperium* 307

Rezensionen

Heiko Ullrich
Uwe Hentschel: *Vom Lieblingsautor zum Außenseiter. Ein Beitrag zur
Kanondebatte des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 2015 323

Michael Ewert
Johannes Görbert: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur
bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*,
Berlin 2014 327

Neue Literatur zu Georg Forster 333

Mitarbeiter der Georg-Forster-Studien XX 339

Siglenverzeichnis 343

Stefan Greif

Vorbemerkung

Anlässlich ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens richtete die Georg-Forster-Gesellschaft 2014 eine Jahrestagung aus, die den Fokus nicht allein auf Georg Forster, sondern auch auf die Traditionslinien und aktuellen Entwicklungen des ‚literarischen Weltreisens‘ bis heute richten sollte. Aufgrund der außerordentlichen Resonanz, die der Call for Papers fand, wurde am 20. und 21. Juni in jeweils zwei Sektionen getagt, in deren Verlauf die ungebrochene Attraktivität und erzählerische Vielgestaltigkeit der historischen sowie der neueren Reiseliteratur vorgestellt wurde. Wie die fünfundzwanzig wissenschaftlichen Vorträge darüber hinaus zeigen konnten, verbindet die literarischen Gestaltungen realer oder fiktionaler Weltreisen einerseits das hohe Interesse an der metapoetischen Reflexion des (vermeintlichen) Reisewissens. Ob in Form des Berichts, Tagebuchs oder gar adaptierter Comics schärft eine genreästhetisch weitgefaste Reiseliteratur andererseits das Bewusstsein für die schon von Georg Forster überlieferte Beobachtung, dass literarisierte Weltreisen die Wirklichkeit zwar nur wie ein ‚Drama‘ nachahmen können, dabei aber die der Dichtung nicht unähnlichen Prozesse sozialer Wissensgenerierung transparent machen.

Ohne hier auch nur näherungsweise die spannenden und aufgrund ihrer Heterogenität fruchtbaren Ergebnisse der fünfundzwanzigsten Jahrestagung der Georg-Forster-Gesellschaft vorstellen zu können, sei den Leserinnen und Lesern der vorliegenden *Studien* eine Lektüre empfohlen, die sie von Untersuchungen zu Georg Forsters *Reise um die Welt* über Vergleiche mit späteren weltreisenden Wissenschaftlern (Eschscholtz, Chamisso) bis hin zu Christoph Ransmayrs und Christian Krachts Aufarbeitung exististischer Ängste oder ironisch gebrochener Fremdheitserfahrungen führt. Dass den für die *Georg-Forster-Studien XX* überarbeiteten Vorträgen etwas weniger Platz als sonst üblich zur Verfügung steht, ist dem Gesamtumfang

des Tagungsbandes geschuldet, aber auch einem nochmals überarbeiteten Layout, dessen Lesefreundlichkeit bislang viel Anklang gefunden hat.

Für die Planung und Durchführung der Tagung *Literarische Weltreisen* danke ich Anna Meywirth, Kathie Zindel, Nils Lehnert und Max Dorn ebenso herzlich wie für die Realisierung der aktuellen *Georg-Forster-Studien*.

„Ein Morgen war’s, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben.“ Zur Textgenese von Georg Forsters literarischer Tahiti-Inszenierung

I Forschungsstand und Quellenbasis

Georg Forsters Tahiti-Kapitel gehört seit dem Beginn der Rezeptionsgeschichte zu seiner *Voyage Round the World/Reise um die Welt* kontinuierlich zu den am meisten beachteten Textpassagen seines Gesamtwerks.¹ Umso mehr überrascht, dass die schriftstellerische Genese dieser Abschnitte bislang kaum in den Blick der Forschung geraten ist. Meist beziehen sich die Exegeten ausschließlich auf die letztendlich veröffentlichte Textgestalt, womit sie die vielfältigen Korrespondenzen zu den Quellen, aus denen Forster geschöpft hat, vollkommen ausklammern.² Mein Beitrag möchte demgegenüber die literarischen Leistungen Forsters gerade im Verhältnis zu den sprachkünstlerisch anspruchsloseren Parallelberichten von Johann Reinhold Forster und James Cook herausstellen.³ Anhand von Textvergleichen gilt es aufzuzeigen, dass sich der jüngere Forster bei der Anfertigung seines Reiseberichts zwar stark an deren Vorlagen orientiert, zugleich aber in entscheidenden Aspekten über sie hinausgeht. Eine Kontrastierung dieser beiden Textzeugen mit den stärker als ‚literarisch‘ konzipierten und rezipierten Darstellungen Georg Forsters verspricht somit

¹ Vgl. für die Forschung bis zur Jahrtausendwende den Bericht von Peitsch 2001, bes. 215-222. Neuere Beiträge zu Forster und Tahiti liefern etwa Garber 2001, Hilmes 2007 sowie May 2011 bzw. Mori 2011. Vgl. außerdem in den GFS zuletzt Holzapfel 2012.

² Vgl. zum Forschungsfeld ‚Textgenese‘ einfühend Plachta 2013 und Gellhaus 1994.

³ Neben der Akademie-Ausgabe von Georg Forsters Schriften werden folgende Editionen verwendet: Cook 1961, Johann Reinhold Forster 1982.

Aufschlüsse über eine europäische Poetik des Pazifiks, welche Tahiti zu ihren ‚klassischen‘ Sujets zählt.

Die Zurückhaltung gegenüber Fragen der „Fixierung“⁴ bzw. „Entstehung“⁵ des Berichts über die Reise mit James Cook in der Forster-Forschung erklärt sich zum Teil durch die komplizierte Quellenlage. So liegen neben dem Journal und dem Reisebericht des Kapitäns eine ganze Reihe von weiteren Darstellungen der zweiten Weltreise Cooks vor, die allesamt ihre jeweils eigene Perspektive auf den Reiseverlauf präsentieren.⁶ Aufgrund von Streitigkeiten mit der britischen Admiralität nach der Rückkehr entscheiden sich die beiden Forsters bekanntlich dafür, ihre Reiseberichte in Konkurrenz zu den offiziellen Expeditionsdarstellungen unter der Ägide von Cook erscheinen zu lassen. Georg übernimmt den chronologisch aufgebauten Bericht von der Weltreise. Die Forsters unternehmen alles, um ihr Buchprojekt schon vor Cooks Publikation auf den Markt zu bringen. Am Ende dieses Prozesses steht ein in der Originalausgabe über eintausend Druckseiten umfassender Text, den Forster in Rekordzeit niederschreibt und rund sechs Wochen vor Cook veröffentlicht.⁷ Als wichtigste Quelle für den jungen Reiseautor fungiert ohne Zweifel das Journal seines Vaters.⁸ Doch lassen sich auch darüber hinaus eine Reihe von Einsichtnahmen mindestens in die Reisetagebücher von Cook nachweisen; allgemein ist von einer Praxis der gegenseitigen Konsultierung von schriftlichen Notizen schon während der Expedition auszugehen.⁹ Georg Forsters Übernahmen reichen, wie die Forschung gezeigt hat, bis in den Wortlaut hinein. Ruth Dawson, deren Dissertation nach wie vor die umfangreichsten Studien zur Textgenese des Weltreiseberichts enthält, macht in diesem Zusammenhang auf einen sonderbaren Befund aufmerksam. Sie stellt heraus, dass Georg Forster zwar an manchen Stellen Zitate aus den Journalen seines Vaters und des Kapitäns ankündigt, diese Stellen

⁴ Plachta, 2013, 139.

⁵ Gellhaus 1994, 325.

⁶ Vgl. für eine Auflistung Beagleholes Einleitung in Cook 1961, xv-xvii.

⁷ Für eine detaillierte Rekonstruktion dieser Vorgänge vgl. etwa Hoare 1975, 151-203.

⁸ Vgl. Johann Reinhold Forster 1982.

⁹ Vgl. Cook 1961. Vgl. zur komplizierten Quellenlage auch die Befunde bei Dawson 1973, bes. 27-34. Es wäre eine reizvolle, aber auch sehr umfangreiche Aufgabe, sämtliche Berichte zur zweiten Weltreise Cooks auf wechselseitige Beeinflussungen hin zu untersuchen.

aber häufig alles andere als im direkten Wortlaut wiedergibt. Umgekehrt finden sich bei direkten Anleihen aus den Quellen oftmals gerade keine Anführungszeichen, die das Geschriebene als Zitat identifizieren würden.¹⁰ Weiter verkompliziert werden Studien zur Textgenese durch die Arbeit mit früheren Berichten zu den jeweiligen Reisezielen, die deutlich ihre Spuren in Forsters Darstellungen hinterlassen haben. Als prominentestes Beispiel ist hier der Reisebericht von Louis-Antoine de Bougainville zu nennen, den Georg Forster direkt vor seiner eigenen Forschungsexpedition ins Englische übertragen hat.¹¹ Probleme der Übersetzung stellen sich außerdem erneut im Fall der deutschen Fassung. Angesichts dieser dicht verflochtenen Intertextualität nimmt es nicht wunder, dass sich Versuche, den Schreibprozess zu rekonstruieren, bislang auf einzelne, gleichwohl mit hohem Gewinn ausgewertete Stichproben beschränkt haben.¹² Mit einer vergleichsweise schmalen Textbasis und einer Konzentration auf eine ganz bestimmte Reiseepisode beschreiten diese Ausführungen ganz ähnliche Analysewege. Zugleich versuchen sie jedoch, mit stärkerem Nachdruck auf die ästhetischen Formgebungsprinzipien aufmerksam zu machen, mit denen der jüngere Forster gerade in den Tahiti-Abschnitten seines Reiseberichts arbeitet. Der Fokus richtet sich hierbei zunächst auf den ‚Rand‘ der Kapitel, sodann auf eine Passage im ‚Zentrum‘ der reiseliterarischen Darstellung.

II Am Textrand

Anders als die Schiffsjournale von Johann Reinhold Forster und James Cook beginnen und schließen die Tahiti-Abschnitte in Georg Forsters Reisebericht nicht etwa mit der Angabe von Daten und Koordinaten oder mit einer Zusammenfassung der vor Ort gesammelten Erkenntnisse. Stattdessen setzt Forster Zitate aus der schöngeistigen antiken Literatur, wie sie zum Teil schon bei seinem Vater auftauchen, konsequent an den Anfang bzw. an das Ende seines Berichts (mit Ausnahme der letzten Zei-

¹⁰ Vgl. Dawson 1973, 37.

¹¹ Vgl. de Bougainville 1772.

¹² Vgl. die Lektüren von Dawson 1973, 22-43, Heinritz 1998, 115-117 und Jaeger 2011, 91-95.

len des ersten Kapitels). Daraus entsteht, ähnlich wie zuvor bei Bougainville, eine Rahmenstruktur, die das selbst Erfahrene von vornherein in den Überlieferungszusammenhang klassischer Schriften aus der europäischen Kulturgeschichte rückt.¹³

Inwieweit diese Vorgehensweise die Erfahrungen während der Expedition ästhetisiert, verdeutlicht bereits ein erster Textvergleich zwischen dem Schiffsjournal von Johann Reinhold Forster und dem Reisebericht seines Sohnes. Beide Passagen behandeln die durch die Fahrt gesundheitlich angeschlagene Besatzung, die sich von dem bevorstehenden Aufenthalt auf Tahiti eine Linderung ihrer Beschwerden erhofft. Der ältere Forster liefert hierfür folgende Diagnose: „The people on board the Adventure, that had the Flux, are all recovered; & those who are ill of the Scurvy are not so very low, as that any ill consequences are to be dreaded. The vegetables & the Air on the Isle will soon restore them.“¹⁴ Ganz anders fällt die parallele Darstellung im Reisebericht des jüngeren Forster aus. Zwar geht auch er auf die gesundheitlichen Schäden durch die Polarexpedition ein. Doch spitzt er die recht unspektakulär ausfallende Darstellung seines Vaters – einige waren krank, aber haben sich erholt; von denen, die noch krank sind, ist nichts weiter zu befürchten – ganz deutlich zu. Er schreibt:

We stood on towards this island all night, and the favourable ideas which were raised by the accounts of former navigators, made us pass some happy hours in expectation of the morning. We resolved to forget our fatigues and the inclemencies of southern climates; the clouds which had hitherto hung lowering upon our brows were dispersed; the loathed images of disease and the terrors of death were fled; and all our cares at rest (AA I, 154).

Die Vorlage des Vaters erscheint mit diesen Zeilen mehrfach erweitert: Erstens um eine aktive Beteiligung der Besatzung, die von der Objekt- zur Subjektposition in der Darstellung aufrückt, zweitens um eine historische Tiefenschärfe, die den Tahiti-Topos als Ausgangspunkt von weitreichenden Vorerwartungen präsentiert. Drittens weitet der Reisebericht zusätzlich den Blick auf die psychischen Belastungen, die mit den physischen

¹³ Vgl. zur Zitierpraxis bei Forster zuletzt Görbert 2014, bes. 117-142.

¹⁴ Forster 1982, 325.

Beschwerden der Schiffsbesatzung einhergehen. Nicht nur die körperlichen Schwächegefühle, sondern auch die geistigen Beschwernisse, welche die Schreckensbilder von Seekrankheiten mit sich bringen, erscheinen vor Tahiti im Nu vergessen. Anstatt das Kapitel damit zu beenden, potenziert Georg Forster diese Aussage noch durch eine Stelle aus der *Aeneis* von Vergil. Sie lautet in der deutschen Übersetzung: „Sie ruhen in schweigender Nacht und schlafen. Mächten sanfter die Sorgen, die Herzen vergaßen die Mühsal.“¹⁵ Mit dieser Sentenz stellt der Reisebericht seine Akteure in die Nähe von Gestalten des antiken Epos. Was sie (realiter) vor Tahiti erleben, erscheint auf diese Weise überwölbt durch einen Horizont klassischen Bildungsguts, wie ihn die (fiktionale) Literatur Alteuropas bereitstellt.

Auch bei den Schilderungen über die Ankunft auf Tahiti legt Georg Forster den Schwerpunkt auf einen belletristischen Zitatrahmen, der die Erörterungen des Haupttexts feinsinnig einfasst. Wie sowohl die beiden Schiffsjournale als auch der Reisebericht Forsters belegen, hatte die Expedition bei der Suche nach einem geeigneten Landeplatz mit Schwierigkeiten zu kämpfen: Riffe, Strömungs- und Windverhältnisse bedrohen das Leben der Besatzung.¹⁶ Erst gegen Mittag können die Schiffe an einer verhältnismäßig sicheren Stelle ankern. Cook bemerkt dazu in seinem Schiffsjournal:

[O]ur situation became more and more dangerous. [...] The horrors of shipwreck now stared us in the face, we were not more than two Cables length from the breakers and yet we could find no bottom to anchor, the only means we had left us to save the Ships; we however dropped an anchor but before it took hold [...] the Ship was in less than 3 fathom water.¹⁷

Das im vorigen Kapitel verwendete Zitat könnte diese lebensbedrohliche Landung an und für sich adäquat vorbereiten: Beschreibt es doch im Kontext der *Aeneis* die „Totenstille, die kurz vor Didos Selbstmord über der ganzen Natur lag“ – sozusagen eine „Ruhe vor dem Affektsturm, dem

¹⁵ Siehe die Übersetzung bei Goldmann 1994, 334.

¹⁶ Vgl. Forster 1982, 323-325 und Cook 1961, 197-200.

¹⁷ Cook 1961, 197.

Ausbruch wütender Leidenschaft.“¹⁸ Gleichwohl verzichtet Forster auf eine mögliche Verknüpfung zu dem für die Besetzung dramatischen Geschehen. Erst später erwähnt er die Gefahren des möglichen Schiffbruchs (vgl. AA I, 159f.).

Für seine *first-contact scene* entscheidet sich der junge Autor hingegen dafür, die friedliche Formensprache des letzten Zitats fortzuführen. Als Stichwortgeber dient ihm wiederum eine der einschlägigsten Stellen bei Vergil, die eine ganze Motivtradition des sogenannten *locus amoenus* begründet hat.¹⁹ Wie einst der sagenhafte Held Äneas, so die Suggestion des Kapitelmottos, betritt die Expedition mit Tahiti einen „Ort der Freude“, eine „lieblich-leuchtende Grünung gesegneter Haine“, einen „Wohnsitz der Seligen“, wo die „Fülle des Äthers“ die „Gefilde mit purpurnem Lichte umwebt.“²⁰ Dieses Zitat borgt sich der Weltreisebericht gleich über mehrere Ebenen hinweg aus, da es auch im Reisejournal des älteren Forster auftaucht. Jedoch pointiert Georg Forster auch hier seine Vorlage: Wo sein Vater das Zitat an untergeordneter Stelle eines Tagebucheintrags einmontiert, rückt er es an den Kapitelbeginn; und wo Johann Reinhold Forster elf Verse zitiert, genügen seinem Sohn schon die ersten drei Zeilen seiner Vorlage, um dem Leser eine luzide Vorstellung vom pazifischen *locus amoenus* zu vermitteln. Außerdem fehlt die Unterwürfigkeitsgeste, die der ältere Forster mit seinem Kommentar zum Zitat einfügt.²¹ Anstelle dessen kündigt die Ankunftsszene von einem schriftstellerischen Selbstbewusstsein, das sich selbst Autoritäten wie Vergil keineswegs unterordnet.²²

Während folglich der Kapitän und der ältere Naturforscher in ihren Journalen zuallererst Daten, Koordinaten und die Gefahren des Lavierens Richtung Ankerplatz notieren, setzt Georg Forster alles daran, Tahiti erneut als einen wirkmächtigen Topos in der europäischen Kulturge-

¹⁸ Goldmann 1994, 334.

¹⁹ Vgl. zum *locus amoenus* Curtius 1993, 191-209 (zuerst 1948) sowie Haß 1998, Kleid 2000 und Lohse 2009.

²⁰ So die Übersetzung bei Goldmann 1994, 334.

²¹ Vgl. Forster 1982, 336: „I must chose the Description of an abler master to indemnify my reader for the view of the fine scenery.“

²² Angesichts des Bekanntheitsgrades dieser Textstelle verzichte ich hier auf ein erneutes Zitat und verweise lediglich auf AA I, 155.

schichte zu platzieren. Wie schon Bougainville vor ihm versetzt er dafür die Ankunft des Schiffes an der Küste in die Zeit des Tagesanbruchs und taucht sie damit in das „Licht der aufgehenden Sonne.“²³ Sämtliche Elemente seiner Beschreibung sollen einen harmonischen Gesamteindruck hervorrufen: Der Wind hat sich verflüchtigt, die Wellen haben sich geglättet, alle Lebewesen ruhen sich aus, selbst die Schatten und die Wohlgerüche tragen zum friedlichen Charakter der Szenerie bei. Zudem verraten weitere Indizien, wie erhaben die vorliegende Landschaft ausfällt: Die Berge kennzeichnet etwas Majestätisches, das an die Turmspitzen von Prachtbauten erinnert, das Grün der Bäume zeigt den Facettenreichtum und den Wechsel der Jahreszeiten an. Palmen und Brotbäume sorgen für die Verpflegung der Bewohner, deren Wohlstand schon auf den ersten Blick ersichtlich wird. Erst mit dem letzten Satz, der das Erwachen der Inselbewohner behandelt, kommt wieder Dynamik in die ansonsten stillgestellt wirkende Szenerie.

Mit dem Versprechen des „sichersten Ankerplatz[es]“, wie die Übertragung Forsters in der deutschen Fassung lautet, bewegt sich die Passage geradezu im Widerspruch zur in allen drei Texten geschilderten lebensgefährlichen Landung.²⁴ Nichts soll an dieser Stelle die Wahrnehmung einer idealisierten Landschaft stören, wie sie das Vergil-Zitat präfiguriert hat. Mit seinem ersten Satz geht Forster außerdem noch einen Schritt weiter. Seine Erfahrung Tahitis, so die Aussage, übersteigt an ästhetischer Strahlkraft einen Großteil dessen, was die Dichter häufig nicht einmal in ihrer freien Imagination haben einholen können. Wo deren Fabulierkünste oftmals nicht hinreichen, fängt die schriftstellerische Aufgabe für den jungen Reiseautor erst an. Sein Sujet ist, wie es wiederum in der deutschen Übersetzung heißt, „schöner“ als es „schwerlich je ein Dichter beschrieben“ hat, oder anders gesagt: beschreiben konnte.²⁵ In seinem Bezug auf die mit dem Zitat verbundene Motivtradition des *locus amoenus* verhält sich Forster, passend dazu, sowohl affirmativ als auch subversiv. Zum einen verwendet er für seine Tahiti-Schilderung konventionelle Elemente. Dazu gehören etwa einzelne Ingredienzen wie eine schattige Landschaft oder Früchte tragende Bäume, bzw. insgesamt „ein Ort, der in sei-

²³ Siehe dazu ausführlicher Garber 1997, 37.

²⁴ Forster 1971, 241.

²⁵ Ebd.

ner eigentümlichen Ordnung eine erstaunlich vollkommene Harmonie aller seiner Bestandteile aufweist.“²⁶ Auch die Lage Tahitis mitten im fernen Pazifik lädt zu dessen Stilisierung als *locus amoenus* ein, handelt es sich gemäß der Tradition doch um einen Ort, der „in einer entfernten, den Menschen unzugänglichen oder nicht allgemein bekannten Zone liegen [muss] [...] so dass der Ort im Gegensatz des Ungewöhnlichen dem Gewohnten gegenüberstehen kann.“²⁷

Zum anderen verwendet Forsters Schilderung jedoch auch Elemente, die im Gegensatz zu Standard-Definitionen ‚lieblicher Orte‘ stehen. Dazu gehört Forsters Beschreibung der Häuser, Kanus und der beginnenden Betriebsamkeit auf Tahiti. Elemente wie diese lassen auf einen beträchtlichen Arbeitsaufwand hinter dem erreichten Wohlstand schließen, der nach der Konvention nur schlecht zum *locus amoenus* passt. „Liebliche Orte‘ sind solche, die nur dem Genuß dienen, also nicht zu nützlichen Zwecken bebaut sind“, schlussfolgert Curtius aus seiner Lektüre Vergils, und Annette Kledt sekundiert: „Zu einem *locus amoenus* gehörte demnach das Vergnügen [...] daß die Personen keine Arbeit [...] zu leisten haben.“²⁸ Indem Forster diesen bei Vergil und vielen anderen Klassikern ‚lieblicher Orte‘ eskamotierten Aspekt der Arbeit mit einbezieht, stellt er sich unmissverständlich gegen die Autorität seines Zitats. Jedoch kann auch diese Transformation des *locus amoenus* als von der Tradition zumindest teilweise gedeckt eingeschätzt werden. Als Gewährsmann kann Forster zum Beispiel auf Homer zurückgreifen, der den Motivkomplex der „schönen Landschaft“ in seiner *Odysee* keineswegs „als ein[en] Gegensatz zur Arbeitswelt aufbaut. Im Gegenteil [...] [d]ie Arbeit entwürdigt die Schönheit des Ortes nicht, sie passt sehr wohl in die homerische Ästhetik [...] und gehört zu seiner schönen Wohlgeordnetheit.“²⁹ Obwohl sich Forster somit einen freieren Umgang mit den Vorgaben des Vergil-Zitats erlaubt, bewegt er sich dennoch bei seiner Tahiti-Schilderung stets innerhalb der Bahnen für die Konzeption eines *locus amoenus*, die ähnlich kanonische Belegstellen vorgeben.

²⁶ Vgl. Curtius 1993, 202 bzw. 194–195. Das direkte Zitat stammt aus Lohse 2009, 201.

²⁷ Lohse 2009, 201.

²⁸ Curtius 1993, 199, Kledt 2000, 1004 [Hervorhebung im Original].

²⁹ Lohse 2009, 155.

III Im Textzentrum

Neben diesem Dialog mit Klassikern der Kulturgeschichte am Kapitelanfang lassen sich auch anhand der Textmitte wesentliche Literarisierungsschritte nachvollziehen. Dazu gehört durchaus auch die mengenmäßige Erweiterung dessen, was die Reisejournale als Vorlage liefern. Einen kleinen Einblick in seine Schreibwerkstatt eröffnet Forster in einem Brief vom 17. Oktober 1776: „Ich meines theils habe aus 10 seiten des journals [von Johann Reinhold Forster] 70 gemacht, nicht dass ich etwa gewässert hätte [...] diese Ausführung kostet zeit, und zehn mal mehr nachdenken als alle andre art der Composition.“ (AA IV, 135) Ein konkretes Beispiel für eine solche nicht nur quantitative, sondern gleichermaßen konzeptuelle Erweiterung der Tagebücher findet sich in Georg Forsters Version jenes ereignisreichen 21. August 1773, auf den Johann Reinhold Forster und James Cook in ihren Texten jeweils nur knapp eingehen. Die Aufzeichnungen des älteren Naturforschers über die an diesem Tag durchgeführte Inselexkursion mögen hier als Beleg genügen:

The next day in the morning I went out early [...] After having walked for a couple of miles [...] we sat down [...] for our breakfast. We saw [...] a fine Cascade, [...] & found in our way to it several fine plants. [...] We went on to eat our Dinner & [...] drank some Cocoonut Grog to it, after we had bathed in the Sea. I bought several *Ahoos* & dressed in one & walked like an Indian, which they liked. [...] In the Afternoon we went allways along the Seaside back [...] & I shot a KingFisher & two Parrokeets, & collected several plants. Lastly I came in the Evening on board quite tired. Dressed supped & went to bed.³⁰

Abgesehen von den Passagen dieses Protokolls, welche die Feldforschung während der Exkursion umreißen, könnten Aussagen wie diese ähnlich auch in touristischen Tagebüchern auftauchen. Schließlich widmet der ältere Forster darin den diversen Mahlzeiten ebenso eine breite Aufmerksamkeit wie er auf ein Unterhaltungsprogramm verweist, das aus Baden, Alkoholkonsum und dem Tragen von einheimischer Kleidung besteht. Ganz anders die Version seines Sohnes: Sie macht aus den Notizen des Vaters eine der Schlüsselpassagen der Tahiti-Kapitel, die seither immer

³⁰ Forster 1982, 331-322 [Hervorhebung im Original]. Vgl. dazu auch Cook 1961, 203.

wieder von der Forschung herangezogen wird.³¹ In diesen nunmehr fünfzehn Druckseiten, welche Georg Forster vorlegt, finden sich Kernelemente seines Tahiti-Diskurses versammelt. Aus dem kurzen Hinweis auf die „fine Cascade“ wird so etwa die ausführliche Landschaftsbeschreibung einer „romantick scenery“, die den Weltreisenden wiederum zu Überbietungsgesten in Richtung fiktionaler Literatur anregt: „[It] was one of the most beautiful I had ever seen, and could not fail of bringing to remembrance the most fanciful descriptions of poets, which it eclipsed in beauty.“ (AA I, 174)

Hier wie an weiteren Stellen bleibt ein Phänomen entscheidend, das Gottfried Willems als die „wertende Kommunikation über Werte“ in literarischen Texten bezeichnet hat.³² Obwohl letztlich beide Forsters ihre Texte ganz wesentlich auf Sachinformationen basieren, geht doch vor allem der Reisebericht an unzähligen Stellen darüber hinaus. In diesen Momenten steht weniger ein „naturwissenschaftliches Struktur- und Funktionswissen“ als vielmehr ein „kulturelles Handlungswissen“ im Zentrum der Darstellung: ein „Wissen darum, wie und warum Menschen in kulturellen Zusammenhängen tun und machen, was sie tun und machen, auf welche Weise sie bei ihrem Handeln über das Struktur- und Funktionswissen entscheiden und verfügen, das sie sich erschlossen haben, und aus welchen Motiven und Gründen sie so verfahren.“³³ Wohl nirgendwo zeigt sich dies so deutlich wie an den Unterschieden zwischen den anthropologischen Aussagen beider Texte. Wo die Menschen Tahitis im Tagebucheintrag des älteren Forster höchstens als Publikum oder als Gastgeber in Erscheinung treten, finden sich bei dem jüngeren Forster ausführliche Charakterisierungen ihres Verhaltens. Zum Beispiel lenkt sein Bericht von den Mahlzeiten die Aufmerksamkeit weniger sachlich-objektiv auf die verzehrten Speisen, sondern vielmehr wertend-subjektiv auf die Aktionen der Teilnehmer. Die Idylle der Ankunftsszene erlebt dabei ebenso eine Renaissance wie deutliche Risse: Nicht umsonst hat Jürgen Osterhammel die Erfahrungen Georg Forsters an diesem Expeditionstag als einen „durchaus mit Desillusionierung verbundenen [...] Lernprozess [...]“

³¹ Vgl. zum Beispiel zusätzlich zu den bereits angeführten Beiträgen van Hoorn 2004, bes. 47-56, Küchler Williams 2004, bes. 47-51 sowie Uerlings 2006, bes. 49-54.

³² Willems 2010, 244.

³³ Ebd., 232.

gedeutet.³⁴ Auf der einen Seite stehen Musterbeispiele von Gastfreundschaft und Weltweisheit, die den jüngeren Forster Vergleiche mit Figuren aus der griechischen Mythologie ziehen lassen (vgl. AA I, 180). Auf der anderen Seite erscheinen Gestalten wie der berühmte, bei Johann Reinhold Forster aber gar nicht erwähnte ‚tahitische Fresser‘, der ein „monster of laziness“ verkörpern soll (AA I, 178). In beiden Fällen setzen die erlangten Erkenntnisse ein intensives Wertungsgeschehen in Gang. Die paradiesähnlichen Vorstellungen von Tahiti werden im Zuge dessen ebenso erneut aufgerufen wie einer umfassenden Kritik unterzogen:

The great degree of satisfaction which we had enjoyed [...] was diminished by the [...] chief [...]. We had flattered ourselves with the pleasing fancy of having found at least one little spot of the world, where a whole nation, [...] aimed at a certain frugal equality in their way of living, and whose hours of enjoyment were justly proportioned to those of labour and rest. Our disappointment was therefore very great, when we saw a luxurious individual [...] fattening on the superfluous produce of the soil, of which he robbed the labouring multitude. (Ebd.)

Mit Passagen wie diesen, die nicht nur Sachinformationen über die Exkursion verbreiten, sondern diese einer umfassenden Wertung unterziehen, löst Forster den im Vorwort selbst formulierten Anspruch an einen ‚philosophischen‘ Reisebericht ein. Ein solcher Text, soll, laut englischem Original, keinesfalls allein „facts“ zu einem „confused heap of disjointed limbs“ akkumulieren (AA I, 13). Stattdessen besteht die Herausforderung darin „[to] have penetration sufficient to combine different facts, and to form general views from thence, which might in some measure guide [the traveller] to new discoveries, and point out the proper objects of farther investigation.“ (AA I, 14) Zwar verlässt auch eine solche Kompositionsweise keinesfalls den Boden einer sachlichen Gebrauchstextsorte. Dennoch handelt es sich hier eben um eine literarisierte Gebrauchsform, die kulturgeschichtlich voraussetzungsreicher, stilistisch ausgefeilter und wertungsmäßig entschiedener als ihre beiden Quellentexte auftritt.

³⁴ Osterhammel 1989, 39.

IV Fazit

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass sich zwischen dem Reisebericht Georg Forsters und den Journalen von Johann Reinhold Forster und James Cook keine kategoriale Trennung, wohl aber eine relative Skalierung zwischen einer ‚mehr‘ oder ‚weniger‘ literarischen Diktion vertreten lässt. Obwohl letztlich alle hier herangezogenen Autoren den Anspruch erheben, mit ihren Texten jeweils eine nichtfiktionale „*narratio vera*“³⁵ vorzulegen, und obwohl sie in einer kulturellen Konstellation schreiben, in der die Dichotomie zwischen ‚Belletristik‘ und ‚Sachbuch‘ weit weniger ausgeprägt ist als in der Gegenwart, lassen sich doch markante Unterschiede aufzeigen. So geht es in Forsters Hauptquelle, den Schiffsjournalen seines Vaters und erst recht in seiner Nebenquelle, dem Reisetagebuch von Cook, kaum darum, sich auf Augenhöhe mit Klassikern der Weltliteratur zu positionieren bzw. sich mit den von ihnen angestoßenen Traditionen zu vernetzen. Stattdessen konzentrieren sich die Journale in erster Linie auf die Stoffsammlung zu dem, was der Reisebericht auf breiterem Raum formuliert. Außerdem gilt es den Diarien in erster Linie darum, Fakten möglichst präzise festzuhalten: sei es entweder zu den naturkundlichen Feldforschungen an Land und ihren Auswertungen an Bord (das Hauptinteresse bei Johann Reinhold Forster) oder zu den geographischen Entdeckungen und den zum Unterhalt der Expedition existenziellen Transaktionen mit der Inselbevölkerung (die oberste Priorität bei James Cook). Beides lässt den Tagebuchautoren wenig Raum für mehr als protokollarische Notizen.

Georg Forsters Tahiti-Schilderungen arbeiten dieses Grundgerüst weiter aus: Mit einer quantitativen Ausdehnung, die eine Fülle von zusätzlichen Beobachtungen hinzufügt sowie mit einer konzeptionellen Weiterentwicklung, die das Reiseschehen ästhetisch effektiv präsentiert. Die Textgenese von Georg Forsters Tahiti-Kapiteln erschließt sich somit, in den Worten von Roland Barthes, als ein komplexes „Gewebe von Zitaten aus unzähligen Stätten der Kultur“, in dem sich unterschiedliche Schreibweisen treffen und aneinander reiben können.³⁶ Neben diesem synchron

³⁵ Ette 2001, 43 [Hervorhebung im Original].

³⁶ Barthes 2000 (zuerst 1967), 190.

erfassbaren Überlagerungsgeschehen gilt es jedoch auch eine weitere, diachrone Dimension mit zu beachten. Demnach verläuft die Literarisierung von Reisen über mehrere Stufen, von denen der „Reisetext“ nur die letzte, „direkt beobachtbar[e]“ Ebene repräsentiert.³⁷ Auch an dieser Stelle kann, wie am Beispiel von Georg Forsters Weltreisebericht gesehen, weiter unterschieden werden: Zwischen Reisetagebüchern, deren Ambitionen weniger im sprachkünstlerischen Bereich liegen und einem darauf fußenden Reisebericht, der seine Darlegungen ganz maßgeblich mithilfe von literaturästhetischen Mitteln in Szene zu setzen weiß.

Literaturverzeichnis

Barthes, Roland: „Der Tod des Autors [La mort de l’auteur]“, in: *Texte zur Theorie der Autorschaft*, hrsg. v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez u. Simone Winko, Stuttgart 2000 (zuerst 1967), 185-193.

Bougainville, Louis Antoine de: *A Voyage Round the World. Performed by Order of His Most Christian Majesty, In the Years 1766, 1767, 1768, and 1769*, Translated from the French by John Reinhold Forster [recte: Georg Forster], London 1772.

Cook, James: *The Journals of Captain James Cook on his Voyages of Discovery. Vol. 2: The Voyage of the Resolution and Adventure 1772-1775*, hrsg. v. John C. Beaglehole, Cambridge 1961.

Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 11. Aufl., Tübingen 1993 (zuerst 1948).

Dawson, Ruth P.: *Georg Forster’s Reise um die Welt. A Travelogue in its Eighteenth-Century Context*, Michigan (MI) 1973.

Ette, Ottmar: *Literatur in Bewegung. Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika*, Weilerswist 2001.

Forster, Georg: *Werke in vier Bänden. Bd. 1: Reise um die Welt*, hrsg. v. Gerhard Steiner, Leipzig 1971.

³⁷ Nünning 2008, 19-20.

Forster, Johann Reinhold: *The Resolution Journal of Johann Reinhold Forster, 1772-1775*, 4 Bde., hrsg. v. Michael E. Hoare, London 1982.

Garber, Jörn: „Reise nach Arkadien. Bougainville und Georg Forster auf Tahiti“, in: GFS I (1997), 19-50.

Garber, Jörn: „‘Arkadien‘ im Blickfeld der Aufklärungsethnologie. Anmerkungen zu Georg Forsters Tahiti-Schilderung“, in: *Der imaginierte Garten*, hrsg. v. Günter Oesterle u. Harald Tausch, Göttingen 2001, 93-114.

Gellhaus, Axel: „Textgenese zwischen Poetologie und Editions-technik“, in: *Die Genese literarischer Texte. Modelle und Analysen*, hrsg. v. Axel Gellhaus zusammen mit Winfried Eckel, Diethelm Kaiser, Andreas Lohr-Jasperneite u. Nikolaus Lohse, Würzburg 1994, 311-326.

Goldmann, Stefan: „Georg Forsters Rezeption der Antike oder Anmerkungen zur Affektstruktur des Zitats“, in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. v. Claus-Volker Klenke, Berlin 1994, 325-338.

Görbert, Johannes: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*, Berlin et al. 2014.

Haß, Petra: *Der locus amoenus in der antiken Literatur. Zu Theorie und Geschichte eines literarischen Motivs*, Bamberg 1998.

Heinritz, Reinhard: „Andre fremde Welten.“ *Weltreisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert*, Würzburg 1998.

Hilmes, Carola: „Georg Forsters Wahrnehmung und Beschreibung der fremden Frauen auf Tahiti“, in: *Physis und Norm. Neue Perspektiven der Anthropologie im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Manfred Beetz, Göttingen 2007, 139-155.

Hoare, Michael E.: *The Tactless Philosopher. Johann Reinhold Forster (1729-98)*, Melbourne 1975.

Holzappel, Kathrin: „Georg Forster und die Sprache der Landschaft“, in: GFS XVII (2012), 69-81.

Hoorn, Tanja van: *Dem Leibe abgelesen. Georg Forster im Kontext der physischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2004.

Jaeger, Stephan: *Performative Geschichtsschreibung. Forster, Herder, Schiller, Archenholtz und die Brüder Schlegel*, Berlin et al. 2011.

Kledt, Annette: „Rezension zu Petra Haß: *Der locus amoenus in der antiken Literatur*“, in: *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 3 (2001), 1001-1011.

Küchler Williams, Christiane: *Erotische Paradiese. Zur europäischen Südseerezeption im 18. Jahrhundert*, Göttingen 2004.

Lohse, Gerhard: „Der *locus amoenus* bei Homer, Plato, Cicero, Vergil, Goethe, Tieck, Stifter und Handke – Zur Transformation eines antiken Inszenierungsmusters“, in: *Antike als Inszenierung*, hrsg. v. Gerhard Lohse u. Martin Schierbaum, Berlin 2009, 151-208.

May, Yomb: *Georg Forsters literarische Weltreise. Dialektik der Kulturbegegnung in der Aufklärung*, Berlin et al. 2011.

Mori, Takashi: *Klassifizierung der Welt. Georg Forsters Reise um die Welt*, Freiburg 2011.

Nünning, Ansgar: „Zur mehrfachen Präfiguration/Prämediation der Wirklichkeitsdarstellung im Reisebericht. Grundzüge einer narratologischen Theorie, Typologie und Poetik der Reiseliteratur“, in: *Points of Arrival. Travels in Time, Space and Self/Zielpunkte. Unterwegs in Zeit, Raum und Selbst*, hrsg. v. Marion Gymnich, Ansgar u. Vera Nünning, Tübingen 2008, 11-32.

Osterhammel, Jürgen: „Distanzerfahrung. Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert“, in: *Der europäische Betrachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung*, hrsg. v. Hans-Joachim König, Wolfgang Reinhard u. Reinhard Wendt, Berlin 1989, 9-42.

Peitsch, Helmut: *Georg Forster. A History of His Critical Reception*, New York et al. 2001.

Plachta, Bodo: *Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte*, 3. Aufl., Stuttgart 2013.

Uerlings, Herbert: „Geschlecht und Fortschritt. Zu Georg Forsters Reise um die Welt und dem Diskurs der ‚Universalgeschichte des weiblichen Geschlechts‘“, in: ders., *„Ich bin von niedriger Rasse.“ Postkolonialismus und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur*, Köln 2006, 26-55.

Willems, Gottfried: „Der Literaturbegriff als Problem der Wissenschaft. Die Literatur als Refugium des Wertlebens und das Ideal der wertfreien Wissenschaft“, in: *Der Begriff der Literatur. Transdisziplinäre Perspektiven*, hrsg. v. Alexander Löck u. Jan Urbich, Berlin et al. 2010, 223-245.

Jutta Heinz

Der Weltreisende als Heros der praktischen Urteilskraft: Georgs Forsters *Cook der Entdecker*

Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes nicht allein durchreiset, und jeden Teil davon sorgfältig in Augenschein genommen, sondern es auch durchmessen, und jedem Dinge auf demselben seine Stelle bestimmt. Dieses Land aber ist eine Insel, und durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit (ein reizender Name), umgeben von einem weiten und stürmischen Ozeane, dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank, und manches bald weg-schmelzende Eis neue Länder lügt, und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abenteuer verflechtet, von denen er niemals ablassen, und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann. Ehe wir uns aber auf dieses Meer wagen, um es nach allen Breiten zu durchsuchen, und gewiß zu werden, ob etwas in ihnen zu hoffen sei, so wird es nützlich sein, zuvor noch einen Blick auf die Karte des Landes zu werfen, das wir eben verlassen wollen, und [...] zu fragen, ob wir mit dem, was es in sich enthält, nicht allenfalls zufrieden sein könnten, oder auch aus Not zufrieden sein müssen, wenn es sonst überall keinen Boden gibt, auf dem wir uns anbauen könnten.¹

Der Reisende und Entdecker, der hier seine Streifzüge bilanziert, ist kein anderer als Immanuel Kant, geboren 1724 in Königsberg und gestorben 1804 ebenda. In Königsberg hat er sein gesamtes Leben verbracht; gereist ist er nur, wie das obige Zitat demonstriert, im Geiste, und zwar durch das „Land des reinen Verstandes“. Da dieses jedoch gleichzeitig das „Land der Wahrheit“ ist, umgeben vom universalen Ozean des Scheins, des Nebels

¹ Die Passage findet sich in der *Kritik der Urteilskraft* zu Beginn der transzendentalen Analytik der Urteilskraft im Kapitel *Von dem Grunde der Unterscheidung aller Gegenstände überhaupt in Phaenomena und Noumen* (Kant 1983, Bd. 3, 267f.).

und des Trugs, ergibt sich auch keine Notwendigkeit für einen „auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer“, die heimische Studierstube zu verlassen; findet sich doch alles, was man zum zufriedenen Leben braucht, dort, und man ist sicher vor „leeren Hoffnungen“, sinnlosen Abenteuern und endlosen Reisen. Das dort neu errichtete Reich der kritischen Vernunft gewährleistet endlich sichere Erkenntnis in „unveränderlichen Grenzen“. Wozu also noch Weltreisen?²

Georg Forster hingegen ist so viel und so weit gereist wie wenige seiner Zeitgenossen; und das Motto aus den Horazischen *Episteln*, das seinen Essay *Cook der Entdecker* ziert, ist die kürzeste Formulierung seines Einspruchs gegen den Königsberger Philosophen und Reisenden im Geiste: „Nullius in verba!“ Für Forster, als gleichzeitig gelehrter und populärer Autor, als Reiseliterat wie als Ethnologe und als Philosoph, ist die unhintergehbare Voraussetzung der Erkenntnis der Welt, dass man sie möglichst umfassend erfährt – so wie er sich selbst den Erfahrungen des „stürmischen Ozeans“ und der „Nebelbänke“ und des „wegschmelzenden Eises“ ausgesetzt hat, und das eben nicht nur metaphorisch. Nicht nur Forsters naturwissenschaftliche, kulturgeschichtliche und ethnologische Positionen beruhen auf diesen ganz konkreten Erfahrungen, sondern auch sein Konzept einer praktischen Philosophie, das er allerdings nirgends geschlossen dargestellt hat, sondern in einzelnen Essays streift, aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, immer wieder in gut skeptischer Tradition auch in Frage stellt. Forsters Philosophie ist insofern nicht nur (aber zum Teil auch) Popular- oder Lebensphilosophie, sondern sie ist sozusagen ‚Weltphilosophie‘; und anschaulich verkörpert erscheint sie im Heros der praktischen Urteilskraft, dem Entdecker.

Diese These will ich im Folgenden in drei Teilen anhand des Essays *Cook der Entdecker* ausführen. Zunächst gehe ich sehr kurz auf die Entstehung des Textes ein. In einem zweiten Teil skizziere ich den Hintergrund von Forsters Kant-Kritik, wie sie auch in anderen Essays aufscheint. Im dritten und umfangreichsten Teil werde ich dann das Modell des Weltreisenden als Heros der praktischen Urteilskraft in *Cook der Entdecker* – unter besonderer Betonung seiner anti-kritizistischen Elemente – skizzieren.

² Vgl. zu Kants Verhältnis zur Reiseliteratur Kuhn 2012.

I „die Gelegenheit, meine Philosophie auszukramen“ – Zur Entstehung von *Cook der Entdecker*

Cook der Entdecker entsteht in engem Zusammenhang mit Forsters Übersetzung von Cooks Tagebüchern zu dessen dritter Reise, die sich bekanntlich über längere Zeit hinzog und mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.³ Die Idee, dieses Projekt mit einer biographischen Schrift über Cook selbst zu verbinden, wird geboren, als sein Korrespondenzpartner Sömmering ihn auf eine Preisaufgabe der Akademie zu Marseille aufmerksam macht; Forster ist sogleich angetan von der Idee:

ich werde mich daran machen **Cooks** Eloge zu schreiben, so gut ich kann, denn ultra posse nemo obligatur, und wenn ich nicht ganz von Gott verlassen bin [...], so müßte doch das Ding mit dem T[eufel] zugehen, wenn ich den Preis nicht bekäme. (An Sömmering, 16.01.1786, AA V, 727)

Die Ausarbeitung in französischer Sprache erweist sich jedoch als zu mühevoll. Im April gibt Forster die Bewerbung auf, behält aber den Plan in modifizierter Form bei; an Sömmering schreibt er:

Vielleicht bringe ich meine Gedanken zu Papier als eine Art von philosophischen oder raisonnirenden Versuch über Cook und seine Entdeckungen. Es ließe sich vieles darüber sagen, das zumal nicht nach der alten Leyer wäre. (An Sömmering, 29.04.1786, ebd., 728f.)

Nachdem er sich dann ein Jahr lang mit der Arbeit geplagt und sie im März 1787 tatsächlich abgeschlossen hat, resümiert er in einem Brief an Meyer noch einmal:

Es war mir, wie Du leicht denken kannst, um keinen Panegyrikus auf **Cook** zu thun, der doch in der That **Alles** und vielleicht mehr, als ich von ihm sage, verdient, sondern was mir die Arbeit einzig angenehm machte, war die Gelegenheit, meine Philosophie auszukramen. (An Meyer, 02.04.1787, ebd., 734)

Die philosophische Intention steht also von Anfang an mindestens gleichberechtigt neben der biographischen Darstellung und der panegyrischen Rechtfertigung Cooks. Dazu kommt das Motiv der verdeckten Kant-

³ Vgl. zur Entstehung ausführlich das Nachwort von Klaus Popp (1980) sowie die Einführung in AA V, 727-734.

Kritik; an Meyer schreibt Forster nämlich auch, er würde die Gelegenheit nutzen, „hauptsächlich“ „gegen“ „**Kant**“ zu Felde zu ziehen (AA XIV, 663). Beides, die philosophische Intention und die Kant-Kritik, ist dem Text jedoch auf den ersten Blick kaum anzusehen, in dem Kant mit keinem Wort erwähnt wird und der über weite Strecken einen zusammenfassenden, ausführlichen, sehr detailreichen Bericht von Cooks Reisen mit einer höchst lobenden Bewertung, dem in seinem überschwänglichen Pathos beinahe unzeitgemäß wirkenden Panegyrikus auf Cook verbindet. Der längere Essay erscheint schließlich, wie geplant, als Einleitung zum dritten Teil von Cooks Tagebüchern, aber auch selbstständig 1789 im ersten Teil von Forsters *Kleinen Schriften*.

II Am „kritischen Abgrund“: Aspekte der Kant-Kritik in Forsters Essays

Bekannter ist die Kontroverse zwischen Forster und Kant, die sich an *Noch etwas über die Menschenrassen* entzündete, entstanden 1786, also genau in der Zeit, als Forster auch an *Cook der Entdecker* arbeitet.⁴ Forsters Kant-Kritik – die im Übrigen sowohl in ihrer Zeit als auch in ihren Argumenten nicht so isoliert dasteht, wie das eine höhenkammorientierte Philosophiegeschichte manchmal glauben machen möchte⁵ – hat insgesamt sowohl methodische und erkenntnistheoretische Aspekte als auch im engeren Sinne „weltanschauliche“: Sie wurzelt in seinem grundlegend anderen Menschenbild ebenso wie in seiner immer stärker werdenden skeptischen Einschätzung der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten sowie einem anderen Wissenschaftsverständnis.⁶

⁴ Vgl. zu der Debatte um die Menschenrassen ausführlich van Hoorn 2004, bes. Kap. 3.4.2., sowie Godel u. Stiening 2012. Auch Siegfried Scheibe geht ausführlich auf Forsters Kantkritik im Zusammenhang mit dem Menschenrassen-Aufsatz, aber auch darüber hinaus ein (vgl. AA VIII, 375-471).

⁵ Vgl. zur zeitgenössischen Kantkritik Pietsch 2010 (zu Forster: 97-99).

⁶ Die verdeckte Kant-Kritik in *Cook der Entdecker* wurde bisher in der Forschung nur beiläufig analysiert; vgl. dazu Popp 1980, 227f. sowie Pietsch 2010, 97f. Hier wird versucht, die Gegensätze noch umfassender herauszuarbeiten.

In dem *Menschenraßen*-Aufsatz hatte Forster zunächst explizit seine Bedenken gegen eine allzu einseitige, ausschließlich mit formalen Syllogismen und Abstraktionen arbeitende spekulative Philosophie dargelegt: Empirische Erfahrungen und naturwissenschaftliche Fakten böten ein unentbehrliches und unparteiisches Überprüfungsverfahren. Dessen Wert sei umso weniger gänzlich von der Hand zu weisen, als man sich in einer Zeit großer wissenschaftlicher Entdeckungen und Umwälzungen befände, in der auch für sicher gehaltene Erkenntnisse sehr schnell veralten könnten – wofür Forster gleich ein Beispiel gibt:

Sogar die spekulative Philosophie dürfte diesem allgemeinen Schicksal unterworfen seyn. Wer denkt hiebey nicht gleich an die Kritik der reinen Vernunft? (AA VIII, 132)

Zudem sei es problematisch, dass die spekulative Philosophie von willkürlichen Definitionen ausgehe, die, noch dazu verbunden mit einem spezialisierten Sprachgebrauch, leicht dazu führen könnten, die eigene Perspektive auf die Dinge durch „die Farbe seiner Brille“ (ebd., 133) als die einzige wahre zu betrachten. Wer aber, so fragt Forster provozierend,

wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines bloßen, jedoch scharfsichtigen und zuverlässigen Empyrikers, den vielen geschminkten eines partheyischen Systematikers vorziehen? (Ebd.)

Und das Beispiel, das Forster an dieser Stelle für den Wert solcher objektiven Beobachter nennt, ist nicht zufällig der „Beytrag[], den die **neuern Reisenden** zur Kentnis der Menschengattung geliefert haben“ (ebd.).

Die Methodenkritik wird fortgesetzt im 1789 im *Neuen Deutschen Museum* erschienenen *Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit*, Forsters skizzenhaftem geschichtsphilosophischem Entwurf.⁷ Dort beklagt sich Forster einleitend (und mit dem bezeichnenden ironischen Unterton, der den ganzen Beitrag charakterisiert) wiederum über die Idealisierungstendenzen in der „neueren Philosophie“, die sie körpervergessen gemacht habe:

Die Substanzen, sagt man, fliehen sie stärker, je eifriger sie ihnen nachforscht; sie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Gesichte verloren, sondern sogar der Körper soll ihr neulich abhanden gekommen sein. Wenn es

⁷ Vgl. dazu van Hoorn 2004, bes. Kap. 4, sowie Rohbeck 2006.

so fortgeht, und alles um sie her verschwindet, so läuft sie wirklich Gefahr, im großen idealischen Nichts sich selbst zu verlieren (AA VIII, 186).

Demgegenüber geht sein eigenes vierstufiges Modell der Entwicklung des Menschengeschlechts geradezu programmatisch von körperlichen Phänomenen, physiologischen Begriffen und der empirischen Erfahrung und Beobachtung aus. Im Mittelpunkt steht der „ganze Mensch“, dessen individuelle Entwicklungsgeschichte dann nach dem Muster der Parallele von Phylogenese und Ontogenese auf die Menschheitsentwicklung übertragen wird. Das ist wenig neu in der Zeit, untermauert aber noch einmal die besondere Bedeutung körpernaher Erfahrungen und Empfindungen für Forster: Gezeichnet wird insgesamt eher eine Physiologie als eine Philosophie der Menschheit, die dementsprechend auch eher von medizinischen und historischen Beispielen zehrt als von Überlegungen zur Vernunftnatur des Menschen, gleichwohl aber bis zum Geistigen aufsteigt. Am weitesten ist Forsters Kantkritik in der späteren Schrift *Über den gelehrten Zunftszwang* (1792) ausgeprägt. Hier geht es nicht mehr nur um die Problematik abstrakter und willkürlicher Begriffe oder um Systemzwänge, sondern um die Möglichkeit einer „allgemeinen Vernunft“ schlechthin, die für Forster notwendig ein „Phantom“ ist:

Ein Phantom, welches unter dem Namen allgemeine Vernunft, die unbedingteste Huldigung verlangt, scheint noch jetzt die Freiheit jeder wirklich existirenden subjektiven Vernunft beeinträchtigen zu wollen. [...] Auf diese Weise wirkt die scharfsinnigste Anwendung der Vernunft, wodurch sie, zum unschätzbaren Gewinn der Wissenschaften, eine Gränzbestimmung ihres eigenen Vermögens zu Stande brachte, sehr nachtheilig auf den Verstand zurück und hemmt den freien Gebrauch seiner Kräfte (AA VIII, 230f.).

Die kritische Philosophie, so könnte man paraphrasieren, hat sich sozusagen in ihrem ursprünglich aufklärerischen Impetus selbst untergraben, indem sie sich zur Alleinherrscherin aufschwang, keine Kritik der Kritik mehr zuließ und selbst grenzenlos wurde. Für Forster, der davon überzeugt ist, dass es „für endliche, sinnliche Geschöpfe, wie wir, nur immer eine bedingte, zufällige, keine selbstständige, absolute Wahrheit giebt“ (ebd., 232), ist das nichts anderes als „zünftige[r] Despotismus“ (ebd., 231), getrieben von dem gleichen Interesse wie alle politischen Despotien: Machterhalt und absolute Herrschaft, wenn auch „nur“ im Reich des Geis-

tes. Ein solcher absoluter Machtanspruch ist nicht nur moralisch und politisch zweifelhaft, sondern für den Fortschritt des gesamten Menschengeschlechts fatal in höchstem Maße, da die enge Beschränkung auf den „Zauberkreis eines Systems“ durch

die Beschränktheit des Raums und die Armuth der Ideen die Hälfte unserer Anlagen zur Unthätigkeit verdammen, indeß die andere ein mechanisches opus operatum treibt. (Ebd., 231)

Das jedoch lenkt uns, in fast direkter Linie, zu *Cook der Entdecker* zurück: Denn das Lob des Entdeckers als Heros der praktischen Urteilskraft beruht vor allem auf seiner wichtigsten und für Forster gänzlich unersetzlichen Eigenschaft, seinem rastlosen Tätigkeitsdrang nämlich. Die kritische Vernunft, in ihrem starren System, ist für Forster abgeschlossen und deshalb tot; der Entdecker hingegen das Paradigma des lebendig sich entfaltenden, soviel äußere Einflüsse und Erfahrungen wie nur möglich integrierenden Bildungs- und Tätigkeitsstrebens des Menschen, in seiner besten und heroischen Form.

III „Wohlthätige Genien oder Halbgötter“ – *Cook der Entdecker*

Der umfangreiche Essay *Cook der Entdecker*⁸ ist in vier Teile aufgegliedert. In seiner *Einleitung* stellt Forster zunächst das Ziel des Unternehmens dar:

Mit anderen Worten: **Cooks** Entdeckungen zusammenzufassen, ihre Grenzen abzustecken, ihrer geschickten Anordnung und Verbindung, so wie manchen ihrer wichtigen Folgen nachzuspüren, und auf die Art nicht bloß dem Seemann und Entdecker, sondern auch dem Menschen, ein geringes Denkmal zu stiften (AA V, 193).

Danach jedoch kommt er ziemlich schnell auf den philosophischen Hintergrund zu sprechen, vor dem dieses „Denkmal“ errichtet wird. Die Argumentation richtet sich nämlich zunächst primär gegen Rousseau und

⁸ Vgl. zur zeitgenössischen Darstellung von Captain Cook Popp 1980, 201f. Eine umfassende Analyse des Textes hat Johannes Görbert soeben vorlegt; er liest die „(Ideal-) Biographie als bemäntelte Autobiographie“ Forsters (2014, 292; vgl. dort auch den Forschungsbericht mit weiteren Quellenangaben, 285f.).

dessen Darstellung des Naturzustandes als statischen Idealzustand des Menschen sowie seine harsche Kritik der kulturellen Entwicklung als gänzlich deformierend und korrumpierend.⁹ Forster hält dagegen: Der Mensch hat keine bloß „thierische“ oder „physische“ Bestimmung,

sondern sein Charakter ist, wie der Philosoph der Menschheit unwiderstehlich dargethan hat, *Sittlichkeit* (ebd., 194).

Gemeinhin geht die Forschung davon aus, dass sich diese Stelle auf Herder und seine *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* bezieht, deren erster Teil 1784 erschienen war und die für Forster ein Vorbild dafür sind, wie man anders als Kant eine kulturgeschichtlich inspirierte und die empirischen Fakten zur Kenntnis nehmende Philosophie betreiben kann.¹⁰ Die Formulierung vom „Philosoph der Menschheit“ legt das zwar nahe; für Herder besteht jedoch der „Charakter“ der Menschheit viel eher in Vernunft, Verstand, Besonnenheit und Humanität; der Begriff „Sittlichkeit“ findet sich so gut wie nirgends in Herders Schriften dieser Zeit. Insofern könnte an dieser Stelle ein – ausnahmsweise positiver – Hintergedanke auch Kant gegolten haben, in dessen *Kritik der reinen Vernunft* die „Sittlichkeit“ bereits in der Theorie des höchsten Gutes eine zentrale Stelle einnimmt.¹¹ Die Sittlichkeit des Menschen wird jedoch für Forster im Gegensatz zu Kant nur in Tätigkeit und im Kampf zwischen den Extremen individuell ausgebildet. Es gibt kein Einheitsmodell des idealen Menschen mit einer idealen Sittlichkeit, sondern nur „[u]nzählige Nüancen der Organisation und der äußern Verhältnisse“, die „verschiedene Mischungen des Charakters“ (ebd., 196) erzeugen. Das ergibt sich direkt aus dem Gesetz der Natur, die sich immer nur in Konflikt und Kampf zwischen Gegensätzen entwickelt, in der jeglicher Stillstand, das von „manche[n] Philosophen“ ersehnte „vollkommene Gleichgewicht der Kräfte“ (ebd., 195), als Tod erscheint. Demgegenüber nimmt der Entdecker das Risiko auf sich, durch sein Handeln auch Schaden anzurichten, Fehler zu machen, Irrtümer zu begehen – aber alles, so Forster, ist besser als Stillstand:

⁹ Vgl. zur Rousseau-Rezeption von Forster im Essay Kronauer 2000.

¹⁰ Vgl. Pietsch 2010, 99 sowie van Hoorn 2004, 78.

¹¹ Vgl. Kant 1983, Bd. 4, 681; vgl. dazu auch van Hoorn 2004, 200.

Wer sieht nicht lieber in allem, was die Nerven zur Thätigkeit spannt, weise Vorsorge der Natur, die allmählig jede Kraft zur Entwicklung reif macht, während daß ihr großes Werk der Zeugungen unaufhaltsam fortschreitet? (ebd., 198)

Als solche Exempel großer Tätigkeit werden die Entdecker hier sogar zu „wohlthätige[n] Genien oder Halbgötter[n]“ (ebd., 199) verherrlicht. Cook im Besonderen tritt auch auf als „kühne[r] Argonaute“ (ebd., 213) mit der „Flamme des Genius“ (ebd., 217); er ist mit dem ganzen Erdball „so genau bekannt geworden, als trüge er ihn, wie den Reichsapfel, in der Hand“ (ebd., 208).¹²

Wozu nun diese etwas befremdlich anmutende, mythologisch gestützte Verherrlichung? Forster reagiert damit nicht nur (aber auch) auf eine schon länger verbreitete Entdecker- und die beginnende Kolonialismuskritik seiner Zeit. Er versucht, die Entdeckung selbst als Paradigma menschlicher Exzellenz möglichst stark nicht nur argumentativ, sondern auch emotional anzureichern: Was für die Antike ihre Halbgötter waren, sind speziell für uns Europäer der Neuzeit die großen Entdecker, nämlich Identifikationsfiguren und Vermittler des Erhabenen. Sie verkörpern den von Forster mehrfach beschworenen „Geist der Entdeckung“ (ebd., 207), fernab vom egoistischen Streben nach schnödem Ruhm oder gar Bereicherung. Und wie die alten Epen die Heldentaten der Halbgötter verherrlichten, tut es die neuere Reisebeschreibung mit den großen Entdeckungsreisenden: Der „verwegenste Schwung einer romanhaften Einbildungskraft“ reiche jedoch kaum hin, um deren „wirklichen Thaten“ (ebd., 216) gerecht zu werden.¹³

In diesem Sinne entwirft der erste Teil, die *Geographische Übersicht*, ein umfassendes Panorama der Cookschen Reisen um die Welt vor dem historischen Hintergrund der ihm vorhergehenden großen spanischen Entdecker wie Kolumbus und Magellan. Noch umfangreicher und wichtiger für die Argumentation aber ist der zweite Teil des Essays, die *Anordnung*. Äußerst detailreich beschreibt Forster hier den „wohldurchdachten Plan[]“ des Ganzen als Prototyp einer „zweckmäßigen Ausführung einer wahren

¹² Forster folgt hier dem „Typus einer systematischen Biographik, die sich einzelne Aspekte herausgreift“ (Scheuer 1979, 37).

¹³ Das zweite literarische Muster, dessen Forster sich hier bedient, ist der Abenteuerroman (vgl. ebd., 36f.).

Entdeckungsreise“ (ebd., 233f.). Dazu gehören im Einzelnen Auswahl und Ausrüstung der Schiffe, Vorratshaltung, Personalauswahl und Personalführung, Fragen der Arbeitsorganisation auf See, das Verhalten bei Landgängen bis hin zu Cooks revolutionären Neuerungen bei der Skorbutvorsorge – alles ist, so wird Forster nicht müde zu betonen, aufs weiseste geplant und durchgeführt von Cook persönlich, der „Seele des ganzen Unternehmens“ (ebd., 234), der sich um jedes nautische Detail, jeden Seemann, jedes Fass Sauerkraut persönlich kümmerte. Die dafür erforderliche immense praktische Intelligenz, der Erfahrungsreichtum und „rege[] Beobachtungstrieb“ (ebd., 242), die Ausbildung zum „vollkommensten Gebrauch der Sinne“ (ebd.), der vorsorgliche Blick in die Zukunft, die umfassende Berücksichtigung aller, auch der kleinsten Zufälligkeiten – all dies zusammen zeichnet Cook als wahren Weisen aus, im Gegensatz zu den spekulativen Lehnstuhl-Philosophen:

Sie, die Weisen unsers Jahrzehends, wissen alles besser, denn sie wissen alles voraus, und spotten des Entdeckers, dem diese hehre Divinationsgabe fehlt. [...] Bey diesen und ähnlichen Verweisen, welche die Philosophie im Lehnstuhl dem Entdecker ertheilt, muß er freylich betroffen schweigen (ebd., 234f.).

Neben der Stilisierung Cooks zum wahren Weisen versucht Forster zudem, die Erzählung durch philosophische Topoi quasi zu nobilitieren. So wird beispielsweise die Lebensweise des Matrosen als eine „wahre Philosophie des Lebens“ beschrieben, die immer ein „Resultat der Erfahrung und der Gesundheit“ sei (ebd., 247).¹⁴ Das Leben auf See wird zu einem besonders eindrücklichen Exempel wechselfoller menschlicher Erfahrung schlechthin – und das nicht zuletzt, weil es Forsters Auffassung von der Natur als ewigem Wechsel widerstreitender Kräfte und der menschlichen Bestimmung zur immerwährenden Tätigkeit aufs schönste demonstriert (vgl. ebd., 252f.). Ein anderes Beispiel für eine solche philosophische Aufladung ist die Auseinandersetzung mit Grundfragen des Eigentums und des Naturrechts. Erneut argumentiert Forster gegen Rousseau, dass es einen angeborenen Eigentumsbegriff gebe, der zunächst in den menschlichen Instinkten verankert sei und beim gebildeten Menschen dann be-

¹⁴ Ein anderes Beispiel ist die Parallele von Kapitän und Staatsmann (vgl. Scheuer 1979, 40).

grifflig und bewusst überformt und gesetzlich verankert werde. Das hätten gerade Cooks Erfahrungen in Tahiti durch empirische Beobachtungen gegen die haltlose Spekulation bewiesen. Allgemein jedoch gelte, dass in der konkreten Interaktion mit fremden Kulturen andere Regeln gälten als in der Theorie:

Selbst würdige und gelehrte Männer giessen viel unverdienten Spott über den Entdecker aus; weil er, ihres Bedünkens, ein unrechtes Compendium des Naturrechts nachgeschlagen haben müsse, um darin die Richtschnur seines Verkehrs mit den Insulanern des Südmeers zu finden. (Ebd., 264)

Das beste Beispiel für die wahre Philosophie im Geist des Entdeckers ist jedoch Cooks Erfolg bei der Skorbut-Vorsorge. Entgegen aller Vorurteile, allein durch „eigenes Nachdenken mit Scharfsinn“ geleitet, analysierte Cook nicht nur die Krankheitsursache, sondern setzte auch gegen erhebliche Widerstände die Therapie bei der Mannschaft durch und demonstrierte dadurch

die ganze Stärke einer gesunden natürlichen Beurteilungskraft, welche durch seine ausgebreitete Erfahrung und den Umgang mit einsichtsvollen Männern geschärft worden war. Wenn es einen Wahrheitssinn, das ist, um deutlicher zu sprechen, wenn es eine so glückliche Organisation giebt, welche zum richtigen Auffassen der Verhältnisse vorzüglich geschickt ist, – und wie wollte man daran zweifeln? – so besaß sie *Cook* gewiß in einem vorzüglichen Grade. (Ebd., 272)

Interessant ist hier vor allem die Formulierung vom „Wahrheitssinn“ – ein philosophisch nicht etablierter Begriff, der dunkel zunächst unterstellt, dass es einen den physiologischen Sinnesorganen analogen eigenen Sinn auch für die Wahrheit, also den Inhalt der Erkenntnis, geben könnte; Forster präzisiert: Es handelt sich um eine Form der „Organisation“ – also im weiteren (Herderschen) Sinne der sowohl physischen als auch geistigen Veranlagung und Ausbildung eines Menschen –, die es ermögliche, „Verhältnisse“ besonders gut zu erkennen. Die Wahrheit ist also ein Verhältnissbegriff, kein Substanzbegriff; sie kann nur real existierende Relationen erkennen, niemals aber Wesen oder erste Gründe. Es ist einleuchtend, dass ein derartiger relationaler Wahrheitsbegriff und der mit ihm verbundene eingeschränkte Erkenntnisbegriff davon profitieren, möglichst viel reale Verhältnisse tatsächlich in den Blick zu bekommen und Verbindun-

gen auch dort herzustellen, wo andere noch niemals hingekommen sind. In der rationalistischen Philosophie wird diese Vermögen unter dem Begriff des „Scharfsinns“ verhandelt, und genau diesen spricht Forster denn auch Cook in besonderem Maße zu, indem er ihm noch einmal gegen den „spekulativen Philosophen“ abgrenzt:

Thätigkeit ohne vorzügliche Geisteskräfte kann im Subalternen, Scharfsinn ohne regen Trieb zu handeln im spekulativen Philosophen brauchbar seyn; aber durch die Verbindung beyder Eigenschaften ward *Cook* zum Entdecker. (Ebd., 277)

IV Der „Geist der Entdeckung“

Im letzten Teil seines Essays gibt Forster nun „*Resultate*“. Dazu summiert er zunächst die neuen Einzelergebnisse für die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, die die Cookschen Expeditionen erbracht haben. Die imponierende Aufzählung gipfelt in einer geschichtsphilosophischen Erkenntnis: Es ist endgültig, gegen Rousseau, bewiesen, dass es keinen Stand der Natur gibt; es ist, gegen Kant, bewiesen, dass es nur eine Menschennatur, aber klimatische Varietäten gibt; und es ist, schließlich, gegen eine verallgemeinernde Moralphilosophie dargetan, „daß eine völlige und absolute Gleichheit unter den Menschen, so wie sie physisch nirgends existirt, auch sittlich unmöglich ist“ (ebd., 280f.). Darüber hinaus aber geht es Forster hier darum, noch einmal den „Geist der Entdeckung“ umfassend zu würdigen, indem er ihn sozusagen vermögenstheoretisch ausdifferenziert. Der Entdecker ist, zum ersten, im Blick auf den Verstand derjenige, der die „Summe des menschlichen Wissens mit jener Menge von neuen oder berichtigten Begriffen vermehrte“ (ebd., 281). Er ist darüber hinaus derjenige, der die nur theoretische Grundlegung der Erkenntnisvermögen, wie in Kants *Kritik* exemplarisch vorgelegt, am Prüfstein realer Erkenntnisse messen kann. Dazu jedoch darf er nicht auf der Insel des wahren Verstandes bleiben, sondern muss immer wieder in See stechen, und sei es bei Nebel und Gefahr von Leib und Leben wie Täuschung. Der Entdecker befördert, zum zweiten, die „politische und sittliche Glückseligkeit“ (ebd., 282) – zumindest des aufgeklärten, westlichen, täti-

gen Menschen. Denn Glück, so Forster wiederum in Darlegung seiner eigenen Moralphilosophie, ist nichts, was man ein für allemal erreicht, sondern besteht im Wechsel zwischen „Arbeit und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung“ (ebd., 286); und glücklich werden kann nur der, bei dem „die frohen Augenblicke des Genusses kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichste Entwicklung aller physischen und sittlichen Kräfte befördern“ (ebd., 287). Gerade dass die Weltreise nicht an ihr Ende kommt, sondern immer neue offene Horizonte der Tätigkeit öffnet, macht sie also zu einem Glücksversprechen (im Unterschied zum geschlossenen System).

Zum dritten wirkt der Entdecker nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf das Herz seiner Mitmenschen. Hier nun kommt Forster auf den eigentlichen Anlass der Schrift, die Übersetzung von Cooks Tagebüchern, zurück. Indem nämlich der Entdecker seinen Zeitgenossen nicht nur viel zu denken und zu wissen, sondern auch viel zu lesen und mitzufühlen gibt, macht er sich besonders um Herzens- und Geistesbildung seiner Zeitgenossen verdient:

Wenn ein Buch, das durch merkwürdige wissenschaftliche Resultate, lebhaft Schilderung von Gegenständen, die den Menschen nahe angehen, und Darstellung großer gefahrvoller Thaten oder ungewöhnlicher wirklichen Begebenheiten die Wißbegierde, das Nachdenken, die Einbildungskraft, die Empfindungen und Leidenschaften der Leser nach einander anregt – zugleich dem Verstande eine Menge neuer Begriffe, Erkenntnisse, Urtheile und Grundsätze einprägt, welche, da sie unmittelbar aus Erfahrung fließen, durch ihre praktische Beziehung auf das Leben, einen tiefen und bleibenden Eindruck machen: so kann es zur Bildung jedes einzelnen Lesers im erhabensten Sinne, nämlich zur zweckmäßigen Entwicklung seiner edelsten Anlagen, sehr wesentlich, und oft mit glücklicherem Erfolge beytragen, als manche Lehren, die auf das Wort des Meisters für apodiktisch gelten, und denen sein Beyspiel widerspricht. (Ebd., 296)

Das zielt natürlich zum einen auf die zeitgenössische Kritik der ‚Lektüresucht‘, speziell im Blick auf die Romanliteratur. Zum anderen geht es aber wieder ganz klar gegen die Systemphilosophie und ihren Anspruch auf intellektuelle Alleinherrschaft im apodiktischen „Wort des Meisters“: Hier wird nicht nur gelehrt, hier wird gebildet. Umfassende Leseerfahrung bei einer guten Reisebeschreibung nach dem Forster-/Cookschen Modell

kann damit sinnvoller als Landkarte zur Orientierung in der Welt dienen, als die auf das Land des Verstandes beschränkte – und zudem emotional wenig ansprechend gestaltete, die Phantasie geradezu unterdrückende – Landkarte der *Kritik der reinen Vernunft*.

All dies zusammengenommen macht Cook zu einem wichtigen Vorbild nicht nur für die Jugend, sondern für jeden an Tätigkeit interessierten Menschen. Forster rechtfertigt damit explizit auch die ungewöhnlich starken panegyrischen Züge seiner Abhandlung. Zwar sei auch der „wirklich große Mann“ (ebd., 230) insofern ein Produkt der Natur, als er von eben dieser außergewöhnlich große Anlagen mitbekommen habe sowie in der äußeren Welt entsprechend große Aufgaben finden konnte; der „große Mann“ unterliegt also, wie alles, dem Gesetz von Wirkung und Ursache, das in ihm nur ins Große potenziert erscheint. Durch die Bewunderung, die er bei seinem Mitmenschen und in der Nachwelt erregt – oder wenigstens: erregen sollte –, kann er diese nun ebenfalls zu großen Taten – oder wenigstens: überhaupt zum Handeln – ermutigen. Denn Forster sieht, wie wenig später Schiller, ein grundlegendes Problem der Kantischen Moralphilosophie darin, dass sie bei den allerbesten theoretischen Vorsätzen und einem fundierten Tugendwissen nicht unbedingt zu entsprechenden Handlungen führen muss: Es existiert, modern gesprochen, eine Motivationslücke, die Forster zufolge noch durch den zunehmend abstrakten und frühreifem Geist des Zeitalters verstärkt wird und dazu führe, dass „man oft mit achtzehn oder zwanzig Jahren alles zu wissen glaubt, und diese geistige Überladung gewöhnlich das kalte Fieber der Afterphilosophie nach sich zieht“ (ebd., 277). Nur durch Bewunderung für große Taten, durch Enthusiasmus, werde man hingegen hinreichend motiviert, auch selbst tätig zu werden. Denn wer niemals ein Gefühl für menschliche Größe entwickelt, der wird, so Forster,

sehr schwer, ich will nicht einmal sagen selbst zur Unternehmung großer Handlungen angefeuert werden, sondern auch nur sich die Fertigkeit erwerben, gewöhnliche gut zu verrichten. (Ebd., 276)

Insofern ist es zwar nicht nötig, dass jeder zum Entdecker wird und auf Weltreisen geht. Immerhin jedoch kann die Lektüre, so sie denn im richtigen „Geist der Entdeckung“ geschieht und nicht verblendet durch Vorurteile irgendwelcher Art oder geleitet durch vermeintlich absolute Wahr-

heiten, den Leser ermutigen, selbst etwas mehr Entdeckungsgeist in seinem Leben aufzubringen, und sei es auch nur in Königsberg – „nullius in verba“, oder, in Forsters Worten: „Anders muß man die Dinge ansehen, als Andere, weil man ein Anderer ist.“ (AA VIII, 360)¹⁵

Literaturverzeichnis

Godel, Rainer u. Gideon Stiening (Hrsg.): *Klopffechtereien, Missverständnisse, Widersprüche? Methodische und methodologische Perspektiven auf die Kant-Forster-Kontroverse*, München 2012.

Görbert, Johannes: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*, Berlin u.a. 2014.

Greif, Stefan: „Das Diskontinuierliche als Kontinuum. Aufklärung und Aufklärungskritik im Werk Georg Forsters“, in: GFS XV (2010), 77-93.

Hoorn, Tanja von: *Dem Leibe abgelesen. Georg Forster im Kontext der physischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2004.

Kant, Immanuel: *Werke in zehn Bänden*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1983.

Kronauer, Ulrich: „Georg Forsters Einleitung zu ‚Cook der Entdecker‘. Forsters Auseinandersetzung mit Rousseau über Fortschritt und Naturzustand“, in: *Wahrnehmung – Konstruktion – Text. Bilder des Wirklichen im Werk Georg Forsters*, hrsg. v. Jörn Garber, Tübingen 2000, 31-42.

Kuhn, Kristina: „Zur Bedenklichkeit des Marginalen: Kant und die Reisebeschreibung“, in: Godel u. Stiening 2012, 245-270.

Pietsch, Lutz-Henning: *Topik der Kritik. Die Auseinandersetzung um die Kantische Philosophie (1781-1788) und ihre Metaphern*, Berlin/New York 2010.

¹⁵ Das Zitat findet sich in dem Essay *Kann die Welt je ganz vernünftig und durch Vernunft glücklich werden* (AA VIII, 358-361). Vgl. dazu Greif 2010.

Popp, Klaus-Georg: „Nachwort“, in: *Cook der Entdecker. Schriften über James Cook von Georg Forster und Georg Christoph Lichtenberg*, hrsg. v. Klaus-Georg Popp, Leipzig 1980.

Rohbeck, Johannes: „Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Georg Forsters Geschichtsphilosophie im Kontext der europäischen Aufklärung“, in: *Natur – Mensch – Kultur. Georg Forster im Wissenschaftsfeld seiner Zeit*, hrsg. v. Jörn Garber u. Tanja von Hoorn, Hannover 2006, 13-28.

Scheuer, Ulrich: *Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1979.

Yvonne Maaß

Von Tierpflanzen und Blumentieren – ein literarisches Eintauchen in das Korallenriff mit Forster, Eschscholtz, Chamisso & Darwin

I Vorbemerkung

Es ist gut daß Sie Sich Ihr kleines Zimmer (denn trotz dem weggenommenen Ofen kann ich es nicht mit der Peterskirche vergleichen) durch Reisebeschreibungen recht groß und weit machen. Mir ist es immer ein unaussprechliches Vergnügen, mich im möglichst kleinsten körperlichen Raum im Geiste auf der großen Erde herum zu tummeln.¹

Die geistige Eröffnung des schillernden Horizontes durch die Reisebeschreibung, die zugleich unterhaltenden wie bildenden Charakter besaß, beschrieb Schiller im Brief an seine Verlobte als einen wahrhaftigen Lektüregenuß, der sich auch im „kleinsten körperlichen Raume“ entfalten läßt. Die wachsende Beliebtheit der Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jh. hatte natürlich auch darin einen Nährboden, dass es zu dieser Zeit nur wenigen Personen vorbehalten war, das Abenteuer einer Weltreise zu erleben, von dem viele nicht zurückkehrten. Ein derart großes Risiko ging Schiller, der die Welt der Reflexionen und Theorien liebte, nie ein. Tatsächlich hatte Schiller weder die o.g. Peterskirche je gesehen, noch hatte er (wie auch Kant) Deutschland jemals verlassen. Die Orte seiner Dramen hat er nie besucht – „niemals hat er an der Küste gestanden, nie das Meer gesehen“.² Die großen literarischen Weltreisen, die Schiller und seine Verlobte lasen, stammen von mutigeren Schriftstellern, als er einer war.

¹ An Charlotte v. Lengefeld, *Schillers Werke*, NA XXV, 144.

² Damm 2004, 14.

Zu ihnen gehören die Gelehrten Georg Forster (1754-1794), Adelbert von Chamisso (1781-1838) und Charles Darwin (1809-1882). Gemeinsam ist diesen Autoren, dass sie in ihrer Begeisterung und Profession sowie in ihrer grundlegenden Motivation zum Aufbruch in die Weltmeere vor allem Forschungsreisende waren. Genauer waren Forster, Chamisso, Darwin und auch Johann Friedrich Eschscholtz (1793-1831) ausnahmslos Naturforscher³, deren Hauptarbeitsgebiete im 18. und beginnenden 19. Jh. zunächst in der Botanik, Zoologie, Geologie und in angrenzenden Gebieten wie der Meteorologie, Astronomie und Kartographie lagen. Während die Erstgenannten je nur eine Weltreise unternahmen, von der sie in den Folgejahren die Ergebnisse auswerteten und Theorien auf der Grundlage der Erträge (Daten und Objekte) entwickelten, betrat Eschscholtz das Holz eines Segelschiffes auch ein zweites Mal, um an der dritten russischen Weltumsegelung 1823-1826 unter Kotzebue teilzunehmen.

Die naturkundlichen Studien auf Forschungsreisen des 18. und 19. Jh. machen einen Großteil des Textumfangs der Reisebeschreibungen aus und müssen somit unter die genrespezifischen Aspekte dieser Reiseliteratur gefasst werden. Die Auseinandersetzung mit Naturstudien, die zum Teil direkt auf dem Schiff, aber vor allem während der Landaufenthalte einer Weltumsegelung betrieben wurden, hat bisher zu wenig Raum in der germanistischen Reiseliteraturforschung eingenommen und sollte daher als eigener Untersuchungsgegenstand fokussiert werden, schließlich war die Naturforschung das Hauptbetätigungsfeld bedeutender, reisender Autoren.⁴ So heißt es in der Forster'schen *Reise um die Welt* von 1784 auf dem zweiten Titelblatt (nach den Errata) dezidiert, dass die Reise „zu[r] Erweiterung der Naturkenntniß unternommen“ wurde, bei Chamisso sind die *Bemerkungen und Ansichten* (1821) vom „Naturforscher der Expedition“⁵ und bei Darwin markiert es der Haupttitel.⁶

³ Die Begrifflichkeiten unterliegen einer historischen Wandlung. Sprach man im 18. u. 19. Jh. von der Naturgeschichte, die aber keine historische, sondern deskriptive Disziplin war, etablierten sich die Begriffe Naturkunde u. Naturforschung verzögert. Georg Forster bezeichnete sich in seiner *Reise um die Welt* durchaus schon als Naturforscher.

⁴ Zu diesem Forschungsdesiderat siehe: Maaß 2013.

⁵ Kotzebue 1821, III.

⁶ *Journal of Researches Into The Geology and Natural History* [...], London 1839.

Das Korallenriff – exemplarisch für die Naturstudien hier gewählt – stellt einerseits für die Forscher ein lebendes Biotop diverser Tierarten dar, andererseits steht es als sprachliches Symbolfeld mit Assoziationen wie Meeresidylle, Exotik, Schönheit, Tiefsee, das Unbekannte und das Fremde in Verbindung. Das weite glitzernde Meer mit seinen farbenfrohen, seicht schwingenden Korallen in azurfarbenen Lagunen verheißt gleichzeitig die Idylle wie auch die drohende Gefahr (Schnittwunden beim Tauchgang, Beschädigung des Schiffsrumpfes, Sinken) und kann als Teil der Inszenierung des Südsee-Mythos betrachtet werden.

II Von Tierpflanzen und Blumentieren

Die Naturkunde teilte ihre Untersuchungsgegenstände seit Linnés Hauptwerk *Systema naturæ* in drei große Reiche: *regnum animales* (Tiere), *regnum vegetabile* (Pflanzen) und *regnum lapideum* (Gesteine).⁷ Aus dieser Einteilung erwachsen durch Spezialisierung und Differenzierung die Forschungsgebiete Zoologie, Botanik und Geologie. Als probates Mittel der Taxonomie erwies sich die Linné'sche binäre Nomenklatur, mit der schon Georg Forster und sein Vater arbeiteten und die eine wissenschaftlich international anwendbare Systematik in lateinischer Sprache ermöglichte. Die Korallen sind als eine Verbindung der drei Reiche eine ganz besondere Erscheinung der Natur. Bis ins 19. Jh. galt für Korallen die Bezeichnung *Zoophyten*, die auch Forster, Chamisso, Eschscholtz und Darwin geläufig war. Die griechischen Wortbestandteile für Tier (*zóon*) und Pflanze (*phyt*) wurden in der deutschen Namensgebung „Tierblumen“ bzw. „Blumentiere“ verwendet, so wie in Pallas' *Charakteristik der Thierpflanzen*.⁸ Zu ihnen gehören die Korallen und Seeanemonen, die gemeinsam mit den Quallen heute den Stamm der Nesseltiere bilden. Die riffbildenden *Zoophyten* hinterlassen ein Skelett, das als mineralische Substanz (Kalziumcarbonat) dem Reich der Gesteine angehört. Die Fusion der Tier- und Pflanzenwelt im Sonderfall der *Zoophyten* spiegelt sich in der sonderbaren Namensgebung einiger Gruppen wider. Die „Seeanemonen“, die zu den „Sechsstrah-

⁷ Linné 1735. Das Werk erschien in 12 veränd. u. v. Linné überarb. Aufl. mit variierenden Titeln.

⁸ Pallas 1787.

ligen Blumentieren“ gezählt und auch „Fleischkorallen“ genannt werden, rufen namentlich die bedeutungsdifferenten Assoziationen ‚Tiefsee‘ und ‚Frühblüher‘ hervor. Die „Blumenqualle“ ist die wörtliche Verknüpfung der äußeren Form einer Blüte fin Verbindung mit der im Meer frei schwimmenden Meduse. Bei den „Seefedern“ oder „Federkorallen“, die zu den „Achtstrahligen Blumentieren“ gehören, ist die äußere Erscheinung (tierische Feder) ebenfalls ungewöhnlich mit der Wasserwelt verknüpft. Im Altertum ordnete man die Korallen den Pflanzen zu. Korallenriffe wurden „nach der Bezeichnung des Dioscorides“ als „Seegewächse“ und als „ein Wald von *steinernen* Bäumen“ beschrieben.⁹

⁹ Humboldt 1987, 212.

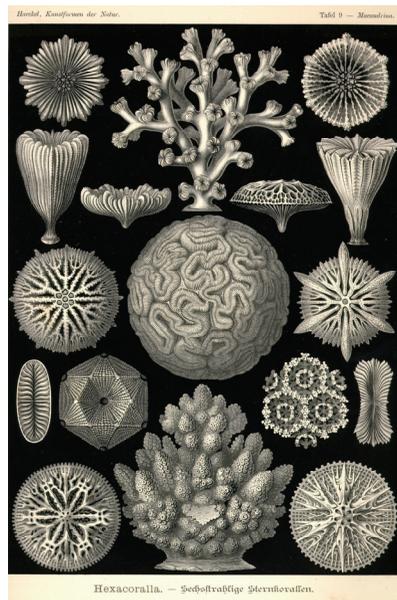
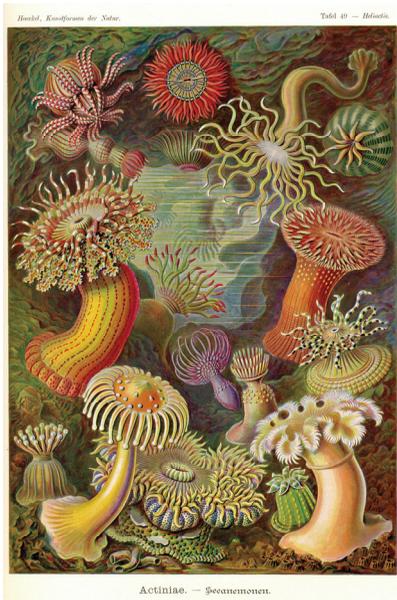
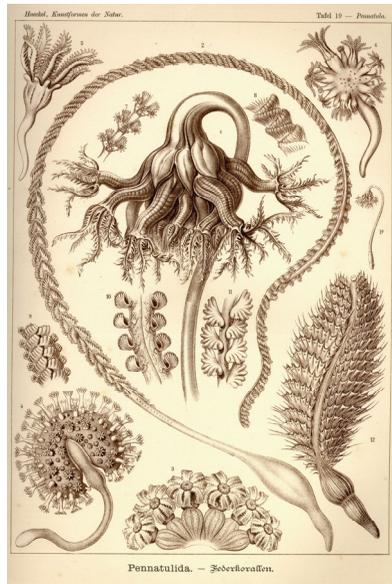
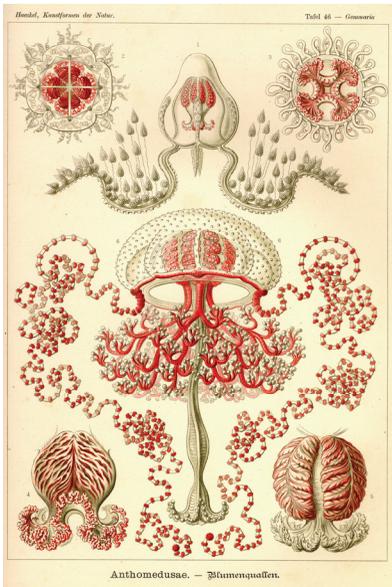


Abb. 1: Blumenquallen, Federkorallen, Seeanemonen, Hexacoralla,
aus: Ernst Haeckel: *Kunstformen der Natur*, 1899-1904.

III Ein Wurm im Steingehäuse – Korallenstudien von Johann Reinhold und Georg Forster

Die Beobachtungen der Forsters zu den Korallen auf der zweiten Cook'schen Weltumsegelung 1772-1775 lassen sich anhand von drei Textdokumenten, die je einen anderen Aspekt der Studien erfassen, rekonstruieren. Wissenschaftlich basiert ist ein Textfragment aus Georg Forsters *Kompendium der Naturgeschichte*. Hierin notierte er zur Begriffsbestimmung der Mineralogie mit Bezug zur Einordnung der *Zoophyten* und Korallen Folgendes:

Mineralogie.

§.52. Die unorganischen K[örper] begreift man unter dem gemeinschaftlichen Namen *Mineralien*, und sie alle zusammen machen den Theil der Natur aus [,] den man das Mineralreich nennt. Es giebt hin und wieder Körper [,] welche die 3 versch. Reiche unter e. a. näher zu verbinden scheinen, und die gleichsam auf der Gränze zwischen zwey R. zu stehn scheinen, dergl. sind die Korallen zwischen dem M. und Th.reich, die Zoophyten und Schwämme zwischen Th. und Pfl.R. (AA VI/2, 913)

Interessant daran ist zum einen der sehr sachliche, faktisch verkürzte Textinhalt in komprimiertem Stil, der zehn Wortkürzungen in zwei Sätzen enthält und im starken Gegensatz zur poetisierten und stilistisch brillanten Reisebeschreibung steht. Zum anderen fällt inhaltlich eine Zuordnung der Korallen ins Auge, die die Gruppe derselben als Fusion aus Mineral- und Tierreich, abgesondert von den *Zoophyten* und Schwämmen, die die Fusion der Tier- und Pflanzenwelt abbilden, einzeln erfasst.

Forster stellt in diesem Dokument die Korallen, die *Zoophyten* und die Schwämme auf eine Ebene nebeneinander, was für diese Zeit ungewöhnlich ist, da das Hyperonym „Zoophyt“ als beschreibende Kategorie von Tieren, die die Gestalt von Pflanzen haben, dient, in die die Korallen subordiniert werden. Die Bezeichnung „Zoophyt“ scheint bei Forster die Gruppe der weichen und skelettlosen Blumentiere und Seeanemonen zu erfassen, während die Korallen aufgrund der Kalkskelettbildung und die Schwämme, welche weichere strukturbildende Fasern produzieren, eine eigene Gruppe bilden. Diese Trennung geht wahrscheinlich auf Linné zu-

rück, der die *Lithophyten* (Steinpflanzen) von den *Zoophyten* abtrennte.¹⁰ Dass die Polypen (griech. *polypus* für Vielfuß, wegen ihrer Tentakel) den Tieren und nicht den Pflanzen zuzuordnen sind, hatte Jean André Peyssonnel (1694-1759), dessen 1723 begonnenen Studien Linné und auch Forster bekannt waren, bereits bewiesen.¹¹ Philipp Cavolini, der 1784/85 ausführliche Korallenstudien am Meerbusen von Neapel durchführte, hat in seinen *Abhandlungen über Pflanzen-Thiere des Mittelmeers* geschrieben: „Ich gebrauche das Wort Polyp als Synonym mit Zoophyt, Pflanzenthiere, Lithophyt, Ceretophyt und mancher andern von Schriftstellern erfundenen Benennung.“¹² Der Rückgriff auf die Schriftsteller stammt wohl aus Pallas' o.g. Werk und zeigt das Ringen um eine angemessene Namensgebung im Prozess der Systematisierung. Dort heißt es: „Die ältern Schriftsteller haben uns von dem Röhrenkorall weiter nichts, als nur dieses hinterbracht: es sei gleichsam ein Honigkuchen aus dem Meer, worinn ein gewisses Wurmgeschlecht entsprosse.“¹³ Zu diesem „Wurmgeschlecht“ äußert sich Georg Forster in seiner *Reise um die Welt*:

Die Koralle ist, bekanntermaßen, das Gebäude eines kleinen Wurms, der sein Haus, in eben dem fortschreitenden Maaße als er selbst wächst, vergrößert. Kaum bemerkt man in diesem kleinen Tierchen Empfindung genug, um es in dieser Absicht von den Pflanzen unterscheiden zu können: Gleichwohl baut es, aus der unergründlichsten Tiefe der See, ein Felsenwerk, bis an die Oberfläche des Meeres in die Höhe, um unzähligen Menschen einen festen Boden zum Wohnplatz zu verschaffen!¹⁴

Zuvor definiert Forster das Riff beiläufig, als er spannungsreich schildert, wie die *Resolution* auf ein Riff aufzulaufen droht („Furieux-Eyland“). Dort heißt es in einer Fußnote: „Ryf oder Rief heißet [...] eine Bank oder Strecke von Felsen, oder sonst eine seichte Stelle in der See, die entweder

¹⁰ Linné 1772, I: *Vermes. Lithophyta*, 229; *Vermes. Zoophyta*, 232. Vgl. auch Pallas 1787, 3.

¹¹ Forster schreibt in seinem Aufsatz „Neuholland und die brittische Colonie Botany-Bay“: „Die Untiefen und Klippen, die bey weitem den größten Theil von Neuholland umringen, und [...] die Schifffahrt äußerst unsicher machen, sind bekanntlich das Werk kleiner polypenartiger Thierchen, denen man erst seit Peyßonels Untersuchungen das thierische Leben zuerkennt.“ Aus: Forster 1789-97, I, 233-274, 252; Vgl. Peyssonnel 1756.

¹² Cavolini 1813.

¹³ Pallas 1787, 150.

¹⁴ Forster 1784 (fortan zit. als Forster, RuW), II, 289.

etwas unter Wasser stehet, so daß man [...] nicht mit großen Schiffen darüber wegfahren kann, oder [...] die See darüber wegbricht und Brandungen verursacht.“¹⁵ Ein Riff wird durch Forster an dieser Stelle nicht mit Korallen in Verbindung gebracht, sondern vorerst nur als eine geologische Formation beschrieben. In folgenden Textpassagen fallen jedoch beiläufig genauere Bezeichnungen wie etwa „Corallen-Rief“¹⁶ oder „Rief von Corallen-Klippen“.¹⁷

Neben der geologischen Attraktion von Riffen stellt Georg Forster die Korallen in seiner *Reise* vielmehr – und das ist bemerkenswert – in ihrer gesellschaftlichen Relevanz und Funktion für die besuchten Völkergruppen heraus, als dass er sie in seinen Betrachtungen zoologischen oder systematischen Aspekten unterwirft. Der Hauptteil seiner Darstellungen ist eher von kulturhistorischer als von naturhistorischer Relevanz. So schreibt er: „[F]ür ein Paar Corallen verkaufte“ man der Besatzung „[e]tliche kleine gebratene Fische“¹⁸, und ebenfalls für „Nägel und Corallen“ erstand man „ein Dutzend großer Hähne von vortrefflichem Gefieder“.¹⁹ Doch nicht nur Lebensmittel konnte man damit kaufen, die Mannschaft erwarb Güter im Tausch mit Korallen, Eisen, Messer, Medaillen, scharfen Steinen, Stoffen wie Betttücher und Hemden, Nägel und Muscheln: „Die Leute waren auf unsere Corallen, Nägel und Messer so erpicht, daß wir gegen diese Waaren eine unglaubliche Menge ihres Zeugs, ihrer Matten, Körbe und anderer Geräthschaften, desgleichen Coconüsse, Brodfrucht, Yams, Pisangfrüchte in großen Überfluss zusammen brachten.“²⁰ Diese Wertgegenstände wurden einerseits zum Treiben von Handel, andererseits auch als Zeichen von Dankbarkeit, Ehrerbietung oder zur Manipulation²¹ eingesetzt. So ließ man sich „[f]ür ein Paar Corallen“ „in einem Canot nach dem Schiffe übersetzen“²² oder belohnte Tän-

¹⁵ Forster, RuW, I, 259.

¹⁶ Ebd., II, 61, 421, 422; III, 7, 66, 76.

¹⁷ Ebd., III, 198.

¹⁸ Ebd., I, 311.

¹⁹ Ebd., II, 7.

²⁰ Ebd., I, 277.

²¹ Das Schenken von Wertgegenständen wurde auch als vermeintlich freundschaftliche Geste, mit dem eigentlichen Ziel, bestimmte Handlungen des Gegenübers zu evozieren oder an Informationen zu gelangen, praktiziert.

²² Forster, RuW, I, 374.

zerinnen, die die Korallen auch als Schmuck sehr schätzten.²³ „Die Officiers beyder Schiffe, und auch wir überhäuften die Tänzerinnen, zur wohlverdienten Belohnung ihrer Geschicklichkeit, mit Corallen und anderm Putzwerk.“²⁴ Erwähnenswert ist, dass Forster an manchen Stellen von „Glas-Corallen“ spricht, die jedoch keine echten Korallen, sondern in Europa hergestellte Glasperlen sind.²⁵ Nicht immer ist die Zuordnung eindeutig möglich.

Einen wesentlichen Gebrauchswert haben die Korallen, neben scharfen Steinen und Muscheln, auch als Werkzeuge für handwerkliche Tätigkeiten wie etwa das Schleifen, Schnitzen oder das Herstellen von Waffen.²⁶

So sind die Kanus „doch, von einem Ende bis zum andern, so glatt als unsere beste Tischler-Arbeit abgeputzt, welches höchlich zu bewundern ist, da das hiesige Handwerks-Zeug nur aus elenden Stücken von Corallen und die Hobeln nur aus Rochenhaut bestehen“.²⁷ Es bleibt festzuhalten, dass

Georg Forster in der *Reise um die Welt* den Korallen drei wesentliche Funktionen in den Kulturen der Inselbewohner und im interkulturellen Kontakt mit den Europäern zuschreibt: die Koralle als Zahlungsmittel bzw. Tausch- und Handelsware (auch als Bestechungsmittel), die Koralle als Schmuck und Zierde (bei Frauen, Männern und auch an Gebrauchsgegenständen) und die Koralle als Werkzeug und Waffe.

In den vorwiegend durch den Vater J. R. Forster verfassten *Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung*²⁸, die von Georg Forster übersetzt und mit Anmerkungen versehen wurden, gibt es einen ausführlicheren Abschnitt über die geographischen und geologischen Verhältnisse von Koralleninseln. Im Zentrum steht die Entstehung der Korallenin-

²³ Forster, RuW, II, 32.

²⁴ Ebd., II, 38.

²⁵ „In Braunschweig wurde [Johann Michael] Van Selow ein *Corallenarbeiter* genannt, der eine *Corallenfabrik* leitete. Dies bedeutet nicht, dass er wirklich Korallen verarbeitete. Wie bereits [...] erwähnt, wurde der Begriff ‚Corallen‘ synonym für Glasperlen verwendet. Der in Braunschweig ebenfalls verwendete Begriff ‚Kralen‘ ist auch der holländische Begriff für Glasperlen. [...] Weitere verwandte Bezeichnungen sind: ‚Glaskorallen‘, die böhmisch-tschechischen ‚koralen‘, wie auch das in Idar-Oberstein für runde Steine benutzte ‚Krellen‘.“ Aus: Rauch 2008, 201.

²⁶ Forster, RuW, II, 74.

²⁷ Ebd., 99.

²⁸ Forster 1783.

seln, wobei das von Georg Forster benutzte Bild des „Wurmes“ wiederkehrt. Ausgehend vom Textvergleich ist zu vermuten, dass der Vater vornehmlich die Erklärung der Riff- und Inselbildung übernahm, während Georg Forster der kulturellen Verwendung mehr Aufmerksamkeit schenkte. Es ist indes wahrscheinlich, dass beide Forsters zu den Korallenstudien einen regen Austausch hatten und daher die Frage nach dem geistigen Ursprung der geologischen Betrachtungen nach Quellenlage nicht beantwortet werden kann, zumal die Inhalte bzgl. der Korallenriffe aus des Vaters *Bemerkungen* und der *Reise um die Welt* später in Georg Forsters Schriften *Cook, der Entdecker* und *Neuholland und die brittische Colonie Botany-Bay* in fast identischer Ausführung wieder auftauchen. Das knapp drei Seiten füllende „Lehrgebäude über die Entstehung der Inseln“ in den *Bemerkungen* erfasst unter anderem die Erdveränderungen der niederen Inseln im „Südmeer“:

Alle niedrige Eilande der ersten Classe sind ein Seeprodukt, oder eigentlicher, das Werk der polyphenähnlichen Thiere, welche die Lithophyten vom Boden des Meeres bis zur Oberfläche allmählich breiter auferbauen. Die Bestandtheile sind kalkartig, mit einer animalischen Substanz gemischt. Im Südmeere erblickt man diese Polypengebäude in ihren verschiedenen Altern und von allerley Größe.²⁹

Anschließend wird über eine große Anzahl Inseln in der Nähe der Societätsinseln berichtet, die über Riffe miteinander verbunden sind. „Kokospalmen, nebst einigen Sträuchern, und antiscorbutischen Kräutern“ wachsen dort an herausragenden Stellen.³⁰ J. R. Forster beschreibt hier wie sein Sohn, dass es im Felsenring eine Öffnung gibt, die zwar für kleine Boote, jedoch nicht für größere Schiffe geeignet scheint, um in die Lagune zu gelangen. Das Bild vom Wurm im Steingehäuse wird übrigens beim Vater in gleichem Wortlaut wie beim Sohn benutzt:

Das Rief [...] wird also von den Lithophytenwürmern bis auf eine geringe Distanz von der Oberfläche des Meeres, erbaut. Die Wellen spülen nach und nach allerhand Muscheln, Tang, Korallstücke, Sand u.d.g. auf diese neuerbaute Mauer [...] Die Würmer, welche das Rief erbauen, scheinen den Trieb zu haben, ihre Behausung vor der Macht des Windes und des

²⁹ Forster 1783, 126.

³⁰ Ebd., 127.

ungestümen Meeres zu sichern; daher legen sie ihre Korallfelsen [...] dergestalt an, daß sie gleichsam eine kreisförmige Mauer bilden, und einen See vom übrigen Meere absondern, wo [...] der polypenartige Wurm eine ruhige Wohnung erhält.³¹

Aus dem „Aggregat einzelner Beobachtungen“ in *Cook, der Entdecker* ist zu sagen, dass „viele Inseln und Felsenbänke vom ansehnlichsten Umfange im heißen Erdstriche bloß das Werk einer Art polypenähnlicher Gewürme sind“³² und die Küste Neu-Hollands ist

[...] von Untiefen und Klippen, dem bewundernswürdigen Bau gewisser polypenartigen Thierchen, umringt. Ihre kalkigten Wurmgehäuse wachsen am unergründlichen Boden des Meeres fest, und werden, so wie das Thier in den untersten Stämmen abstirbt, zu wahren Felsenmauern von Korall, welche oberwärts immer neue Aeste treiben [...] Solche Korallenmauern sind es, an denen die hohe Woge des [...] Meeres sich schäumend brandet, und die der Seemann Riefe nennt.³³

Neben den langen Riffmauern erwähnt Forster die vom Seefahrer gefürchteten Einzelriffe, die aus dem „Zellenbau“ kleiner, vereinzelter „Wurmrepubliken“ erwachsen: Hier ginge „das Schreckliche über alle Beschreibung“, da das Schiff ständig auf empor ragende Zinken aus Korallen aufzulaufen drohe und der Seemann in solchen Gewässern vom „Tod in tausend Gestalten umringt“ sei.³⁴

IV Gesellige pflanzenähnliche Polypenstöcke – Korallenstudien von Chamisso und Eschscholtz

Das Lager ward auf einer freundlichen Wiese, unter dem Schatten eines Pandanus aufgeschlagen, und während man Feuer machte [...], durchstrich ich mit meiner Flinte die Insel, und die Herren Naturforscher beschäftigten sich mit den Korallen. [...] *Chamisso* und *Eschscholtz* kehrten mit einer

³¹ Forster 1783, 127-128.

³² Forster 1789-97, I, 186-187.

³³ Ebd., 51f.

³⁴ Ebd., 52f.

Menge seltener Korallen und Seethiere zurück, ihre Unterhaltung darüber war belehrend, und wir hörten mit Aufmerksamkeit zu [...]³⁵

Seit der Forster'schen Weltreise waren etwa 40 Jahre vergangen, als sich A. v. Chamisso und J. F. Eschscholtz auf der *Rurik*-Expedition, der zweiten russischen Weltumsegelung 1815-1818 unter Otto von Kotzebue (1787-1846), ihren naturkundlichen Studien widmeten. Linnés Nomenklatur hatte sich bereits fest etabliert und wurde für die Systematik umfassend genutzt, was sich in Chamissos *Reise um die Welt* (1836)³⁶ direkt sprachlich manifestiert. Wie bei den Forsters beschränken sich die Ausführungen zu den Naturstudien nicht allein auf die Reisebeschreibung, sondern werden in anderen Medien, die sich vom wissenschaftlichen Fachartikel bis zu den Objektsammlungen erstrecken, erfasst. Chamisso und Eschscholtz arbeiteten eng zusammen und die Ergebnisse ihrer Studien lassen sich, ebenso wie bei den Forsters, nicht genau auf eine Person zurückführen, was besonders im Abgleich von publizierten Forschungsergebnissen mit den Beschriftungen der Etiketten an den Sammlungsobjekten oder in Bezug auf das jeweilige Forschungsgebiet deutlich wird.³⁷ Chamisso beschreibt die Tierpflanzen in seinen *Ansichten von der Pflanzenkunde* (!) ausführlich und erläutert diverse Gruppen:

Man begreift unter dem Namen *Tierpflanzen* oder *Pflanzentiere* (*Zoophyta*) Wesen, die auf sehr verschiedenen Stufen stehen. Alle, mit wenigen Ausnahmen zeigen einen blumenähnlich strahligen Bau. [...] Die vierteiligen *Quallen* (*Medusa*) und etliche verwandte Gattungen sind freischwimmende, gallertartige Wesen [...] Die *See-Anemonen* (*Actinia*) werden richtiger den Polypen als den Quallen zugesellt: sie sind die vollkommensten Tiere unter denselben. Andere nackte, freie Polypen gehören zu den einfachsten der deutlichen Tiere überhaupt. [...] Die meisten Polypen kommen gesellig auf pflanzenähnlichen Polypenstöcken vor, von denen sie gleichsam die Blüten und zugleich die Ernährungswerkzeuge sind. Diese Tierpflanzen sind von der größten Mannigfaltigkeit. Wenige, die federförmig gebildet sind (*Seefeder-Pennatula*), schwimmen frei im Meere, die meisten

³⁵ Kotzebue 1821 (fortan zit. als KoR), II, 51.

³⁶ Chamisso 1836, I & II (fortan zit. als ChamR).

³⁷ So waren die wirbellosen Meerestiere, ob Medusen, Korallen oder *Salpen*, eigentlich das Forschungsgebiet von Eschscholtz, Chamisso publizierte aber z.B. zu den *Salpen*: Chamisso 1819. Vgl. Tammiksaar 2004 u. Maaß 2013.

hingegen haften durch wurzelförmige Ausbreitungen an fremden Körpern und ahmen [...] Pflanzen nach.³⁸

Chamisso unterscheidet mehrere Gruppen der Tierpflanzen, darunter die Steinkorallen (*Lithophyten*), von denen er die Gattungen *Millepora* und *Nullipora* beschreibt, die Horn-Korallen und die Kork-Korallen. Die Moos-Korallen hält er im Gegensatz zu anderen Forschern seiner Zeit jedoch für reine Pflanzen, bestehend aus Wasseralgeln. Schließlich zählt er noch mikroskopisch kleine *Infusions-Tierchen* (*Infusorien*), die man bei Aufgüssen als „Myriaden lebendiger Geschöpfe“ unter dem Mikroskop beobachten kann, zu den Pflanzentieren.³⁹

Aus der vereinfachenden Forster'schen Beschreibung eines Wurmes im Steingehäuse ist bei Chamisso und Eschscholtz ein differenzierteres, dezidiert merkmalsbezogenes und detailliertes Aufschlüsseln mehrerer Tiergruppen geworden, zu denen sie die dazugehörigen Objekte während der Expedition gesammelt und konserviert haben. Morphologie, Physiologie und Klassifikation wurden die Schwerpunkte der zoologischen Untersuchungen.

In der *Reise um die Welt* griff Chamisso allerdings, ähnlich wie Forster, auf eine anekdotenhaft-poetische Sprachgestaltung zurück. So schreibt er, dass er zur „besseren Kenntnis der Korallen-Riffe und Inseln“ die „Beschaffenheit ihrer neptunischen Wohnsitze“ beim Baden „studirte“, doch die „Korallen selbst und die Madreporen hätten zu ihrem Studium ein eigenes ganzes Menschenleben erfordert“.⁴⁰ Die Artenvielfalt und der Fokus auf das systematische Sammeln werden mehrfach betont: Auch „Eschscholtz hatte beim Baden alle vorkommenden Formen und Arten vollständig zusammen zu bringen sich bemüht, auserwählte kleine Exemplare von denselben auf das Schiff gebracht, und sie zum Bleichen und Austrocknen in den leeren Hühnerkasten untergebracht“.⁴¹ In den *Bemerkungen und Ansichten* von 1836 im zweiten Teil seiner *Reise um die Welt* geht Chamisso auf das Wachstum der Riffe ein:

³⁸ Chamisso 1827, zit. n. Schneebeli-Graf 1983, 154-155.

³⁹ Ebd., 156. *Infusorien* sind Mikroorganismen verschiedener Gattungen und Arten. Christian Gottfried Ehrenberg untersuchte an ihnen auch die Biolumineszenz von Gewässern (z.B. Meeresleuchten); vgl. Ch. G. Ehrenberg 1873.

⁴⁰ ChamR, I, 259.

⁴¹ Ebd., 259-260.

Den reichsten und interessantesten Theil der Fauna möchten die Seewürmer und Zoophyten ausmachen. Es scheinen hier im allgemeinen andere Arten als auf Radack vorzukommen. Das fortschreitende Wachstum der Riffe selbst scheint den Eingebornen nicht entgangen zu sein. Man erzählte uns, daß einmal die Menschen, welche auf Geheiß des Königs eine Mauer aufführten, wozu sie die Steine aus dem Meere holen mußten, bei der Arbeit geäußert, es würde solche von selbst nachwachsen und sich vergrößern.⁴²

Genauere Ausführungen zu den geologischen Beobachtungen, der geographischen Verbreitung und zum Wachstum der Riffe gibt es in diversen Dokumenten, die im Zusammenhang mit der *Rurik*-Expedition stehen.⁴³ Dazu gehören, neben dem Expeditionsbericht⁴⁴, die Reisebeschreibung des Kapitäns Kotzebue mit der geographischen Beschreibung von Riffen und drei Aufsätzen von Eschscholtz und Chamisso im dritten Band⁴⁵, ein Zeitungsartikel von Eschscholtz⁴⁶, der dreifach publizierte Chamisso-Aufsatz „Notice sur les îles de corail du grand Océan“⁴⁷ sowie die verstreuten Aufzeichnungen aus der *Reise*.

Schon am Publikationsumfang ist ersichtlich, dass es sich bei den Korallenstudien von Chamisso und Eschscholtz nicht um eine marginale Angelegenheit, sondern um eine fokussierte Forschung handelte. Johann Adam Krusenstern (1770-1846), selbst Kapitän einer Weltumsegelung zuvor, betonte in der Einleitung zur offiziellen Reisebeschreibung des Kapitäns, dass „auf dieser Reise die Korallen-Inseln genauer und schärfer untersucht worden [waren], als es je früher geschehen ist“.⁴⁸

Eine wichtige Leitfrage, die Chamisso im Abgleich mit den Vorstudien von Matthew Flinders (1774 -1814) und Forster erörtert, ist die nach dem lebenden Teil der Korallenriffe in Bezug zur Meerestiefe. Während Flinders davon ausging, „daß die Skelette der Madreporen, am Orte selbst wo sie gewachsen [...] in Riffstein übergehen“ und nur die „oberen Zweige

⁴² ChamR, II, 301-302.

⁴³ Nachfolgende Angaben siehe: Maaß 2013.

⁴⁴ Chamisso 1818, zit. nach Schneebeli-Graf 1983, 13-20, 14.

⁴⁵ KoR, III, 29-51, 106-122, 187-189.

⁴⁶ Eschscholtz 1818.

⁴⁷ Die Publikation wird von Chamisso selbst dokumentiert in: ChamR, II, 392. Übers. in: Schneebeli-Graf 1983, 83-87. Vgl. Maaß 2013.

⁴⁸ KoR, I, 3-18, 8.

fortwachsen“, schlussfolgerten Chamisso und Eschscholtz, „daß in den Meerstrichen, wo die enormen Massen dieser Bildung sich erheben, selbst im kalten und lichtlosen Meeresgrund, Thiere fortwährend geschäftig sind“. ⁴⁹ Über Forsters Beobachtungen schreibt er beiläufig: „Forster ist über diesen Gegenstand flüchtig und was er davon sagt, ist der Beachtung nicht werth.“ ⁵⁰

Dass die Studien Chamissos und Eschscholtz' alles andere als flüchtig waren und eine hohe Spezialisierung zeigten, veranschaulicht der folgende Textausschnitt, in dem zum einen die detaillierte Form der Beschreibung und zum anderen die Verwendung taxonomischer Begriffe der Zoologie auffallen:

Andere und mehrere [Korallenarten] wachsen an den Steinwänden größerer Klüfte [...] unter diesen auch die *Tubipora Musica*, die wir in lebendigem Zustande gesehen, und deren Erzeuger wir für einen sternförmig achttheilig aufblühenden Polypen erkannt haben. [...] Die rothe Farbe des Riffes unter der Brandung, rührt von einer *Nullipora* her, die [...] sich unter günstigen Umständen stalactitenartig ausbildet. Farbe und Seidenglanz, die an der Luft vergänglich find, bestimmten uns gleich, diesem Wesen thierische Natur beizumessen, und die Behandlung des gebleichten Skelets mit verdünnter Salpetersäure, bewährte unser auf Analogie gegründetes Urtheil. Der flüchtige Blick unterscheidet nur an der Färbung und einem gewissen sammetartigem Ansehen die Lythophyten-Arten mit feineren Poren im lebendigen Zustande von ihren todten, ausgebleichten Skeletten. Wir haben bloß die *Millepora caerulea* und die *Tubipora musica* und eine gelblich röthlich bräunliche *Distichopora* mit an sich gefärbten Skeletten gefunden, letztere aber nie lebend beobachtet. Die Arten mit größeren Sternen oder Lamellen, haben größere bemerkbarere Polypen. [...] Eine breitgliedrige *Corallina* hat im lebendigen Zustande eine vegetabilische grüne Farbe, die sie ausgetrocknet, verliert. Es kommt nur eine kleine unansehnliche Art *Fucus* vor, welche noch unbeschrieben ist. (*Fucus radaccensis Mertens.*) ⁵¹

Chamissos Einbinden der Linné'schen Nomenklatur in den Text markiert den fachwissenschaftlichen Anspruch an seine Forschungen. Er schrieb

⁴⁹ KoR, III, 32-33.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Ebd., 107.

über die Korallen, die er an einem „Badeplatze“ in seinem „Korallengarten“ sammelte⁵², dass er „eine hübsche Sammlung“ mit nach Berlin gebracht hat, wo seine „radackischen Lithophyten“, „mit Ausnahme der *Millepora coerulea* und der *Tubipora Chamissonis Ehrenb.*“, in der „königlichen Sammlung“ des Zoologischen Museums nicht ausgestellt oder im Austausch mit anderen Dubletten verloren gegangen seien.⁵³ Durch eine Bestandsliste aus dem Jahre 1818 wurden die zoologischen Objekte, die das Museum von Chamisso bekam, genau dokumentiert. Auf der Listen-seite der „Conchylien & Zoophyten“ ist an erster Stelle die Orgelkoralle *Tubipora musica* L. (syn. *Tubipora Chamissonis Ehrenb.*) mit „*Tubipora musica* mit d Polypen. 5 specimina“ dokumentiert (siehe Foto).

⁵² ChamR, I, 261.

⁵³ Ebd., 260-261. Siehe die Sammlungsobjekte v. Chamisso, auch ‚vermisste‘ Korallen mit Abbildungen, in Maaß 2013.

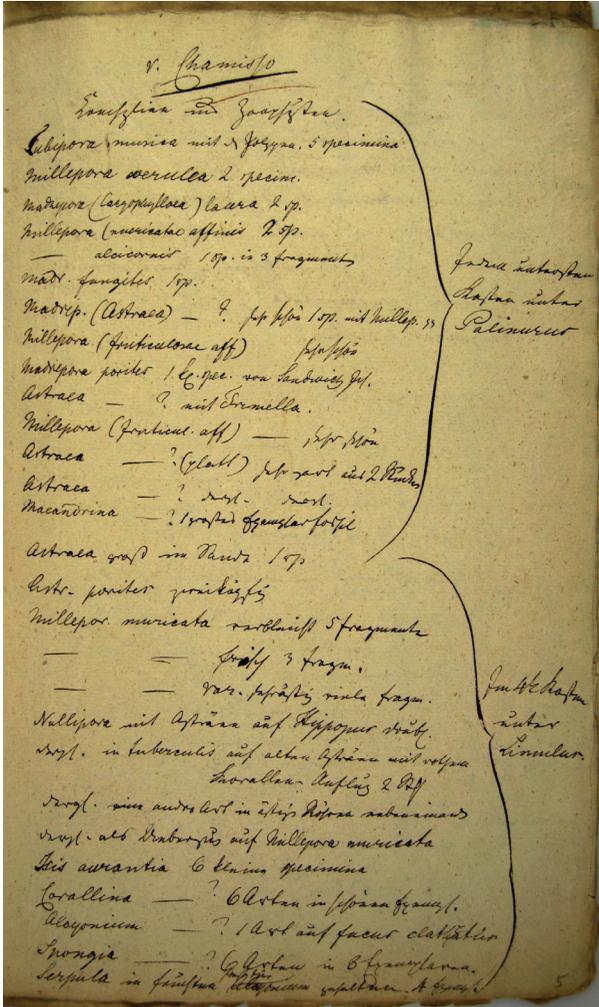


Foto: Yvonne Maaß

Abb. 2: Handschriftliche Bestandsliste über die zoologischen Objekte und Präparate Chamisso, die er von der Weltumsegelung mitbrachte und dem Zoologischen Museum der Universität Berlin 1818 übergab. Datierung: 19. Nov. 1818. Schriftzug unter der Überschrift: v. Chamisso lautet: Conchylien und Zoophyten (Schalentiere und Tierpflanzen). Die Bestandsliste umfasst zehn Seiten. In: Akte Chamisso, Historische Arbeitsstelle (Bild- und Schriftgutsammlung) im Museum für Naturkunde Berlin.



Foto: Yvonne Maaß

Abb. 3: *Tubipora Chamissonis* Ehrenberg, Orgelkoralle, Insel Radack, von Chamisso 1817 gesammelt, Trockenskelett, Museum für Naturkunde Berlin, Inventarnr. ZMB Cni 223. Die Kalkröhren, in denen die Polypen ‚wohnen‘, sind erkennbar.

V Lagune, Atoll & Stammbaumäquivalent – Korallenstudien von Charles Darwin

Als Darwin nach seiner Weltreise (1831-1836) auf der HMS *Beagle* unter Kapitän Robert FitzRoy nach England zurückkehrte, gab er, nach dem *Journal of Researches* (1839), als maßgebliches Werk *The Structure and Distribution of Coral Reefs* als ersten Band seiner *Geology* heraus.⁵⁴ Durch diese Schriften wurde Darwin schon vor Erscheinen seiner Evolutionstheorie (1859) in Fachkreisen hohe Anerkennung zuteil. Durch seine Abhandlung über die Struktur und Verbreitung der Korallenriffe wird er häufig irrtümlich als erster Erforscher der Korallenriffe angegeben. So heißt es in Mägdefraus *Geschichte der Botanik*: „Die ersten umfassenden Studien über

⁵⁴ Darwin 1842-1846.

die Bildung der Riffe hat *Charles Darwin* auf seiner Weltreise [...] durchgeführt und den genetischen Zusammenhang der verschiedenen Riff-Typen [...] aufgezeigt.“⁵⁵

Dass Darwin als anerkanntester und berühmtester Naturforscher in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit so viele andere Forscher wie etwa seinen ‚Vorläufer‘ Lamarck (1744-1829) oder seinen direkten Kontrahenten Alfred Russel Wallace (1823-1913) und – in Bezug auf die Korallenstudien – die Forsters, Flinders, Chamisso und Eschscholtz überragt, mutet schon fast wie eine Hybris seiner Evolutionstheorie selbst an. War er im Falle Wallace der Wohlhabendere und der Schnellere in der Drucklegung und im Falle Lamarck der Durchsetzungsstärkere bzgl. der Theorien zur Modifikation von Erbgut, die lange zu Gunsten des Darwinismus herabgewürdigt wurden, so war er im Falle der Korallenstudien *der* Forscher, der alle Ergebnisse seiner Vorläufer bündelte und in umfänglicher Breite und mit abstrahierender Perspektive neu und erweitert darbot. Darwin selbst hat in seinen Ausführungen jedoch seine Quellen verzeichnet, so verehrte er Chamisso und gab dezidiert die Textstellen Chamissos wieder, die ihn zu seinen Forschungen angeregt haben.

Seine Leistungen diesbezüglich liegen, neben einigen taxonomischen Bemerkungen, vor allem in der umfassenden Betrachtung geologischer Prozesse, die zur Bildung der Korallenriffe sowie ihrer unterschiedlichen Ausformungen und Veränderungen beitragen. Hierbei entwickelte er eine Theorie zu Hebungs- und Senkungsprozessen von Riffen durch Bodenbewegungen, welche z.B. die Bildung von Atollen erklärt. Zudem beschrieb er nach Ausformung und Genese drei Riffformen: Saumriffe (*shore reefs, fringing reefs*), Barriereriffe (*barrier reefs*) und Atolle (*lagoon islands*).

Doch Darwin hatte außerdem seinen abstrahierenden Blick, den er auf das Wachstum und die Struktur von Korallenriffen in ihren toten wie lebenden Bestandteilen und geologischen Formationen richtete, später für eine Facette neuen Formats von Modellbildung genutzt. Neben dem bekannten Stammbaum seiner Evolutionstheorie (*tree of life*) wählte er in früheren Entwürfen den Bau der Koralle als Strukturbild evolutionärer Verzweigung. So hat Darwin, nach den sehr überzeugenden Rekonstruktio-

⁵⁵ Mägdefrau 2013, 289.

nen und Ausführungen Horst Bredekamps⁵⁶, in der Struktur einer verästelten Koralle ein Alternativmodell zum Stammbaum gesehen. An eine seiner Skizzen schrieb er die Notation „The tree of life should perhaps be called the coral of life“⁵⁷ und fertigte ein abstraktes Diagramm in Form einer verzweigt gewachsenen Koralle an, welches strukturell deckungsgleich mit einem Exsikkat aus seiner Sammlung ist.⁵⁸ Überzeugend ist der Gedanke Bredekamps, Darwin hätte in den toten Kalkarmen und den lebenden Abschnitten einer Koralle das gleichzeitige Aussterben und Überleben von Arten besser verbildlichen können. Zudem hierarchisieren die Verzweigungen einer Koralle weniger stark als der Baum, was dem Modell mehr Durchlässigkeit und weniger Starre verleihen würde. Doch Bredekamp sieht noch einen natur- wie kulturgeschichtlich gewachsenen Hintergrund, der Darwin zu dieser Abstraktion bewegt haben könnte:

Darwins Wahl der Koralle als Modell der Evolution lag daran, daß sie die Fossilien in ihren versteinerten Stämmen und Armen zu metaphorisieren vermochte. [...] Unter der Oberfläche als weiche und schillernde Organismen erscheinend, härteten sie in der Sonne zu kostbarem Stein, und damit schienen sie mit dem Wasser und der Luft für zwei Sphären und Elemente bestimmt. [...] Weil sich Korallen solcherart als Verwandlungskünstler zeigten, wirkte in ihnen eine Art evolutionäres Urwissen. Da sie als Symbolwesen aller Metamorphosen galten, wurden an ihnen auch besonders kostbare Transformationen vollzogen. Sie gehörten zu den bevorzugten Studienobjekten der Mineralogie [...] Wer immer vormoderne Sammlungen der Natur und Kunst besuchte, stieß daher auf Korallen.⁵⁹

In der zeitlichen Abfolge der Weltreisen und der sich stetig etablierenden Schriften über die Korallenriffe lässt sich vergleichend zusammenfassen, dass die Studien der Forsters vorrangig von deskriptiver Gestalt waren, unter besonderem Fokus soziokultureller Handlungen durchgeführt wurden (Handel, Schmuck, Werkzeug) und in ersten Zügen die Riffbildung und die geographische Verbreitung abbildeten; sie gehören der Zuordnung Erscheinung & Gesellschaft an. Während Chamisso und Eschscholtz die Ansätze des Deskriptiven (Wurm) durchaus mit detailliert taxonomi-

⁵⁶ Bredekamp 2005.

⁵⁷ Ebd., 20.

⁵⁸ Diagramm „Natural Selection“ aus: Darwin 1859. Siehe Bredekamp 2005, 52-53.

⁵⁹ Bredekamp 2005, 62.

schen Ausführungen (Nomenklatur, Systematik) und umfassenden Darstellungen zur Riffbildung und geographischen Verbreitung erweitern (Zuordnung: Klassifikation & Riffbildung), kommt Darwin das Verdienst zu, basierend auf den Korallenstudien seiner Vorgänger umfassende Theorien zur Bildung, Struktur, Verbreitung und zu geologischen Veränderungen von Riffen, die er typologisch charakterisiert, entworfen und im letzten großen Gedankensprung, die Korallenstruktur als Stammbaum-äquivalent zur Evolutionstheorie entwickelt zu haben. Seine Abstraktion und Theorie- bzw. Modellbildung überschattet allerdings in der heutigen Rezeption die grundlegenden Leistungen seiner Vorgänger.

Literaturverzeichnis

Bredekamp, Horst: *Darwins Korallen. Frühe Evolutionsmodelle und die Tradition der Naturgeschichte*, Berlin 2005 [Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 73].

Chamisso, Adelbert von: *De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaeana in circumnavigatione terrae auspicante Comite N. Romanzoff duce Ottone de Kotzebue, annis 1815. 1816. 1817. 1818. Peracta observatis Adelbertus de Chamisso. Fasciculus Primus. De Salpa*, Berlin 1819.

Chamisso, Adelbert von: *Erster Bericht über eine Expedition*, 1818, in: Schneebeli-Graf 1983, 13-20.

Chamisso, Adelbert von: *Übersicht der nutzbarsten und der schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen. Nebst Ansichten von der Pflanzenkunde & dem Pflanzenreiche*, Berlin 1827, zit. n. Schneebeli-Graf 1983, 145-228.

Chamisso, Adelbert von: *Reise um die Welt mit der Romazoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815 bis 1818, auf dem Schiff Rurik, Kapitän Otto von Kotzebue*, in: *Adelbert von Chamisso's Werke*, 4 Bde., Leipzig 1836, Bd. I u. Bd. II.

Cavolini, Philipp: *Abhandlungen über die Pflanzen-Thiere des Mittelmeers*, a. d. Italienischen übers. v. Wilhelm Sprengel u. hrsg. v. Kurt Sprengel, Nürnberg 1813.

Choris, Louis: *Voyage pittoresque autour du monde: avec des portraits de sauvages d'Amérique, d'Asie, d'Afrique, et des îles du Grand Océan ; des paysages, des vues maritimes, et plusieurs objets d'histoire naturelle*, Paris 1820-22.

Damm, Sigrid: *Das Leben des Friedrich Schiller. Eine Wanderung*, Frankfurt/M./Leipzig 2004.

Darwin, Charles: *Journal of Researches Into The Geology and Natural History of The Various Countries Visited by H.M.S. Beagle, Under The Command of Cpt. Fitzroy, from 1832 to 1836*, London 1839.

Darwin, Charles: *Geology of The Voyage of The Beagle, Under The Command by Capt. Fitzroy, During The Years 1832 To 1836*, 3 Bde., London 1842-1846.

Darwin, Charles: *On The Origin of Species by Means of Natural Selection or The Preservation of Favored Races in The Struggle for Life*, London 1859.

Ehrenberg, Christian Gottfried: *Die das Funkeln und Aufblitzen des Mittelmeeres bewirkenden unsichtbar kleinen Lebensformen*, Berlin 1873.

Eschscholtz, Johann Friedrich: „Über die Koralleninseln“, in: *Neue inländische Blätter* 40 (1818), 208-209 u. 42 (1818), 318-320.

Forster, Georg: *Johann Reinhold Forster's [...] Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775 in dem von Sr. itzregierenden grosbrittanischen Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Capitain Cook geführten Schiffe the Resolution unternommen. Beschrieben und herausgegeben von dessen Sohn und Reisegefährten George Forster [...]*, 3 Bde., Berlin 1784.

Forster, Georg: *Kleine Schriften. Ein Beytrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens, gesamlet von Georg Forster. 6 Theile*, Leipzig/Berlin 1789-97.

Forster, Georg: *Schriften zur Naturkunde*, in: *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, hrsg. v. d. Dt. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin, Bd. VI/2, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 2003.

Forster, Johann Reinhold: *Johann Reinhold Forster's der Rechte, Medicin und Weltweisheit Doctor, Professor der Naturgeschichte zu Halle [...] Bemerkungen über die Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammelt. Übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster, Professor am Carolino zu Cassel*, Berlin 1783.

Ernst Haeckel: *Kunstformen der Natur*, Leipzig/Wien 1899-1904.

Humboldt, Alexander von: „Ansichten der Natur“, in: Ders.: *Studienausgabe*, 7 Bde., hrsg. u. kommentiert v. Hanno Beck, Darmstadt 1987, Bd. 5.

Kotzebue, Otto von: *Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Straße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff auf dem Schiffe Rurik unter dem Befehle des Lieutenants der Russisch-Kaiserlichen Marine Otto von Kotzebue*, 3 Bde., Weimar 1821.

Linné, Carl von: *Systema naturae, sive regna tria naturæ systematice proposita per classes, ordines, genera & species*, Leiden 1735.

Linné, Carl von: *Systema naturae ex editione duodecima in epitomen redactum et praelectionibus academicis accommodatum a Iohanne Beckmanno*, Göttingen 1772.

Maaß, Yvonne: *Leuchtkäfer & Orgelkoralle. Naturkundliches Wissen in Adelbert von Chamisso's „Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungsexpedition auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto von Kotzebue“*. Generierung – Vernetzung – Darstellung, Universität Potsdam, noch unveröffentlichte Diss. 2013.

Mägdefrau, Karl: *Geschichte der Botanik. Leben und Leistung großer Forscher*, 2. Aufl., Berlin/Heidelberg 2013 [1992].

Pallas, Peter Simon: *Charakteristik der Thierpflanzen, worin von den Gattungen derselben allgemeine Entwürfe, und von denen dazugehörigen Arten kurze Beschreibungen gegeben werden; nebst den vornehmsten Synonymen der Schriftsteller*, aus d. Lateinischen übers. u. mit Anmerkungen versehen v. Christian Friedrich Wilkens, Nürnberg 1787.

Peyssonnel, Jean André: *Traduction d'un article des transactions philosophiques sur le corail. Projet proposé L'Académie de Marseille pour l'établissement d'un prix pour une dissertation sur l'histoire naturelle de la mer, avec la réponse de L'Académie, & une Lettre sur cette réponse. Diverses observations sur les courans de la mer, faites en différens endroits*, Londres 1756.

Rauch, Angelika: *Corallenfabrik Van Selow. Ein Beitrag zur Geschichte des Kunstgewerbes im 18. Jahrhundert*. Technische Universität Dortmund, Diss. 2008.

Schiller, Friedrich: *Schillers Werke*. Nationalausgabe. Begründet von Julius Petersen, fortgeführt v. Lieselotte Blumenthal, Benno von Wiese u. Siegfried Seidel. Hrsg. i. A. der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (Goethe- und Schiller-Archiv) und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach, Weimar 1943 ff., Bd. 25: „Briefwechsel. Schillers Briefe. 1.1.1788-28.2.1790“, hrsg. v. Eberhard Haufe, Weimar 1979.

Schneebeli-Graf, Ruth (Hrsg.): *...und lassen gelten, was ich beobachtet habe. Naturwissenschaftliche Schriften mit Zeichnungen des Autors [Chamisso]*, Berlin 1983.

Tammiksaar, Erki: „Johann Friedrich Eschscholtz – Schiffsarzt und Naturforscher auf Otto von Kotzebues erster Reise um die Welt“, in: *Mit den Augen des Fremden. Adelbert von Chamisso – Dichter, Naturwissenschaftler, Weltreisender*, hrsg. v. d. Gesellschaft für interregionalen Kulturaustausch e.V./Kreuzberg Museum, Berlin 2004, 117-122.

Die Verteilung der Arbeit. Tätigkeit und Kultur in der *Reise um die Welt*

Der Begriff wie das Phänomen der Arbeit wandeln sich im Lauf des 18. Jahrhunderts grundlegend.¹ Dieser Prozess, klassischerweise als „Aufstieg der Arbeit von der untersten und verachtetsten Stufe zum Rang der höchstgeschätzten aller Tätigkeiten“² beschrieben, beschränkt sich freilich nicht auf einen Wandel der Wertschätzung. Indem der Begriff über die zur reinen Bedürfnisbefriedigung nötigen Verrichtungen hinaus sich um Konzepte von Produktivität und Fleiß erweitert³, bezeichnet er um 1800 mehr und mehr eine „eine in sich unbegrenzte, endlose Tätigkeit“.⁴ Dieser Arbeitsbegriff ist nicht nur Produkt diskursiver und materieller Auseinandersetzungen innerhalb Europas⁵, sondern bestimmt ebenso den Zugriff auf und die Wahrnehmung von außereuropäischen Gesellschaften.⁶

Die geschichtsphilosophischen, anthropologischen und kulturtheoretischen Implikationen des modernen Arbeitsbegriffs lassen sich exemplarisch an Reiseberichten beobachten. Georg Forsters *Reise um die Welt* ist in dieser Hinsicht besonders ergiebig. In einer ‚dichten Beschreibung‘ des Bezugs auf Arbeit in Forsters Bericht lässt sich rekonstruieren, welche Bedeutung einerseits die Transformationen des Arbeitskonzepts für die Reisebeschreibung, umgekehrt aber auch Reiseberichte für die europäische Selbstverständigung über die Arbeit haben konnten.

Die Formulierung von der „Verteilung der Arbeit“ ist dabei in zweierlei Bedeutung zu lesen: Einmal als geographische Verteilung von Arbeitsver-

¹ Vgl. zu einem Überblick: Conze 1972.

² Arendt 2002, 119.

³ Vgl. Münch 1996, 398f.

⁴ Vogl 2002, 339.

⁵ Vgl. Conze 1972, 164.

⁶ Vgl. (wenn auch auf spätere Phasen des Kolonialismus bezogen) Gronemeyer 1991; zur Verklammerung beider Seiten vgl. Helmstetter 1999 u. 2002.

hältnissen und Arbeitsformen, wie sie uns die Reisebeschreibung darstellen kann, zum anderen im Sinne der Arbeitsteilung und ihrer Bedeutung für die Kulturhistoriographie.⁷

I

Schon bei den ersten Stationen der *Reise um die Welt*, den noch europäisch geprägten Inseln Madeira und Sao Tiago auf den Kapverden finden sich Bemerkungen zur Arbeitsmoral der Bewohner, die aber nicht sehr günstig ausfallen. Obgleich Tanja van Hoorns These, Forster sei in seiner Beschreibung zu Beginn der Reise noch weitgehend klimatheoretischen Annahmen im Sinne Buffons verpflichtet⁸, in ihrer impliziten Voraussetzung einer Kongruenz von Erkenntnisprozess und Textverlauf angesichts der nachträglichen Abfassung der *Reise um die Welt* nicht ganz überzeugend erscheint, deuten die Bemerkungen zur Arbeitsmoral auf Madeira und den Kapverden doch auf einen entsprechenden Hintergrund hin. Wenn Forster bezogen auf die kapverdischen Inseln schreibt, es sei „natürlich, daß die Bewohner des heißen Erdstrichs eine Neigung zur Faulheit haben“ (AA II, 60), und im Fall Madeiras von der „Neigung zum Müßiggang“ spricht, „welche in warmen und fruchtbaren Ländern so natürlich ist“ (ebd., 48), scheinen der Kopplung von Klima, Natur und menschlicher Tätigkeit tatsächlich entsprechende Annahmen zugrunde zu liegen. Ergänzt werden diese Bemerkungen allerdings durch den Hinweis auf soziale Verhältnisse, die der vermeintlichen Naturanlage entgegenkommen. Aufgrund der schlechten Regierungsform haben die Arbeitenden kaum etwas von ihrer Arbeit und die wenigen Maßnahmen, den Landmann „geneigt zu Neuerungen und willig zur Arbeit“ (ebd.) zu machen, sind nur unzureichend umgesetzt.

Erst auf der Rückreise wird Forster ein offensichtlich besser verwaltetes Gemeinwesen auf den Azoren, also zwar einige Grad nördlicher, aber immer noch unter einem südlichen Himmelsstrich, beschreiben können. Hier trifft er die Bevölkerung „allenthalben entweder im Felde oder zu

⁷ Vgl. zum Begriff der Kultur im Sinne der Kulturgeschichte und -geographie des 18. Jahrhunderts: Garber 2000; zur Bedeutung der Arbeit in der Verbindung von natur- und kulturgeschichtlichen Modellen vgl. Rohbeck 2006, 27-28.

⁸ Vgl. van Hoorn 2004, 34.

Hause bey der Arbeit [an], und nicht ein einziger müßiger Bettler war zu sehen, worinn denn der Unterschied zwischen dieser Insel und *Madera* sehr merklich ist.“ (AA III, 441) In ähnlicher Weise hebt Forster „Fleiß und Arbeitsamkeit“ (AA II, 76) am Kap der Guten Hoffnung positiv gegenüber den „träge[n], unterdrückte[n] Bewohner[n]“ (ebd., 75) auf den Kapverden hervor (um direkt darauf freilich mit den Sklaven kommentarlos die Leidtragenden dieses Fleißes zu erwähnen).

Die Arbeit bzw. die sozialen Institutionen, welche „Industrie“ im Sinne des 18. Jahrhunderts befördern oder hemmen, sowie die Naturbedingungen, unter denen Arbeit verrichtet wird, dient in den genannten Beispielen dem Vergleich der jeweiligen Gesellschaftsformen in den besuchten Gegenden. Da es sich hier noch um weitgehend europäisch geprägte Landstriche handelt, steht der Vergleich im Zusammenhang einer an ökonomischen Daten orientierten Beschreibung.

Etwas anders muss es sich bei der Beschreibung von Gesellschaften verhalten, deren Organisation von den europäischen deutlich abweicht und für die entsprechende ökonomische Parameter nicht in gleicher Weise verfügbar sind. Der Bezug auf die Arbeit und die Umstände ihrer Verrichtung erfüllt hier vielleicht in stärkerem Maß als in den bisher genannten Fällen die Funktion, auf einer grundlegenden Ebene die Organisation des menschlichen Lebens auf der jeweiligen Insel zu beschreiben, daraus kulturelle Phänomene abzuleiten und so einen differenzierten Vergleich der jeweiligen Bevölkerungsgruppen vor allem der Südsee zu ermöglichen. Daraus ergibt sich in einem weiteren Schritt für Forster die Möglichkeit, weitere Potentiale und damit die mögliche Geschichtlichkeit dieser Bevölkerungsgruppen – nach europäischen Maßstäben, versteht sich – einzuschätzen.

Die Besonderheit der Bevölkerungsgruppen in der Südsee liegt für Forster nun darin, dass hier eine Differenzierung gleichsam auf der Mikrostruktur der Kulturentwicklung möglich ist. Die Lebensumstände in der Südsee ermöglichen es, eine bestimmte Stufe der menschlichen Zivilisationsentwicklung wie unter Laborbedingungen zu beobachten und vergleichen. Beim Resümee seiner Beschreibung von Tanna führt Forster diese vor allem methodisch zu verstehende Vorbedingung genauer aus:

Dem geringen Umfange der Inseln im Süd-Meer, und dem gänzlichen Mangel an wilden vierfüßigen Thieren muß man es zuschreiben, daß die ersten Einwohner sich nicht, so wie die mehresten anderen Wilden, blos von der Jagd nähren, auch nicht ganz allein von der Viehzucht leben konnten, sondern, fast seit dem ersten Augenblick ihrer Niederlassung, gleich auf den Ackerbau bedacht seyn mußten, vornemlich in solchen Gegenden, wo es nicht viel Fische gab. Ohne diese Nothwendigkeit, den Feldbau zu treiben, würden die Bewohner der Inseln, zwischen den Wendekreisen, wohl durchgehends noch nicht zu *dem* Grad von Civilisation gelangt seyn, den wir wirklich bey ihnen angetroffen haben. Um wie viel es aber eine dieser Völkerschaften der andern hierinn zuvor thut, das läßt sich, weil sie durchgehends feste, bleibende Wohnsitze haben, blos *danach* beurtheilen, ob sie, in ihrem häuslichen Leben, schon mehr oder weniger Bequemlichkeit zu erfinden, oder ihren Handarbeiten mehr oder weniger Zierlichkeit zu geben gewußt. (AA III, 278)

Im Hintergrund dieser Überlegungen dürfte die seit Adam Smith in der zeitgenössischen schottischen Philosophie gängige Vorstellung einer geschichtlichen Stufenfolge von der Jagd über die Weideviehhaltung, den Ackerbau hin zu Handel und Manufakturwesen stehen.⁹ Von der in der Südsee allgemeinen Stufe des Ackerbaus aus kann Forster auf dieser Basis Kriterien entwerfen, anhand derer sich der „Grad von Civilisation“ messen lässt, den die jeweils beschriebene Gruppe erreicht hat und nach den spezifischen Bedingungen, unter denen dies geschah, fragen. Selbstverständliche Prämisse ist bei alledem die Möglichkeit der Anordnung unterschiedlicher Kulturformen in einer hierarchischen Struktur. Einer widerspruchsfreien Systematisierung entziehen sich Forsters Ausführungen dabei allerdings wegen des Gewichts, das sie der konkreten Einzelbeobachtung beilegen, wie durch die Häufung der relevanten Faktoren. Neben den im Zitat erwähnten Kriterien der „Bequemlichkeit“ im häuslichen Leben und dem (Kunst-)Handwerk gelten als Indikatoren der Zivilisation das Vorhandensein und die Beschaffenheit von Kleidung, die Hygiene, die Musik (vgl. u.a. ebd., 278f.) und nicht zuletzt die Stellung der Frau im sozialen Leben¹⁰ wie überhaupt die Frage der jeweiligen Regierungsform.¹¹

⁹ Vgl. zur Bedeutung diese Hintergrunds für die *Reise um die Welt* Uhlig 2003, 405.

¹⁰ Vgl. AA III, 252 u. 318f.

¹¹ Vgl. u.a. ebd., 29 u. 279f.

Im Fall Tannas wird als ein weiterer Aspekt, oder eher noch als zivilisationsförderndes Element, die Entwicklung der Kochkunst genannt, die zur Verbesserung der Lebensmittelproduktion beitrage, „denn schwerste Arbeit wird uns leicht und unterhaltend, sobald wir sie aus eigener Willkür oder zu Vergnügung der Sinne unternehmen“ (AA III, 279). Überhaupt ist die Beschreibung Tannas vergleichsweise stark von Reflexionen zum Potential geprägt, das dortige Zivilisationsniveau, das Forster relativ niedrig einstuft, zu heben¹² Grund für jene Einschätzung ist nicht zuletzt die vereinzelte Lebensweise der Tanneser, bei der die Produktion von Nahrungsmitteln noch weitgehend der schwereren Arbeit des Einzelnen überlassen bleibt (vgl. ebd., 252).

Das Gegenstück zu Tanna stellen in dieser Hinsicht natürlich Tahiti bzw. die Societäts-Inseln auf der einen Seite sowie die freundschaftlichen Inseln auf der anderen Seite dar. Im Vergleich der einzelnen freundschaftlichen Inseln mit Tahiti oder der entsprechenden Inselgruppe hebt Forster fast gleichlautend hervor, jene seien „thätiger und fleißiger als die *Tahitier*“ und in Kunsthandwerk und Musik „weiter und ausgebildeter“ (AA II, 344). Auf Tongatabu wird der „wirthschaftliche Fleiß“ der Einwohner in Zusammenhang mit der „Ordnung in der Anlegung und Bepflanzung ihrer Grundstücke“ positiv hervorgehoben als Hinweis auf den hohen „Grad von Einsicht und Geschmack [...], bey welchem es dieser Nation an Glück und Wohlstand nicht fehlen konnte.“ (ebd., 357) Im ausführlichen Vergleich der freundschaftlichen und der Societäts-Inseln anlässlich der resümierenden Betrachtungen zu Tongatabu nennt Forster schließlich als Ursache für den künstlerischen Fortschritt auf ersteren die relativ geringe Fruchtbarkeit des Landes, die mehr Arbeit erfordere:

Durch die Beschaffenheit des Erdreichs zu vieler Arbeit genöthigt, ist ihnen die Arbeitsamkeit endlich dermaaßen zur Gewohnheit geworden, daß sie nicht nur die vom Ackerbau übrige Zeit zur Verfertigung von mancherley Handwerkszeug und Geräthen anwenden, die viel Mühe, Geduld und Geschicklichkeit erfordern; sondern auch selbst bey ihren Ergötlichkeiten, Thätigkeit und Erholung mit einander zu verbinden wissen. Diese Arbeitsamkeit ist auch Schuld daran, daß sie nach und nach auf neue Er-

¹² Vgl. AA III, 270 u. 279f.

findungen gefallen sind und es in den Künsten ungleich viel weiter gebracht haben als die *Tahitier*. (Ebd., 377f.)

Der Hinweis auf die durch die Gewohnheit eines tätigen Lebens sinnvoll angewandte Zeit der Muße findet sich mit Verweis auf die freundschaftlichen Inseln auch in den Überlegungen zur Hebung der Kultur auf Tanna (vgl. AA III, 280). Nicht allein die Arbeit ist demnach Faktor kultureller Entwicklung, sondern auch die nicht mit Arbeit verbrachte Zeit. Dass diese Muße-Zeit jedoch ihrerseits an die Arbeit gekoppelt wird, korrespondiert mit der Funktionalisierung von Freizeit und der Abgrenzung einer „tätigen Muße“¹³ vom bloßen Müßiggang im späten 18. Jahrhundert.¹⁴

Innerhalb der *Reise um die Welt* hat diese Herleitung kultureller Entwicklung jedoch nur bedingte Reichweite und wird durch widersprechende Erklärungsansätze begrenzt. Schon im Fall von Waitahu kann Forster aus der größeren Mühe, die dort die Erwirtschaftung der nötigen Lebensmittel bereitet, im Vergleich zu Tahiti keinen größeren Fortschritt in den Künsten ableiten. Nur in sozialer Hinsicht herrscht hier eine größere Gleichheit als dort (vgl. ebd., 32).

Auf Mallicolo schließlich scheint sich das Argument umzukehren. Angesichts der für ihn befremdlichen Tracht der Einwohner mutmaßt Forster jedenfalls, dass die „Zeit, welche sie auf den Ackerbau verwenden müssen, [...] ihnen zur Verfertigung ordentlicher Kleidungen keine Muße zu lassen“ scheint (AA III, 183), nicht ohne allerdings die Erholung von der einformigen Arbeit durch Musik und Tanz zu erwähnen sowie den Fleiß, der – offenbar ausschließlich – auf die Verfertigung von Waffen verwandt wird. Hier scheint der Erklärungsansatz einer tätigen Muße nur bedingt zu greifen, denn offenbar gibt es auf Mallicolo durchaus jenseits der zum Lebensunterhalt notwendigen Arbeit Zeiten, die sogar tätig verbracht werden, bloß trägt diese Tätigkeit nicht in gleichem Maße zur Kulturentwicklung bei wie auf anderen Inseln. Forsters Bemerkung zur Mutmaßung, der Ackerbau lasse keine Zeit für die Herstellung von Kleidung, kehrt den vorher vermuteten Zusammenhang von Muße und Zivilisation schließlich geradezu um: „man weiß schon, daß Liebe zur Ruhe und zum

¹³ Garve 1801-1804, 236.

¹⁴ Vgl. Rölli 2007.

Müßiggang die gewöhnlichen Fehler aller kleinen ungesitteten Völkern sind. Sie pflegen nicht leicht zu arbeiten, bis die Noth sie dazu zwingt.“ (Ebd.)

Die sentenzhafte Erklärung einer niedrigen Arbeitsmoral mag an dieser Stelle aus einem Vorurteil gegenüber den Einwohnern der Neuen Hebriden entspringen, die schon aufgrund des äußeren Erscheinungsbilds den Europäern fremder erscheinen als die Polynesier. Der Hinweis auf das ‚Ungesittete‘ derer, deren „Fehler“ der Müßiggang ist, modifiziert aber auch die Bedeutung von Arbeit und Muße im Rahmen einer Theorie der Zivilisationsstufen. Über die lebensnotwendige Arbeit hinaus gilt nun die Entwicklung weiterer Bedürfnisse und deren tätige Pflege als Indikator des jeweiligen Stands einer Bevölkerungsgruppe. Am äußersten Ende der Skala stünden die ‚Pesseräh‘ in Feuerland, die nicht einmal eine so elementare Empfindung wie die der Kälte zur Tätigkeit bewegt. Die Verteilung von Tätigkeit auf einer solchen Skala lässt sich dann aber nicht allein der durch Umweltbedingungen vermittelten Organisation der Arbeit ableiten. In Neukaledonien stößt die Besatzung der *Resolution* auf eine Bevölkerung, deren „Friedfertigkeit“, wie Forster meint, „zum Theil, mit natürlicher Trägheit verbunden“ ist (ebd., 303). Indiz dieser Trägheit ist allerdings, dass sie wenig Neugierde für die Europäer zeigen – die „verletzte Eitelkeit“¹⁵, die Michaela Holdenried in Forsters Urteil über die Feuerländer am Werk sieht, dürfte auch hier eine Rolle spielen. Die Frage nach der Ursache dieser Trägheit lässt Forster explizit offen, eine rein klimatheoretische Erklärung lehnt er jedenfalls ab (vgl. AA III, 326f.).

Lassen sich die kulturellen Unterschiede auf den Inseln der Südsee demnach nur zum Teil aus der Verteilung der Arbeit und Nicht-Arbeit erklären – denn auf Neukaledonien ist ja gerade die Einstellung zur Arbeit selbst erklärungsbedürftig –, so stellen diese Faktoren doch ein Mittel zur Differenzierung verschiedener Gesellschaftsformen dar, das es erlaubt, die jeweils vorgefundenen Naturbedingungen mit den jeweiligen Kulturformen in nicht-linearer Weise zu vermitteln. Während so die auf den Feldern nötige Arbeit auf den freundschaftlichen Inseln dazu führt, dass auch die Mußestunden mit Tätigkeit ausgefüllt werden, bleibt auf Neukaledonien die Tätigkeit rein auf die nötigen Verrichtungen beschränkt, die zu-

¹⁵ Vgl. Holdenried 2006, 139.

dem zum größten Teil von den Frauen erledigt wird. Die Verwendung der arbeitsfreien Zeit ist dabei deutlicher Indikator kulturellen Unterschieds:

Zwar müssen sie sich's, des Unterhalts wegen, manchmal ziemlich sauer werden lassen; sobald sie aber *dafür* nicht mehr zu sorgen haben, gehen ihre müßigen Stunden bloß mit Faullenzen ohne Spiel und Scherz hin, die doch zur Glückseligkeit des Menschen so viel beytragen, und auf den *Societäts-* und *freundschaftlichen Inseln*, einen so hohen Grad von Lustigkeit und Lebhaftigkeit unter die Einwohner verbreiten! (Ebd., 327f.)

Die extensiven Möglichkeiten zur Muße und der Gebrauch von dieser Möglichkeit sind in erster Linie mit Tahiti verknüpft. Im häufigen Vergleich anderer Inseln mit Tahiti wird immer wieder auf den wegen der Fruchtbarkeit des Landes recht großen Wohlstand, ebenso aber auf die Trägheit der Tahitianer hingewiesen. Zwar wird auch hier gearbeitet, jedoch nicht aus „Noth und Mangel“ (AA II, 241), was Forster daraus schließt, dass die Einheimischen ihre Arbeit ruhen lassen, um sich mit den Europäern zu befassen. Zugleich weist der Bericht des Aufenthalts auf Tahiti immer wieder auf die Faulheit der Bevölkerung hin; etwa, wenn Forster den Tahitianern, die ihm nicht ins bergige Landesinnere folgen wollen und ihn sogar davon abzuhalten versuchen, unterstellt, dies aus Trägheit zu tun (vgl. ebd., 243). Die Möglichkeit, dass dies etwa aus religiösen oder territorialen Gründen geschehen könnte, zieht er nicht in Betracht.

Der Wohlstand auf Tahiti ist jedoch auch Ursache der problematischen Aspekte in der dortigen Verteilung der Arbeit, die Forster im Laufe seines Aufenthalts verzeichnen muss. Die hierfür einschlägigen Passagen in der *Reise um die Welt* sind bekannt: Es sind zum einen die Errioyo, die in erster Linie feiern, aber nicht arbeiten, und in denen Hugh West das große Problem der aufklärerischen Geschichtsphilosophie und Anthropologie bei Forster gesehen hat.¹⁶ Zum anderen ist es der Schock angesichts des scheinbar phlegmatischen, dicken Manns, der sich von Dienern das Essen in den Mund stopfen lässt. Für Forster, der von der religiösen Bedeutung dieser Handlung nichts weiß – und es ist fraglich, ob dies für ihn einen Unterschied gemacht hätte –, ist diese Beobachtung ein Hinweis, dass auch auf Tahiti mit dem erreichten „Grad an Civilisation“ sich eine Ober-

¹⁶ Vgl. West 1989, 154.

schicht herausgebildet hat, vergleichbar der in anderen Ländern – bezeichnenderweise nennt Forster den Orient – deren Angehörige „sich mit dem Fette und Überflusse des Landes mästen, indeß der fleißigere Bürger desselben im Schweiß seines Angesichts darben muß.“ (AA II, 249)

In dieser ungleichen Verteilung der Arbeit und des Müßiggangs sieht Forster die Konsequenz einer Revolution schon angelegt, denn dies „ist der gewöhnliche Cirkel aller Staaten.“ (Ebd., 332) Eine ähnliche Entwicklung sieht er angesichts der Nicht-Arbeit der Priester auf Tongatabu voraus. Weit entfernt, die Gesellschaften der Südsee als geschichts- und entwicklungslose Völker zu verstehen¹⁷, sieht Forster gerade in der gesellschaftlichen Verteilung der Arbeit den Motor historischer Dynamik. In ähnlicher Weise wird die mit der Arbeit verbundene Kategorie des Bedürfnisses dynamisiert, etwa, wenn auf Tanna die Möglichkeit gesellschaftlichen Fortschritts in der Arbeit durch eine avancierte Kochkunst erwogen wird. Arbeit als Element der Kulturbeschreibung führt nicht zur Konstruktion eines statischen Tableaus, in dem verschiedene Zivilisationsstufen topografisch und topologisch verteilt wären, sondern verleiht den einzelnen Beschreibungselementen eine Dynamik, die ihre Position auf der Stufenleiter der Zivilisation zumindest potentiell beweglich macht. Dennoch finden sich in der *Reise um die Welt* Momente einer Statik, die nicht allein durch die historische *longue durée* der Gesellschaftsentwicklung auf der anderen Welthälfte erklärt werden kann.

II

Die Enttäuschung darüber, dass auch auf Tahiti nicht die „frugale Gleichheit“ herrscht, bei der „alle Stände mehr oder minder, gleiche Kost, gleiche Vergnügungen, gleiche Arbeit und Ruhe mit einander gemein hätten“ (ebd., 249), leitet sich nicht zuletzt aus einer zu weiten Teilen literarisch vermittelten Erwartungshaltung ab. Die begeisterte Rezeption der Berichte über Tahiti als vermeintlicher Realisierung europäischer „Lieblingsträume von Arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe, und kummerfreyem Wohlleben“¹⁸ im 18. Jahrhundert verdankt sich bekanntlich zu weiten

¹⁷ Darauf weist bereits Michael Neumann hin (vgl. Neumann 1994, 541).

¹⁸ Wieland 1798, 224.

Teilen der Assoziation der Südsee mit den aus der Idyllendichtung übernommenen Topoi eines abgeschirmten, weitgehend statisch-zeitlosen Raums der Muße.¹⁹ In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, insbesondere seit den 1770er Jahren allerdings wird in der Gattungsdiskussion um die Idylle die Frage der Tätigkeit zunehmend zum Problem.²⁰ Ihren End- und Höhepunkt findet diese Kritik an der Gattung in aller Deutlichkeit schließlich in Hegels Urteil über Salomon Geßner: „Der Mensch darf nicht in solcher idyllischen Geistesarmut hinleben, er muß arbeiten.“²¹ Auch die Verbindung von Arkadien und Südsee ist in diesem Kontext nicht zwingend Ausdruck von Begeisterung. Ein in seiner Drastik schwer zu überbietendes Zeugnis findet sich bei Kant, der schon in seiner *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* die „ungesellige Geselligkeit“ des Menschen preist, weil sie ihn aus der Stagnation eines „arkadischen Schäferleben[s]“²² herausführt, und an anderer Stelle bemerkt, der Mensch halte wegen seines Triebs, „sich zu perfectionieren [...] so gar ein Volk, was seine Entwicklung vollendet hat und blos genießt, vor überflüssig [...] und glaubt, die Welt würde nichts verlieren, wenn auch otaheite unterginge.“²³

Ogleich die Idee der Perfektibilität bei Forster nicht solche rabiaten Formen annimmt, dient die am weitesten gehende Annäherung Tahitis an arkadisch konnotierte Idealvorstellungen gerade dem Kontrast mit europäischen Begriffen von Arbeit und Tätigkeit. Anlässlich des Desertionsversuchs eines Matrosen bei der zweiten Abfahrt von Tahiti malt Forster das dortige Leben – teilweise in deutlichem Widerspruch zu vorherigen Beobachtungen – in den schönsten Farben aus, um es dem harten Leben eines europäischen Seemanns gegenüberzustellen. Selbst wenn der Matrose nach seiner Rückkehr nach England dem weiteren Dienst in der Marine ebenso entgehen könnte wie dem in der Armee, müsste er sich „doch wenigstens dahin bequemen, sein tägliches Brod im Schweiß seines Ange-

¹⁹ Zur Idylle, v.a. zu den hier angesprochenen Aspekten, vgl. die noch immer einschlägige Monographie von Böschstein-Schäfer 1977, 9; zur Bedeutung der Idylle für die Tahiti-Wahrnehmung vgl. u.a. Garber 1997 u. Sangmeister 1998.

²⁰ Vgl. Gerstner [2015] u. Stockinger 1977, 147f.

²¹ Hegel 1986, 336.

²² Kant 1983, 38.

²³ Kant 1923, 785.

sichts zu verdienen, und die Wirkung jenes allgemeinen Fluches zu empfinden, die *Tahiti* nicht erreicht zu haben scheint, oder wenigstens fast gar nicht daselbst geföhlet wird“ (AA III, 87). In der anschließenden Schilderung des arbeitsfreien Lebens auf Tahiti heißt es, sogar die Herstellung der Kleidung sei „mehr für einen Zeitvertreib, als für eine wirkliche Arbeit anzusehen“ (ebd., 88). Bei seinem ersten tahitianischen Aufenthalt konnte Forster freilich das genaue Gegenteil beobachten: „daß die Arbeit nicht eben leicht seyn müsse, konnte man daraus schließen, daß ihre Hände eine dicke, hornharte Haut davon bekommen hatten.“ (AA II, 236) Die offensichtliche Idealisierung des Lebens auf Tahiti gipfelt schließlich in einem leicht abgewandelten Zitat aus Ewald von Kleists *Frühling*, mit dem die Phantasie eines sorgenfreien, einfachen Landlebens auf die Zustände auf Tahiti übertragen wird. Nach Stefan Goldmann lassen sich die Zitate in Forsters Reisebericht als Pathosformeln lesen, die den von der Erfahrung ausgelösten Affekten zugleich Ausdruck verleihen und sie bannen.²⁴ Johannes Görbert hat auf Goldmann aufbauend außerdem auf die rezeptionslenkende Funktion der Zitate bei der Tahiti-Beschreibung hingewiesen, die „die Insel dem Leser darstellungsästhetisch als *locus amoenus*“²⁵ vorstellen sollen. Im Kontext ist diese Idealisierung allerdings in einer Weise gebrochen, die das Zitat durchaus auch als Fiktionalisierung lesbar macht. Die gesamte Passage zielt letztlich darauf ab, die Differenzen von tahitianischen und europäischen Glücksvorstellungen auszustellen. Sein eigenes Gemälde tahitianisch-freien Glücks kommentiert Forster im direkten Anschluss an das Zitat Kleists:

Das alles sind in den Augen solcher Leute, die nur an das Vergnügen der Sinnlichkeit denken, sehr wesentliche Vortheile, und es war daher kein Wunder, daß ein Matrose, der vielleicht noch weniger Überlegung haben mochte, als seine Cameraden, nur auf die Freuden des Augenblicks dachte. Freylich, mit etwas mehr Beurtheilungskraft, würde er eingesehen haben, daß ein Mensch von seiner Art, der zu einem thätigen Leben gebohren, mit tausend Gegenständen bekannt, wovon die *Tahitier* nichts wissen, und gewohnt ist, an das Vergangne und Zukünftige zu denken, daß der, einer so ununterbrochnen Ruhe und eines beständigen Einerley, bald überdrüssig werden müsse, und daß eine solche Lage nur einem Volk erträglich

²⁴ Vgl. Goldmann 1994, 331.

²⁵ Görbert 2014, 137.

seyen könne, dessen Begriffe so einfach und eingeschränkt sind, als wir sie bey den Tahitiern fanden. (AA III, 89f.)

So kulturrelativistisch die Gegenüberstellung von sanfter Einförmigkeit und Tätigkeit an dieser Stelle erscheinen mag – die entsprechende Passage schließt mit einer Reflexion über die Relativität der Vorstellungen, die verschiedene Völker sich von der Glückseligkeit machen – geht es hier doch auch, vielleicht sogar mehr, um die Behauptung einer genuin europäischen Tätigkeit.

Idyllische Topoi werden schon beim ersten Aufenthalt auf Tahiti der notwendigen Tätigkeit der europäischen Reisenden gegenübergestellt. Unmittelbar auf die Vermutung, die Tahitianer seien den Europäern aus Trägheit nicht ins bergige Landesinnere gefolgt, folgt die Beschreibung des Orts, an dem Forster und seine Begleiter sich zur Beschreibung der eingesammelten Pflanzen lagern. Dieser erfüllt alle Kriterien eines klassischen *locus amoenus*, vom bewachsenen Felsen, über den Teich mit Wasserfall, das Vogelgezwitscher im Schatten der Bäume bis zum blumenbewachsenen Rasen. Forster schließt die Beschreibung mit einer dem Urteil zum Fall des Matrosen nicht unähnlichen Bemerkung: „Wir hätten den ganzen Tag in dieser reizenden Einöde zubringen mögen! allein unser Beruf gestattete keine Unthätigkeit; so bald wir also mit den Beschreibungen fertig waren, begnügten wir uns die romantische Gegend noch einmal zu betrachten, und kehrten alsdenn nach der Ebene zurück.“ (AA II, 244) In Bezug auf diese und andere Stellen von Forsters Tahiti-Darstellung hat Herbert Uerlings auf die Bedeutung hingewiesen, die gerade der Aktivität des Forschens bei Herausbildung eines spezifisch europäischen Selbstverständnisses zukommt. Tahiti werde hier

zum Bild eines schönen Lebens, von dem die europäischen Forscher sich entschlossen trennen, um sich als dessen wissenschaftliche Erforscher zu konstituieren und darüber als Subjekte eines unabschließbaren Prozesses. Eine Besonderheit der Tahiti-Beschreibungen besteht dabei darin, daß man ihnen gelegentlich die Gewalt anmerkt, mit der das Tätigkeitsideal dem eigenen Körper eingeschrieben werden muss.²⁶

²⁶ Uerlings 2000, 41.

Die Bezüge auf die Idylle in den Schreibweisen und Schilderungen übernehmen auf der Textebene eine ähnliche Funktion. Indem Tahiti mit Projektionen besetzt wird, die aus einer europäischen Tradition der Muße stammen, wird es von Europa abgesetzt. Arkadien, das im Europa der Tätigen keinen Platz mehr hat, in der Südsee zu verorten, macht nicht einfach diese zu einem Sehnsuchtsraum – was sie natürlich auch wurde –, sondern ebenso zu einem verschobenen Schauplatz der Durchsetzung europäischer Arbeitsbegriffe, und zwar gerade im kulturrelativistischen Zugang. Hier ist noch möglich, was in Europa (und für Europäer) nicht mehr möglich ist. Zugleich eröffnen die Bezüge auf bekannte literarische Traditionen in der Beschreibung eines von Europa verschiedenen Umgangs mit Arbeit, den die Besatzung der *Resolution* auf Tahiti wohl tatsächlich kennenlernte, die Möglichkeit, diese Erfahrung im Text zu neutralisieren, indem sie in den unverbindlicheren Bereich der schönen Literatur gestellt wird.

Damit dürfte auch eine der grundlegenden Ambivalenzen von Forsters Reisebericht zusammenhängen.²⁷ Einerseits äußert er mehrfach den Wunsch, der Kontakt zu den glücklichen Einwohnern der Südsee möge abgebrochen werden²⁸, partizipiert aber zugleich an einer Unternehmung, die auf Austausch und Kontakt angelegt ist, und gibt, wie im Fall Neukaledoniens sogar Ratschläge für einen Austausch, von dem die Fleißigen profitieren könnten (vgl. AA III, 319). Die Überlegung, ob die Südsee den „unruhigen Europäern“ nicht besser unbekannt geblieben wäre, ob „die Wissenschaft und Gelehrsamkeit einzelner Menschen“ es wert sei, „auf Kosten der Glückseligkeit ganzer Nationen erkaufte“ zu werden (AA II, 300), korrespondieren dagegen direkt mit der idyllischen Schicht des Texts. Innerhalb der Anlage des Reiseberichts stehen sie ähnlich isoliert, wie es die Bewohner der Südsee gemäß dem dort formulierten Gedanken wären. Ziel und Antrieb des Reiseberichts ist es schließlich, jene Gelehrsamkeit zu fördern, der in der zitierten Passage der Zweifel gilt.

Der Zusammenhang von europäischer Arbeit, Zivilisation und Wissenschaft kommt wahrscheinlich nirgends deutlicher zum Ausdruck als in der Beschreibung der Arbeiten in der neuseeländischen Dusky-Bay, die expli-

²⁷ Vgl. in diesem Sinne auch West 1989.

²⁸ Vgl. AA II, 254 u. 300f.

zit als Demonstration der „Vorzüge eines civilisierten über den rohen Zustand des Menschen“ (AA II, 161) eingeführt wird. Die Aufzählung der verschiedenen Tätigkeiten, vom Holzfällen über die Schmiedewerkstatt, das Anfertigen von Zeichnungen bis hin zur Errichtung eines Observatoriums entwirft ein ganzes Panorama aufklärerischer Arbeit „in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarey bedeckt hatte“ (ebd., 163). Unmittelbar im Anschluss wird allerdings die Flüchtigkeit all dessen angesichts seines künftigen Verfalls in der alles verschlingenden wilden Natur Neuseelands konstatiert: „Augenblicke oder Jahrhunderte der Cultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied!“ (Ebd.) Dieser Ausblick steht in einem eigenartigen Verhältnis zur Fortschrittsemphase, die schließlich auch das Ende der *Reise um die Welt* bestimmt. Was von der Arbeit auf Neuseeland jedoch bleibt, ist die Demonstration der europäischen Arbeit an der Kultur, deren spezifische Potenz und Dynamik. In der Hinsicht macht es tatsächlich keinen Unterschied, ob es sich nun um Jahrhunderte oder nur einige Monate handelt – was zählt, sind weniger die Werke, als die Arbeit, die in rastloser, unablässiger Tätigkeit sich fortsetzt.

Einer solchen Unabschließbarkeit, bezogen auf die spezifische Tätigkeit der Forschung, gelten die Bemerkungen, mit denen Forster seinen Reisebericht schließt. Die letzten Worte hat wieder die Dichtung, genauer Petrarca: „Vedi insieme l'uno e l'altro polo, / Le Stelle vaghe, e lor viaggio torto; / E vedi, 'l veder nostro quanto è corto!“ (AA III, 452) Die Umdeutung, die Petrarca's Sonett in Forsters Text erfährt²⁹, erlaubt eine weitere Umdeutung. Gerade die in der letzten Zeile eröffnete Perspektive betrifft eine heutige Lektüre der *Reise um die Welt*, die es uns erlaubt, nicht nur das Gesehene, sondern auch den Blick, der es erfasst, zu sehen: „E vedi, 'l veder nostro [...]“. Forsters Reisebericht ermöglichte so, indem er uns eine Episode aus der Entstehung eines modernen Begriffs von Arbeit zeigt, so etwas wie eine Ethnografie der europäischen Aufklärung.

²⁹ Vgl. Görbert 2014, 130-132.

Literaturverzeichnis

Arendt, Hannah: *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*, München/Zürich 2002.

Böschstein-Schäfer, Renate: *Idylle*, 2. Aufl., Stuttgart 1977.

Conze, Werner: „Arbeit“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972, 154-215.

Garber, Jörn: „So sind also die Hauptbestimmungen des Menschen [...]“. Anmerkungen zum Verhältnis von Geographie und Menschheitsgeschichte bei Georg Forster“, in: *Wahrnehmung – Konstruktion – Text. Bilder des Wirklichen im Werk Georg Forsters*, hrsg. v. Jörn Garber, Tübingen 2000, 193-230.

Garber, Jörn: „Reise nach Arkadien. Bougainville und Georg Forster auf Tahiti“, in: GFS I (1997), 19-50.

Garve, Christian: „Über die Muße“, in: ders.: *Sämmtliche Werke*, Bd. 5, hrsg. v. Johann C.F. Manso u. Johann G. Schneider, Breslau 1801-1804, 232-240.

Gerstner, Jan: „Natur oder Arbeit. Die Idylle und ihre Kritik um 1800“, in: *Arbeit als Naturverhältnis*, hrsg. v. Judith Ellenbürger u. Hans-Joachim Schott [erscheint voraussichtlich 2015].

Goldmann, Stefan: „Georg Forsters Rezeption der Antike oder Anmerkungen zur Affektstruktur des Zitats“, in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. v. Claus-Volker Klenke, Berlin 1994, 326-338.

Görbert, Johannes: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*, Berlin 2014.

Gronemeyer, Reimer: *Der faule Neger. Vom weißen Feldzug gegen den schwarzen Müßiggang*, hrsg. v. dems., Reinbek 1991.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Ästhetik, Bd. I. Werke Bd. 13*, hrsg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Frankfurt/M. 1986.

Helmstetter, Rudolf: „Der Neger als Arbeiter‘ und der Arbeiter als ‚Neger‘“, in: *Interkulturalität. Zwischen Inszenierung und Archiv*, hrsg. v. Stefan Rieger, Tübingen 1999, 333-352.

Helmstetter, Rudolf: „Austreibung der Faulheit, Regulierung des Müßiggangs. Arbeit und Freizeit seit der Industrialisierung“, in: *Anthropologie der Arbeit*, hrsg. v. Ulrich Bröckling u. Eva Horn, Tübingen 2002, 259-279.

Holdenried, Michaela: „Erfahrene Aufklärung. Philosophische Reisen in zerstörte Idylle. Georg Forster als philosophischer Reisender, ‚Reise um die Welt‘ (1777)“, in: *GFS XI* (2006), 131-145.

Hoorn, Tanja van: *Dem Leibe abgelesen. Georg Forster im Kontext der physischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2004.

Kant, Immanuel: „Entwurf zu dem Colleg über Anthropologie“, in: *Kant's gesammelte Schriften*, Bd. 15, hrsg. v. d. Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1923.

Kant, Immanuel: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, in: ders.: *Werke*, Bd. 9, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1983, 31-50.

Münch, Paul: *Lebensformen in der frühen Neuzeit. 1500 bis 1800*, Frankfurt/M. 1996.

Neumann, Michael: „Philosophische Nachrichten aus der Südsee: Georg Forsters *Reise um die Welt*“, in: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Hans-Jürgen Schings, Stuttgart u.a. 1994, 517-544.

Rohbeck, Johannes: „Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Georg Forsters Geschichtsphilosophie im Kontext der europäischen Aufklärung“, in: *Natur, Mensch, Kultur. Georg Forster im Wissenschaftsfeld seiner Zeit*, hrsg. v. Jörn Garber, Hannover-Laatzten 2006, 13-28.

Rölli, Marc: „Begründete Kritik, abgründige Zweifel. Die Pathologie der Muße in der Philosophie der Aufklärung“, in: *Paragrana* 16 (2007), 62-72.

Sangmeister, Dirk: „Das Feenland der Phantasie. Die Südsee in der deutschen Literatur zwischen 1780 und 1820“, in: *GFS II* (1998), 135-176.

Stockinger, Ludwig: „Entwicklungsprobleme der Schäferpoesie vom 17. zum 18. Jahrhundert im Lichte zeitgenössischer poetologischer Äußerungen“, in: *Schäferdichtung. Referate der 5. Arbeitsgruppe beim 2. Jahrestreffen des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur vom 28.-31. August 1976 in Wolfenbüttel*, hrsg. v. Wilhelm Voßkamp, Hamburg 1977, 141-161.

Uerlings, Herbert: „Geschlecht und Fortschritt. Zu Georg Forsters *Reise um die Welt* und dem Diskurs der ‚Universalgeschichte des weiblichen Geschlechts‘“, in: *Beschreiben und Erfinden. Figuren des Fremden vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Karl Hölz u. Viktoria Schmidt-Linsenhoff u.a., Frankfurt/M. 2000, 13-44.

Uhlig, Ludwig: „Theoretical or conjectural history. Georg Forsters ‚Voyage round the world‘ im zeitgenössischen Kontext“, in: *Germanisch-romanische Monatsschrift* 53 (2003), 399-414.

Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, München 2002.

West, Hugh: „The Limits of Enlightenment Anthropology: Georg Forster and the Tahitians“, in: *History of European Ideas* 10/2 (1989), 147-160.

Wieland, Christoph Martin: „Auszüge aus Forsters Reise um die Welt“, in: ders.: *Sämmtliche Werke. Bd. 5: Supplemente*, Leipzig 1798, 224-246 [zuerst in: *Teutscher Merkur* 3/4 (1778)].

Forster, Kotzebue und Schlegel in Chamissos *Reise um die Welt*

I Georg (und Johann Reinhold) Forster in der *Reise um die Welt*

Beim Versuch, Adelbert von Chamissos zweiteilige *Reise um die Welt*, die 1836 als Kombination aus dem neu verfassten *Tagebuch*¹ und den im direkten Anschluss an die Weltreise entstandenen *Bemerkungen und Ansichten* erscheint, in die Gattungstradition einzuordnen, fällt reflexartig der Name des Mannes, der den literarischen Reisebericht in deutscher Sprache begründet hat: Georg Forster.² Überraschenderweise wird dieser jedoch im *Tagebuch* kein einziges Mal genannt³; und auch die *Bemerkungen und Ansichten* enthalten lediglich ein einziges Zitat aus zweiter Hand unter deutlicher Verstümmelung des Namens: „Vater im Mithridates 3, p. 425 nimmt Anstand, die Bewohner der Fuchs-Inseln, die Aleuten, mit G. Förster zu den Eskimos zu rechnen.“⁴ Das Zitat ist aufgrund der präzisen Angabe leicht aufzufinden: „Ob wir auch mit Ge. Forster die Bewohner der Fuchsinselfn zu den Eskimo rechnen sollen, wird sich bis jetzt noch nicht entscheiden lassen.“⁵ Johann Severin Vater seinerseits bezieht sich in seiner Fortsetzung von Adelungs *Mithridates* (1816) auf Forsters *Vorläu-*

¹ Vgl. zur Entstehung und Form des *Tagebuchs* auch Schulz 1987, 451, Bienert 2004, 70f. und Görbert 2013, 42f.

² Braun 2007, 324f. und 329, zur Problematik des Vergleichs zwischen Chamisso und Forster vgl. auch Bonnlander 1998, 119 und Liebersohn 2013, 25. Vergleiche zwischen Forster und Chamisso bieten beispielsweise die Aufsätze von Harbsmeier 1991, Bourke 1993 und Ullrich 2014.

³ Zu den Aussagestrategien des *Tagebuchs* vgl. auch Sagarra 1995, 324 und Görbert 2013, 35f.

⁴ Chamisso 1975b [1836], 493. Zu den „überaus zahlreichen Quellenangaben“ in der *Reise um die Welt* vgl. auch Menza 1978, 60 und Liebersohn 2013, 23.

⁵ Adelung/Vater 1816, 425 Fußn.

fige Schilderung des Nordens von Amerika (1791), wo über die „Polarmenschen in Amerika“ gesagt wird: „Die südlichsten Punkte, wo man sie noch gefunden hat, sind: an der Westküste von Amerika die Gruppe der Fuchsinseln [...]“ (AA V, 570). Auch in den – allerdings nach Chamissos Tod von Julius Eduard Hitzig herausgegebenen und daher mit Vorsicht zu genießenden⁶ – Briefen wird Forster nur einmal erwähnt:

Wir wurden in Conception auf die ehrenvollste, ausgezeichnetste Weise von dem Gouverneur und den Autoritäten [...] empfangen [...] – hier triumphirt Coblenz! – Südamerika ist noch nicht reif, wie es Forster zu früh und Andre nach ihm geglaubt.⁷

Im *Tagebuch* dagegen ist der Hinweis auf Forster an der – dem Brief teilweise wörtlich entsprechenden – Stelle getilgt:

Den 12. Februar 1816 mittags fuhren wir in die Bucht von Concepcion ein [...]. In den Machthabern und dem Militär [...] trat mir Koblenz von 1792 entgegen, und das Buch meiner Kindheit lag offen und verständlich vor mir.⁸

Wenn Chamisso in seiner *Reise um die Welt* den Namen „Forster“ nennt, meint er – abgesehen von der zitierten Stelle – stets Johann Reinhold Forster; so wird beispielsweise die Identifikation der „Australneger“ als die „Völkerschaften, die Forster zu seiner zweiten Hauptgattung der Südländer rechnet“, durch folgende Fußnote präzisiert: „J. R. Forster Obser-

⁶ Vgl. dazu insbesondere den Aufsatz von Busch 2013.

⁷ Undatierter Brief Chamissos an Hitzig aus Kamtschatka (Chamisso/Hitzig 1839b, 35f.). Vgl. zu dieser Stelle auch Langner 2008, 183 sowie zur Haltung Chamissos den Zuständen in Südamerika gegenüber auch Bonnlander 1998, 123. Die Stelle, auf die sich Chamisso bezieht, findet sich in Forsters *Die Nordwestküste von Amerika, und der dortige Pelzhandel*: „Die Unabhängigkeit, welche die Kolonien in Nord-Amerika sich errungen haben, und die, welche den Spanischen Kolonien in den mittleren und südlichen Gegenden dieses Welttheils bevorsteht, werden die genaue Kenntnis desselben, worin indeß, bei aller Indolenz und aller Verheimlichung der spanischen Regierung, unter der Hand schon große Fortschritte gemacht worden sind, in Kurzem vollenden.“ (AA V, 397).

⁸ Chamisso 1975b [1836], 57f. An dieser Stelle allerdings ist eigentlich kein Grund ersichtlich, der Hitzig hätte veranlassen können, einzugreifen (vgl. zu den verschiedenen Arten von Hitzigs Eingriffen auch Busch 2013, 208-211).

vations p. 238“.⁹ Wenig später bezieht Chamisso sich erneut auf die *Observations*:

Nach Forster sind die Sprachen der Völkerschaft seiner zweiten Menschenrace nicht nur von der gemeinsamen Sprache der Südländer ganz verschieden, sondern auch unter einander völlig fremd und unähnlich.¹⁰

Auch für die folgende Bemerkung Chamissos über das Phänomen der Korallenriffe: „Forster ist über diesen Gegenstand flüchtig, und was er davon sagt ist der Beachtung nicht wert.“¹¹, lässt sich die entsprechende Passage in den *Observations* nachweisen¹², sodass man davon ausgehen kann, dass „Forster“ für Chamisso nicht Georg ist, sondern der Vater Johann Reinhold, der im Gegensatz zu seinem Sohn auch in das *Tagebuch* Eingang gefunden hat:

Wir wissen noch aus Überlieferung, daß sonst zu den akademischen Freiheiten der auf deutschen Hochschulen studierenden Jugend die allenfalls mit etlichen Tagen Karzer zu erkaufende Befugnis gehörte, einem mißfälligen Lehrer die Fenster einzuwerfen, ohne daß von Verschwörung gegen Kirche und Staat die Rede war. Bei solchen Gelegenheiten flog einmal dem alten Johann Reinhold Forster ein faustdicker Stein auf den Arbeitstisch; den Stein nahm er zornig auf, und das Fenster aufreißend, warf er ihn den Studenten wieder zurück, ihnen zurufend: „Den hat ein Fuchs geworfen!“¹³

Chamisso vergleicht die Anekdote in der Folge mit dem Fall eines „ministeriellen Kandidaten“, der vorgibt, bei einem Vortrag von einem Stein getroffen worden zu sein, woraufhin dessen „Gegner“ dem Volk zuruft, „derjenige, welcher jenen Stein geworfen, könne kein Engländer gewesen

⁹ Chamisso 1975b [1836], 294. An der angegebenen Stelle schreibt Johann Reinhold Forster in seinen *Observations made during a Voyage round the World on Physical Geography, Natural History, and Ethic Philosophy* (1778): „The varieties of men belonging to the second tribe or race of people in the South Seas, are all confined within the tropics to its most Western parts.“ (Forster 1778, 238).

¹⁰ Chamisso 1975b [1836], 295f., ein inhaltlich ähnlicher Verweis auf Forster findet sich auch ebd., 309, die entsprechende Stelle bei Forster 1778, 372 und 399f.

¹¹ Chamisso 1975b [1836], 288 Fußn. 1.

¹² Forster 1778, 149-151.

¹³ Chamisso 1975b [1836], 253f.

sein“, und damit Erfolg hat: „[...] da deckte der rauschende Beifall der Versammlung die Stimme des Redners.“¹⁴

II August (und Otto) von Kotzebue in der *Reise um die Welt*

Dazu, dass inzwischen im Zusammenhang mit der Studentenschaft nur noch „von Verschwörung gegen Kirche und Staat die Rede“ ist, hat im Wesentlichen ein Ereignis beigetragen, das ebenfalls in enger Beziehung zu Chamissos Reisebericht steht: die Ermordung August von Kotzebues durch den Burschenschaftler Karl Ludwig Sand am 23.03.1819 in Mannheim. Im Vorwort des *Tagebuchs* beklagt Chamisso die Missverständnisse, denen seine zunächst 1821 im von dem Kapitän (und Sohn des Dichters) Otto von Kotzebue herausgegebenen Reisebericht veröffentlichten *Bemerkungen und Ansichten* ausgesetzt gewesen seien¹⁵, unter anderem mit folgender Aussage: „Endlich warf noch über das erscheinende Buch Sands unselige Tat ihren düstern Schatten, und ließ nur den Namen, den es an der Stirne trug, im Lichte der Parteien schimmern.“¹⁶ In der Einleitung zum *Tagebuch* stellt Chamisso dann zunächst fest, dass es letztlich das Verdienst August von Kotzebues ist, dass er an der Rurik-Expedition überhaupt teilnehmen kann, da dieser sich auf Vermittlung des gemeinsamen Freundes Hitzig für ihn verwendet.¹⁷ Die zweite, wesentlich ausführlichere Erwähnung des populären Theaterdichters in der *Reise um die Welt* findet sich in der Beschreibung des Aufenthalts in Plymouth, wo Chamisso eine Aufführung von *Menschenhaß und Reue* besucht, bei der die Hauptdarstellerin des letzteren Schauspiels süffisant ihre „Gabe der Tränen“ lobt und feststellt, „daß für die, welche die Regierungen de facto anerkennen, dieser selbe Kotzebue der Dichter der Welt ist“:

¹⁴ Chamisso 1975b [1836], 254.

¹⁵ Zu Chamissos Verhältnis zu Otto von Kotzebue vgl. auch Liebersohn 1999, 752-754, Görbert 2013, 37f. und 45-48 sowie insbesondere Tautz 2014, 66f.

¹⁶ Chamisso 1975b [1836], 7, vgl. dazu auch Görbert 2013, 36.

¹⁷ Chamisso 1975b [1836], 12, vgl. dazu auch Langner 2008, 148f sowie zu möglichen Kontakten Chamissos zu Kotzebue im Berlin der Jahrhundertwende Gerlach 2012, 282.

Wie oft ist mir doch, an allen Enden der Welt, namentlich auf O-Wahu, auf Guajan u. s. w., für meinen geringen Anteil an dem Beginnen seines Sohnes mit dem Lobe des großen Mannes geschmeichelt worden, um auch auf mich einen Zipfel von dem Mantel seines Ruhmes zu werfen. Überall hallte uns sein Name entgegen. Amerikanische Zeitungen berichteten, daß „The Stranger“ mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden. Sämtliche Bibliotheken auf den Aleutischen Inseln, so weit ich solche erkundet habe, bestanden aus einem vereinzelt Banden von der russischen Übersetzung von Kotzebue. Der Statthalter von Manila, huldigend der Muse, beauftragte den Sohn mit einem Ehrengeschenke von dem köstlichsten Kaffee an seinen Vater, und auf dem Vorgebürge der Guten Hoffnung erfuhr der Berliner Naturforscher Mundt die Ankunft des „Ruriks“, auf dem er mich wußte und erwartete, von einem Matrosen, der ihm nur zu sagen wußte, daß der Kapitän des eingelaufenen Schiffes einen Komödianten-Namen habe. Vom „Alarcos“, vom „Ion“ und deren Verfassern habe ich in gleicher Entfernung vom Hause nichts gehört. Die amerikanischen Kauffahrer, denen keine meerbespülte Küste unzugänglich ist, denen aber die Sonne der romantischen Poesie noch nicht aufgegangen ist, sind die wandernden Apostel von Kotzebues Ruhm; er ist das für sie taugliche Surrogat der Poesie. Die Tat beweist übrigens, daß er ein Erfordernis besitzt, welches manchem Vornehmeren abgeht; denn was hilft es der Stute Rolands, wenn sie leider tot ist?¹⁸

Diese ausführlich wiedergegebene Passage ist – so die These des vorliegenden Beitrags – der Schlüssel zum Verhältnis Chamissos zu Georg Forster, der hier freilich an keiner Stelle erwähnt wird. Denn Chamissos offenbar ironische Äußerung, Kotzebue sei für „die amerikanischen Kauffahrer“ nur deshalb das „taugliche Surrogat der Poesie“, weil diesen „die Sonne der romantischen Poesie noch nicht aufgegangen“ sei, zielt eindeutig auf die Romantiker um die Brüder Schlegel¹⁹, die angesichts der internationalen Erfolge Kotzebues verspottet werden: „Vom ‚Alarcos‘, vom ‚Ion‘ und deren Verfassern habe ich in gleicher Entfernung vom Hause nichts gehört.“²⁰

¹⁸ Chamisso 1975b [1836], 28f. Ähnliche Äußerungen Chamissos finden sich auch in zwei Briefen aus Plymouth von 1815 (Chamisso/Hitzig 1839b, 18 und 22).

¹⁹ Zum weiteren Kontext dieser Auseinandersetzung vgl. insbesondere Mattern 2011, 112-138.

²⁰ Vgl. zu dieser Stelle auch Bienert 2004, 60 und 66.

III Friedrich (und August Wilhelm) Schlegel in der *Reise um die Welt*

Allein die Anspielung auf den Weimarer Theaterskandal von 1802²¹ zeigt dabei Chamissos Parteinahme für Kotzebue, für den die Ereignisse des Jahres 1802 einen Triumph bedeuten²², während sie für die Brüder Schlegel und Goethe in einer völligen Blamage enden: Nach der missglückten Aufführung des *Ion*²³ unterdrückt Goethe kritische Stimmen, insbesondere die Karl August Böttigers mit Mitteln, die ihm den Vorwurf des „literarische[n] Despotismus“ eintragen²⁴; als die meist auf der Seite Kotzebues stehenden Weimarer Zuschauer an einer tragischen Stelle des *Alarcos* zu lachen beginnen, versucht Goethe während der Aufführung, diese Reaktion zu unterbinden²⁵; die fast einhellige Verurteilung des *Alarcos* durch die Rezensenten²⁶ kann er allerdings – anders als noch Friedrich Schlegels *Ion* – nicht mehr verhindern.²⁷ Wie wichtig Chamisso die Desavouierung der Brüder Schlegel im Jahr 1836 ist, zeigt sich besonders deutlich daran, dass er in der *Reise um die Welt* auch zu Goethe auf Distanz geht, wenn er angesichts der gefährlichen Einfahrt in ein Riff die Schlussverse des *Torquato Tasso* zitiert und dieses Zitat dazu verwendet, seinen Kapitän, immerhin den Sohn von Goethes Intimfeind überschwänglich zu loben²⁸:

²¹ Vgl. zu diesem Drux 1996, 85-88.

²² Dass insbesondere der *Alarcos* direkt gegen das Konzept des populären aufklärerischen Theaters Kotzebues gerichtet ist, weist Meier 1996, 203 nach.

²³ Vgl. zu dieser auch Stockhorst 2009, 87-92.

²⁴ Vgl. Reichard 1987, 244-277 und Heinz 2004, 131-136. Der Vorwurf des „literarische[n] Despotismus“ stammt von dem Rezensenten Johann Aloysius Martyni-Laguna, zit. nach Schlegel/Dehrmann/Gelker 2013, 112. Zu Böttigers unterdrückter Rezension vgl. jetzt insbesondere den Aufsatz von Ahrens 2012.

²⁵ Das berichten ebenfalls Martyni-Laguna in der bereits erwähnten Rezension, zit. nach Schlegel/Dehrmann/Gelker, 112 sowie eine anonyme, in Kotzebues *Freimüthigem* erschienene Rezension, zit. nach ebd., 146.

²⁶ Vgl. allerdings zu den positiven Stimmen zum *Alarcos* neben Meier 1996, 194 auch das Nachwort in Schlegel/Dehrmann/Gelker 2013, 212-214.

²⁷ Vgl. ebd., 214-219.

²⁸ Zu den Goethe-Zitaten in der *Reise um die Welt* vgl. auch Schulz 1987, 453f. Schließlich wendet Chamisso sich auch noch als Naturwissenschaftler gegen Goethes Metamorphosenlehre (vgl. zu dieser insbesondere Breidbach 2006, 154-184): „Ich kann in einer Natur, wie die der Metamorphosler sein soll, geistig keine Ruhe gewinnen. Beständig-

„So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“ Der wehende N. O. Passat hielt uns um die Länge eines Taus von dem Untergange entfernt. [...] Die kühnen und geschickten Manöver, die Herr von Kotzebue beim Eingange in dieses und in andere ähnliche Riffgehege ausgeführt hat, müssen selbst bei dem, der von der Schifffahrt keine Kenntnis hat, Interesse erwecken.²⁹

Neben der genüsslichen Ausschlichtung des Weimarer Theaterskandals stellt auch die Anspielung Chamissos auf die „Stute Rolands“ einen direkten Angriff auf einen der Brüder Schlegel dar. Zunächst einmal verweist Chamisso hier auf sein eigenes Gedicht „Roland ein Roßkamm (Orlando furioso 30.5.)“ (1832), das die bekannte Episode vom Rasenden Roland thematisiert, der sein totes Pferd hinter sich herzieht und das edle – wie wohl tote – Ross einem Hirten zum Tausch mit dessen Pferd anpreist.³⁰ Die letzte Strophe wendet die Episode ins Poetologische:

Ist musterhaft auch geschrieben
Und regelgerecht das Gedicht,
Wir kaufen die tote Stute,
Wir lesen die Verse doch nicht.³¹

Zu diesem Gedicht und dessen Verbindung mit der Kritik an wenig publikumswirksamer Dichtung – wie eben den Dramen der Brüder Schlegel – inspiriert Chamisso aller Wahrscheinlichkeit nach die Publikation der Gedichte Friedrich Schlegels durch Hitzig, in der der *Alarcos* und das Versepos *Roland* direkt hintereinander erscheinen.³² Chamissos Spott richtet sich erkennbar gegen die allzu ernste Behandlung des Themas durch Schlegel, der nicht von der populären Version Ariosts, sondern von den mittelalterlichen pseudohistorischen Quellen ausgeht.³³ Indirekt geht auch diese Distanzierung Chamissos von Schlegel, dem der *Musenalma-*

keit müssen die Arten haben, oder es gibt keine.“ (Chamisso 1975b [1836], 243, vgl. dazu auch Nitschke 2010, 236 und Glaubrecht 2013, 68-71).

²⁹ Chamisso 1975b [1836], 144.

³⁰ Zur Vorlage Chamissos vgl. Ariost/Streckfuß 1819, 112f.

³¹ Chamisso 1975a [1832], 260.

³² Bei Schlegel 1809 finden sich die beiden Texte (105-158 bzw. 159-236) zusammengefasst als „Gedichte. Zweites Buch. (Alarcos. Roland.)“ (103).

³³ In der modernen Ausgabe findet sich das Versepos Schlegels 1962, 97-150, vgl. zur Deutung auch den Aufsatz von Dehrmann 2013.

nach auf das Jahr 1804 noch ein von Varnhagen verfasstes Huldigungs-sonett *An Friedrich Schlegel* widmet³⁴, das Chamisso in einem Brief an Varnhagen von 1805 auch ausdrücklich lobt³⁵, möglicherweise auf Kotzebue zurück: Dieser verfasst 1803 ein satirisches Drama mit dem Titel *Expectorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos*, in dem Schlegel den deutlich an Ariosts Titelhelden erinnernden Beinamen „Friedrich der Rasende“ trägt.³⁶ Dass dieser – und nicht etwa sein Bruder August Wilhelm – sowohl für das Gedicht *Roland ein Roßkamm* als auch für die *Reise um die Welt* – zum Gegenspieler Chamissos wird, liegt aber in erster Linie daran, dass Friedrich Schlegel nicht nur die Feindschaft zu Kotzebue verkörpert (das könnte August Wilhelm sogar besser), sondern durch seinen Essay *Über Georg Forster (1797)*³⁷ auch als einer der wenigen prominenten Apologeten des weithin vergessenen und verfeimten Forster auftritt, in dem der schriftstellernde Weltreisende Chamisso offenbar einen unliebsamen Konkurrenten sieht.

IV Chamissos *Reise um die Welt* und Schlegels *Über Georg Forster*

Dennoch – oder gerade deshalb – sind Parallelen zwischen der Charakterisierung Georg Forsters in Schlegels Essay und der Selbststilisierung Chamissos in der *Reise um die Welt* nicht zu übersehen. Das betrifft zum einen die Kennzeichnung des Reiseberichts als einer Gattung, die dem gesprochenen Wort nahestehe, wenn Chamisso sein *Tagebuch* folgendermaßen einleitet:

Ich bilde mir nicht ein, vor Fremden, sondern nur vor Freunden zu stehen, da ich von mir unumwunden zu reden und ein Hauptstück meiner Lebensgeschichte vorzutragen mich anschiebe. [...] Eben die Krankheit, die

³⁴ Chamisso/Varnhagen 1804, 7, vgl. zu den Huldigungen an die Jenaer Romantiker im *Musen Almanach* auch Immer 2013, 135-137.

³⁵ Chamisso an Varnhagen, 07.03.1805 (Chamisso/Hitzig 1839a, 129). Kotzebue dagegen wird von Chamisso in dem 1804/05 entstandenen Sonett *An den Dichter der Andromache* verspottet (Chamisso 1975a [1804/05], 673).

³⁶ Zit. nach Schmitz 1992, 203-223.

³⁷ Schlegel 1967 [1797], 78-99.

meine Kraft bricht und mich zu ernstern Arbeiten untüchtig macht, verschafft mir die nötige Muße zu dem vertraulichen Gespräch.³⁸

Diese einleitende Bemerkung erinnert unwillkürlich an Schlegels Essay, in dem der Frühromantiker den Aufklärer als „gesellschaftlichen Schriftsteller“ preist³⁹, der so „schreibt, wie man in der edelsten, feinsten und geistreichsten Gesellschaft am besten spricht“.⁴⁰ Chamisso führt in seinen Gesprächen den ebenfalls bereits im Vorwort formulierten Anspruch weiter, einem „teilnehmenden Leser“ (oder Gesprächspartner) das eigene Anliegen so „zu vergegenwärtigen“, dass dieser sich „mit mir hinräumen müßte, wo eben uns die Reise hinführte.“⁴¹ Als Vorbild fungiert dabei ein Matrose, den Chamisso auf dem Weg nach Kopenhagen über die Seefahrt ausfragt:

Dieser Mann, mit dem ich bald Freund wurde, war mir erfreulicher als ein Buch; er erzählte einfach und lebendig, was er gesehen, erlebt und erduldet; ich horchte ihm lernbegierig zu und sah vor mir die Eisfelder und Berge und die Küsten des Polarmeeres [...].⁴²

Gerade diese lebendige Anschaulichkeit ist zwar auch für Schlegel die „Grundlage der echten Popularität“⁴³, wenn er für Forster nicht nur feststellt: „Es verlohnt sich wohl der Mühe, Forsters Schriften nicht zu verkennen. Wenige deutsche sind so allgemein beliebt.“⁴⁴, sondern auch behauptet: „[...] das große, allgemein verachtete Publikum hat nicht selten, wie auch hier, durch die Tat richtiger geurteilt, als diejenigen, welche die Fabrikate ihres Urteilstriebes öffentlich ausstellen.“⁴⁵ Dieser gegen die Rezensenten gerichtete Passus jedoch wendet sich nach der Blamage von 1802 gegen die eigene Partei, die den populären Kotzebue eben durch

³⁸ Chamisso 1975b [1836], 9. Zur Verwendung der Personalpronomen der ersten Person im *Tagebuch* vgl. auch Menza 1978, 55f., Weinstein 1999, 385 und 388 sowie Maaß 2012, 269.

³⁹ Schlegel 1967 [1797], 91, vgl. dazu auch Schnyder 1999, 60f., Pickerodt 2001, 59f. und Maack 2002, 40-55.

⁴⁰ Schlegel 1967 [1797], 82, vgl. dazu auch Maack 2002, 63-87.

⁴¹ Vgl. dazu auch Menza 1978, 54, Heinritz 1998, 234 und Hentschel 1999, 32f.

⁴² Ebd.

⁴³ Schlegel 1967 [1797], 82, vgl. dazu auch Maack 2002, 56-62.

⁴⁴ Schlegel 1967 [1797], 91, vgl. dazu auch Gilli 1990, 26.

⁴⁵ Schlegel 1967 [1797], 91f.

Rezensionen zu bekämpfen und den unpopulären *Ion* mit demselben Mittel zu retten sucht. Erneut dürfte Chamisso sich nach dem Erfolg des *Schlemihl* sowie seiner späten Lyrik eher in der Rolle Kotzebues als in der Schlegels gesehen haben⁴⁶; allem Anschein nach hält er sich für den ‚besseren‘, weil tatsächlich populären Georg Forster.⁴⁷ So sieht Chamisso in seiner Weltreise „ein Hauptstück meiner Lebensgeschichte“⁴⁸ und stilisiert sich trotz der zuvor im Bezug auf die Mannschaft des Rurik getroffenen Feststellung: „[...] der älteste an Jahren bin ich selbst.“⁴⁹ zu einem jugendlichen Bildungsreisenden, wenn er von einem Gespräch auf dem Schiff vor der Ankunft in Polynesien berichtet:

Ich äußerte, wie gespannt dieses Mal meine Neugierde sei, und wie erwartungsvoll ich den neuen Eindrücken entgegen gehe. Darauf versetzte Herr von Kotzebue, in der nicht verhehlten Absicht mir etwas Demütigendes zu sagen: ich könne den Zusatz „dieses Mal“ sparen; ich sei doch immer der, dessen Neugierde sich am gespanntesten zeige, und so erwartungsvoll sei keiner, wie ich. – Ich wurde also, ich, der älteste an Jahren, gescholten, der jüngste zu sein an Sinn und Herz.⁵⁰

Den Aspekt der Bildungsreise betont zwar auch Schlegel; dieser jedoch wertet demgegenüber den wissenschaftlichen Erkenntniswert der Expedition völlig ab:

⁴⁶ Dass Chamisso sich in der Nachfolge des international erfolgreichen Kotzebue sieht, zeigt auch folgende Bemerkung aus der Einleitung zur *Reise um die Welt*: „Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Märchen ‚Peter Schlemihl‘, das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volkstümlich geworden ist.“ (Chamisso 1975b [1836], 11).

⁴⁷ Vgl. zur Verwendung popularisierender Darstellungsmittel in der *Reise um die Welt* auch Dürbeck 2007, 81f.

⁴⁸ Chamisso 1975b [1836], 9.

⁴⁹ Ebd., 21.

⁵⁰ Chamisso 1975b [1836], 123. Chamisso ironisiert dieses Konzept der Bildungsreise an anderer Stelle auch, indem er es als Modephänomen kennzeichnet: „Jetzt scheint, um die Welt gekommen zu sein, zu den Erfordernissen einer gelehrten Erziehung zu gehören, und in England soll schon ein Postschiff eingerichtet werden, Müßiggänger für ein geringes Geld auf Cooks Spuren herumzuführen.“ (Chamisso 1975b [1836], 8). Zur Zeitlosigkeit dieser Klage in der Reiseliteratur sowie zur besonderen Relevanz für Chamisso vgl. auch Schulz 1987, 451-455, Harbsmeier 1991, 174f., Heinritz 1998, 217 und Osterhammel 1999, 131, zur Prominenz Cooks in der deutschen Literatur allgemein auch den Aufsatz von Bodi 1983.

War seine Reise mit Cook wirklich der Urkeim, aus welchem sich jenes freie Streben, jener weite Blick vielleicht erst später völlig entwickelte: so möchte man wünschen, daß junge Wahrheitsfreunde, statt der Schule, häufiger eine Reise um die Welt wählten könnten; nicht etwa nur, um die Verzeichnisse der Pflanzen zu bereichern, sondern um sich selbst zur echten Lebensweisheit zu bilden.⁵¹

Gegen Schlegels verächtlichen Blick auf Forsters Bemühungen, „die Verzeichnisse der Pflanzen zu bereichern“, formuliert Chamisso das Ziel seiner Reise folgendermaßen: „Ich schaute, freudiger Tatkraft mir bewußt, in die Welt, die offen vor mir lag, hinein, begierig in den Kampf mit der geliebten Natur zu treten, ihr ihre Geheimnisse abzuringen.“⁵² Diese betont maskuline Selbstdefinition Chamissos⁵³ stellt erst den Endpunkt einer Entwicklung dar, die als dreistufiges Modell teilweise metaphorisch den Wandel vom Kind zur Frau und von der Frau zum Mann beschreibt:

Nun war ich wirklich an der Schwelle der lichtreichsten Träume, die zu träumen ich kaum in meinen Kinderjahren mich erühnt, die mir im „Schlemihl“ vorgeschwebt, die als Hoffnungen ins Auge zu fassen, ich, zum Manne gereift, mich nicht vermessen. Ich war wie die Braut, die den Myrtenkranz im Haare dem Heißersehnten entgegen sieht. Diese Zeit ist die des wahren Glückes [...].⁵⁴

Schlegel dagegen geht es darum, die ‚weibliche‘ Seite Forsters hervorzuheben, um zu demonstrieren, wie die ideale gegenseitige Ergänzung der Geschlechter sich in dessen Werken verwirklicht, wenn er Forsters „Reizbarkeit“ folgendermaßen entschuldigt: „Dabei findet man seine Denkart fester, strenger und männlicher als die beinahe weibliche Milde seines Wesens, die gleich beim ersten Blick so sehr auffällt, vermuten ließ.“⁵⁵ Schle-

⁵¹ Schlegel 1967 [1797], 82.

⁵² Chamisso 1975b [1836], 12f. Zu Chamisso als Botaniker vgl. auch Menza 1978, 60 und Glaubrecht 2013, 62.

⁵³ Diese beobachten in anderen Zusammenhängen der *Reise um die Welt* auch Uebel 1996, 182 und Bonnlander 1998, 117.

⁵⁴ Chamisso 1975b [1836], 12. Zur von Chamisso selbst betriebenen Parallelisierung seiner Weltreise mit seiner Figur Peter Schlemihl vgl. auch Uebel 1996, 184, und Glaubrecht 2013, 52-54.

⁵⁵ Schlegel 1967 [1797], 82f. Schlegel spricht bereits vor dieser Stelle von Forsters „edlem, männlichem Eifer“ (ebd., 81) und lobt später Forsters „echte Männlichkeit“ (ebd., 86); eine Entwicklung vom Weiblichen zum Männlichen wie bei Chamisso zeichnet sich

gels Forster steht für Chamissos Selbstdarstellung in der *Reise um die Welt* also durchaus für bestimmte Aspekte wie die Inszenierung des Reiseberichts als „geschriebne Gespräche“ oder die kindliche Begeisterungsfähigkeit Modell; insgesamt aber glaubt Chamisso, den Vorgänger im Hinblick auf die (streng männlich konnotierte) Wissenschaftlichkeit seines Werkes übertroffen zu haben.⁵⁶ Dass er in diesem Punkt den wesentlichen Unterschied nicht nur zu dem Bild, das Schlegel von Forster entwirft, sondern auch zum Werk des letzteren selbst sieht, zeigt seine programmatische Entscheidung, die Integration der wissenschaftlichen Erkenntnis in den – nach Auskunft Humboldts und anderer durch Georg Forster erst literaturfähig gewordenen⁵⁷ – narrativen Reisebericht⁵⁸ wieder rückgängig zu machen.⁵⁹

Die Entscheidung Chamissos, seine Reise um die Welt in das literarische *Tagebuch* und die wissenschaftlichen *Bemerkungen und Ansichten* aufzuteilen⁶⁰, ist nicht nur die Folge der zunehmenden Spezialisierung der Wissenschaften, die sich im 19. Jahrhundert immer weiter vom universalistischen Anspruch der Aufklärung entfernen⁶¹, sondern wird in erster Linie von der literarischen Seite her betrachtet. Der Preis der Spezialisierung ist nach Chamisso der Verlust der Popularität⁶², der Möglichkeit, sich „dem teilnehmenden Leser“ ganz mitzuteilen und auf seine Imagination zu wirken. Dass auch die Romantiker um die Brüder Schlegel, die Heroen des *Musenalmanachs*, genau daran gescheitert sind, und dass Friedrich Schlegel sich für sein Konzept der Popularität ausgerechnet auf den Reisebericht und Georg Forster beruft, macht letzteren für Chamisso zu einer noch

höchstens ab, wenn Schlegel von „der jungfräulichen Scheu vor dem ersten Fehltritt und der erbaulichen Nutzenanwendung“ in Forsters frühen Schriften spricht (ebd., 85).

⁵⁶ Bonnlander 1998, 114f. spricht Chamisso dagegen gerade im Vergleich mit Forster jede Wissenschaftlichkeit ab, wogegen sich Liebersohn 2013, 26 wendet; zu Chamissos Stellung in der wissenschaftlichen Gesellschaft vgl. insbesondere Federhofer 2010, 50.

⁵⁷ Vgl. dazu auch Hentschel 1999, 41.

⁵⁸ Vgl. dazu auch Weissenberger 1997, 50.

⁵⁹ Chamisso 1975b [1836], 8.

⁶⁰ Vgl. dazu auch Menza 1978, 53f., Heinritz 1998, 209, Hentschel 1999, 43 und Dürbeck 2007, 77f. sowie zur realen Aufweichung dieser programmatischen Entscheidung in Chamissos *Reise um die Welt* Maaß 2012, 271 und Weinstein 1999, 387.

⁶¹ Vgl. dazu auch Siebers 1999, 184.

⁶² Vgl. zur Bedeutung der Kategorie „Popularität“ für den Reisebericht des 18. und 19. Jahrhunderts auch Hentschel 1999, 42.

weit problematischeren Figur, als dies aufgrund der politischen Gegensätzlichkeiten ohnehin schon der Fall gewesen sein dürfte.⁶³ Ausgelöst aber wird der bemerkenswerte Wechsel Chamissos aus dem Lager der Romantiker in das August von Kotzebues durch die Erlebnisse der Weltreise: Zum einen durch die Dankbarkeit gegenüber dem einflussreichen Literaten, der den früheren Verehrer der Brüder Schlegel dennoch bei seinen Bemühungen um einen Platz auf dem Rurik unterstützt, zum anderen aber auch durch das offenbar überwältigende Erlebnis, im omnipräsenten, auf den Aleuten wie in Manila, am Kap wie in Amerika berühmten Kotzebue die von den Brüdern Schlegel vergeblich beschworene weltweite Popularität mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Literaturverzeichnis

Adelung, Johann Christoph u. Vater, Johann Severin: *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde*, Bd. 3/3, Berlin 1816.

Ahrens, Moritz: „Karl August Böttigers Rezension ‚Ueber die Auf- führung des Ion auf dem Hoftheater in Weimar‘“, in: *Textkritische Beiträge* 13 (2012), 39-59.

Ariosto, Lodovico: *Rasender Roland*, Bd. 3, übers. v. Karl Streckfuß, Halle 1819.

Bienert, Michael: „Der aufgeklärte Romantiker. Chamissos literari- scher Werdegang und die ‚Reise um die Welt‘“, in: *Mit den Augen des Fremden. Adelbert von Chamisso – Dichter, Naturwissenschaftler, Welt- reisender*, hrsg. v. d. Gesellschaft für interregionalen Kulturaus- tausch, Berlin 2004, 57-72.

Bodi, Leslie: „James Cook in der deutschen Literatur“, in: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*, hrsg. v. Wolfgang Griep u. Hans-Wolf Jäger, Heidelberg 1983, 218-235.

⁶³ Zum politischen Verhältnis zwischen Georg Forster und Friedrich Schlegel vgl. auch den Aufsatz von Gilli 1989.

Bonnlander, Helene: *Der vermittelte Imperialismus. Der Blick auf außereuropäische Lebenswelten von Alexander von Humboldt zu Heinrich Brugsch*, Frankfurt/M. u.a. 1998.

Bourke, Thomas E.: „Der andere Alltag. Die Ethnographie Georg Forsters und Adelbert von Chamisso als Kontrastfolie zu europäischen Gesellschaftsverhältnissen“, in: *Connections. FS Eda Sagarra*, hrsg. v. Peter Skrine u.a., Stuttgart 1993, 29-36.

Braun, Peter: *Mediale Mimesis. Licht- und Schattenspiele bei Adelbert von Chamisso und Justinus Kerner*, München 2007.

Breidbach, Olaf: *Goethes Metamorphosenlehre*, München 2006.

Busch, Anna: „Verwahre meine Briefe, Briefe sind Archive.‘ Julius Eduard Hitzigs *Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso*. Entstehungsgeschichte, Quellenlage, Programm, Rezeption“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*, hrsg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber, Göttingen 2013, 195-216.

Musenalmanach auf das Jahr 1804, hrsg. v. Louis Adélaide von Chamisso u. Karl August Varnhagen, Leipzig 1804.

Chamisso, Adelbert von: *Werke. Bd. 5. Leben 1s und 2s Buch. – Briefe*, hrsg. v. Julius Eduard Hitzig, Leipzig 1839.

Chamisso, Adelbert von: *Werke. Bd. 6. Leben 3s Buch. – Briefe. – Gedichte. – Kleine Aufsätze*, hrsg. v. Julius Eduard Hitzig, Leipzig 1839.

Chamisso, Adelbert von: *Sämtliche Werke. Bd. 1: Prosa. Dramatisches. Gedichte*, hrsg. v. Volker Hoffmann, München 1975.

Chamisso, Adelbert von: *Sämtliche Werke. Bd. 2: Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815-18 auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue. Aufsätze*, hrsg. v. Volker Hoffmann, München 1975.

Dehrmann, Mark-Georg: „Eine ‚neue Epoche in der Geschichte der Poesie‘. Friedrich Schlegels philologische Poesie der Moderne am Beispiel des ‚Roland‘-Epos“, in: *Friedrich Schlegel und die Philologie*, hrsg. v. Ulrich Breuer, Remigius Bunia u. Armin Ehrlinghagen, Paderborn 2013, 203-217.

Dettelbach, Michael: „A Kind of Linnaean Being‘: Forster and Eighteenth-Century Natural History“, in: Johann Reinhold Forster: *Observations Made during a Voyage round the World*, hrsg. v. Nicholas Thomas, Harriet Guest u. Michael Dettelbach, Honolulu 1996, LV-LXXIV.

Drux, Rudolf: „Der Streit um den Marionettenstil oder der ‚Fall Alarcos‘. Zur Rezeption einer Theateraufführung im klassischen Weimar“, in: *Stil und Stilwandel. FS Bernhard Sowinski*, hrsg. v. Ulla Fix und Gotthard Lechner, Frankfurt/M. u.a. 1996, 83-93.

Dürbeck, Gabriele: *Stereotype Paradiese. Ozeanismus in der deutschen Südseeliteratur 1815-1914*, Tübingen 2007.

Federhofer, Marie-Theres: „Der Dilettant als Dolmetscher. Beobachtungen zum naturwissenschaftlichen Werk Adelbert von Chamissos“, in: *Dilettantismus als Beruf*, hrsg. v. Safia Azzouni u. Uwe Wirth, Berlin 2010, 47-64.

Forster, Johann Reinhold: *Observations made during a Voyage round the World on Physical Geography, Natural History, and Ethic Philosophy*, London 1778.

Gerlach, Klaus: „Berlin versus Weimar. Kotzebues gescheiterte Berliner Klassik“, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N.F. 53 (2012), 281-300.

Gilli, Marita: „Georg Forster, Friedrich Schlegel et le concept de republicanisme“, in: *Les Romantiques allemands et la Révolution française. Die deutsche Romantik und die französische Revolution*, hrsg. v. Gonthier-Louis Fink, Straßburg 1989, 119-130.

Gilli, Marita: „Schlegels Rehabilitierung der Schriften Georg Forsters“, in: *Deutsche Romantik und französische Revolution*, hrsg. v. Marek Halub, Warschau 1990, 17-27.

Glaubrecht, Matthias: „Naturkunde mit den Augen des Dichters – Mit Siebenmeilenstiefeln zum Artkonzept bei Adelbert von Chamisso“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*, hrsg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber, Göttingen 2013, 51-84.

Görbert, Johannes: „Das literarische Feld auf Weltreisen. Eine kultursoziologische Annäherung an Chamissos Rurik-Expedition“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*, hrsg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber, Göttingen 2013, 33-50.

Harbsmeier, Michael: „Kadu und Maheine. Entdeckerfreundschaften in deutschen Weltreisen um die Wende zum 19. Jahrhundert“, in: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Wolfgang Griep, Heide 1991, 150-178.

Heinritz, Reinhard: „*Andre fremde Welten*“. *Weltreisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert*, Würzburg 1998.

Heinz, Andrea: „‘Ion’ – der Weimarer Theaterskandal des Jahres 1802. Die Stellung zum antiken Mythos als Scheidepunkt der literarischen Parteien“, in: *Komparatistik als Arbeit am Mythos*, hrsg. v. Monika Schmitz-Emans und Uwe Lindemann, Heidelberg 2004, 123-137.

Hentschel, Uwe: *Studien zur Reiseliteratur am Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. u.a. 1999.

Immer, Nikolas: „Berliner Symposie. Adelbert von Chamisso als Mitherausgeber des ‚Musenalmanachs‘ (1804-1806)“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*, hrsg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber, Göttingen 2013, 125-141.

Langner, Beatrix: *Der wilde Europäer. Adelbert von Chamisso*, Berlin 2008.

Liebersohn, Harry: „Discovering Indigenous Nobility. Tocqueville, Chamisso, and Romantic Travel Writing“, in: *American Historical Review* 104 (1999), 746-766.

Liebersohn, Harry: „Chamisso and Five Hundred Years of Ethnography“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*, hrsg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber, Göttingen 2013, 21-31.

Maack, Ute: *Ironie und Autorschaft. Zu Friedrich Schlegels Charakteristiken*, Paderborn u.a. 2002.

Maaß, Yvonne: „Mit Siebenmeilenstiefeln um die Welt. Adelbert von Chamissos Expeditionstagebücher als Reiseliteratur im Kontext beschleunigter Globalisierung“, in: *Literatur und Literaturwissenschaft im Zeichen der Globalisierung. Themen – Methoden – Herausforderungen*, hrsg. v. Anna Kochanowska-Nieborak u. Ewa Plominska-Krawiec, Frankfurt/M. u.a. 2012, 265-272.

Mattern, Pierre: „Kotzebue's Allgewalt“. *Literarische Fehde und politisches Attentat*, Würzburg 2011.

Meier, Albert: „Gute Dramen müssen drastisch sein‘: Zur ästhetischen Rettung von Friedrich Schlegels ‚Alarcos‘“, in: *Goethe Yearbook* 8 (1996), 192-209.

Menza, Gisela: *Adelbert von Chamissos „Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815-1818“. Versuch einer Bestimmung des Werkes als Dokument des Überganges von der Spätromantik zur vorrealistischen Biedermeierzeit*, Frankfurt/M. u.a. 1987.

Nitschke, Claudia: „Die Natur als Metamorphoser? Chamissos ‚Peter Schlemihl‘ zwischen Krise und Kreationismus“, in: *Achim von Arnim und sein Kreis*, hrsg. v. Steffen Dietzsch u. Ariane Ludwig, Berlin 2010, 221-240.

Osterhammel, Jürgen: „Von Kolumbus bis Cook: Aspekte einer Literatur- und Erfahrungsgeschichte des überseeischen Reisens“, in: *Neue Impulse der Reiseforschung*, hrsg. v. Michael Maurer, Berlin 1999, 97-131.

Pickerodt, Gerhard: „Der ‚gesellschaftliche Schriftsteller‘. Friedrich Schlegels Blick auf Forsters intellektuelle Physiognomie“, in: *GFS VI* (2001), 51-65.

Reichard, Georg: *August Wilhelm Schlegels „Ion“. Das Schauspiel und die Aufführungen unter der Leitung von Goethe und Iffland*, Bonn 1987.

Sagarra, Eda: „Zeitreisende: Chamissos Reiseschriften und seine Leser“, in: *Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne*, hrsg. v. Anne Fuchs u. Theo Harden, Heidelberg 1995, 321-332.

Schlegel, Friedrich: *Sämmtliche Werke. Bd. 1: Gedichte*, Berlin 1809.

Schlegel, Friedrich: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Bd. 2: Charakteristiken und Kritiken 1796-1801*, hrsg. v. Ernst Behler, München 1967.

Schlegel, Friedrich: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Bd. 5, Abt. 1: Dichtungen*, hrsg. v. Hans Eichner, Paderborn 1962.

Schlegel, Friedrich: *Alarcos. Ein Trauerspiel. Historisch-kritische Edition mit Dokumenten*, hrsg. v. Mark-Georg Dehrmann u. Nils Gelker, Hannover 2013.

Schmitz, Rainer: *Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung*, Göttingen 1992.

Schnyder, Peter: *Die Magie der Rhetorik. Poesie, Philosophie und Politik in Friedrich Schlegels Frühwerk*, Paderborn u.a. 1999.

Schulz, Gerhard: „Erfahrene Welt – Berichte deutscher Weltreisender am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert“, in: *Antipodische Aufklärungen – Antipodean Enlightenments. FS Leslie Bodi*, hrsg. v. Walter Veit, Frankfurt/M. u.a. 1987, 439-456.

Stockhorst, Stefanie: „Knirschende Scharniere im Ideendrama. Goethes ‚Iphigenie‘ und Schlegels ‚Ion‘ zwischen Marktorientierung, Zweckfreiheit und ästhetischer Erziehung“, in: *Lenz-Jahrbuch* 16 (2009), 83-106.

Tautz, Birgit: „Beobachten, Dokumentieren, Verdinglichen, Fabulieren: Wissen in Kotzebues und Chamissos Darstellungen Alaskas“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 24 (2014), 55-67.

Uebel, Anke: „History, Innocence and Desire in the Works of Herman Melville and Adelbert von Chamisso“, in: *Natur, Räume, Landschaften*, hrsg. v. Burkhardt Krause u. Ulrich Scheck, München 1996, 181-187.

Ullrich, Heiko: „Musterländle oder ‚Vorstadt der Heimat‘? Forster und Chamisso am Kap der Guten Hoffnung, in: *Acta Germanica* 42 (2014), 36-49.

Weissenberger, Klaus: „Das produktionsästhetische Spektrum des literarischen Reiseberichts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, in: *Offene Formen. Beiträge zur Literatur, Philosophie und Wissenschaft im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Bernd Bräutigam u. Burghard Damerau, Frankfurt/M. u.a. 1997, 44-70.

Georg Forsters *Cascade am Mt. Sparrman*: Die Entdeckung der ersten Landschaftsskizze des Naturzeichners der zweiten Cookschen Weltumseglung

Seitdem im Jahre 2007 zum ersten Mal Forstersche Tier- und Pflanzenabbildungen aus dem *Natural History Museum* in London publiziert wurden,¹ sind eine ganze Reihe unterschiedlicher Zeichnungen von Georg Forster wiederentdeckt und veröffentlicht worden. Zu den großartigen – und großartig erhaltenen – Londoner Arbeiten Georg Forsters gesellten sich die durch glücklichen Zufall² entdeckten 54 Blätter in der Mitchell-Library von Sydney,³ von denen acht als Unikate identifiziert werden konnten.⁴

Im Nachlass Georg Forsters im Pariser *Muséum national d'Histoire naturelle* konnten kurz darauf in den handschriftlichen *Beobachtungen* von Bord der *Resolution* Forsters erste, noch nach optimaler Form suchenden Vogelflugskizzen aufgespürt werden (vgl. GFS XIX, 228). Im gleichen Fundus fan-

¹ Es handelt sich dabei um knapp 100 Tier- und Pflanzenzeichnungen, die vor allem nach Gesichtspunkten der Illustration des Forsterschen Reiseberichts und der besonderen Würdigung neu entdeckter bzw. mittlerweile ausgestorbener Spezies ausgewählt wurden (vgl. Vorpahl 2007, 626).

² Vgl. *Der Spiegel* 3 (2008), 125; vgl. auch *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 13 (2008-01-16), 33.

³ Die Unikate unter diesen 54 Tier- und Pflanzenzeichnungen konnten im Jahre 2008 erstmals vollständig veröffentlicht werden (vgl. Forster 2008, 142-149). Zwei dieser Unikate wurden ebenfalls in den Forster-Studien veröffentlicht (vgl. GFS XIII, 281 u. 284).

⁴ Als Unikate wurden hier Arbeiten von Forsters eigener Hand verstanden, die auf der Weltreise mit Captain Cook entstanden sind und neuentdeckte Pflanzen und Tieren zeigen, die so in keinem anderen bekannten Bestand Forsterscher Naturzeichnungen – etwa als Duplikat – vorhanden sind (vgl. Vorpahl 2008, 172).

den sich Tierabbildungen Georg Forsters, die als Kopien von Farbzeichnungen des niederländischen Naturgelehrten Arnout Vosmaer ausgewiesen werden konnten und einen ersten Hinweis auf die zeichnerischen Vorbilder gaben, an denen sich der junge Weltreisende als Naturzeichner orientierte (vgl. GFS XIX, 226f.). Verschiedene Fernsehbeiträge über die in der Forschungsbibliothek Gotha verwahrten Deckfarbengemälde,⁵ von denen 32 gefährdete Großformate auf Pergament zwischen 2009 und 2013 in München restauriert wurden,⁶ gaben schließlich einer breiteren Öffentlichkeit Einblick in das zeichnerische Œuvre Georg Forsters.

Ganz gleich ob sie nun in Gotha oder Sydney, London oder Paris aufbewahrt werden, eines haben all diese Arbeiten Georg Forsters gemein: Es sind Abbildungen von Pflanzen und Tieren – „Naturzeichnungen“ wie man sie Ende des 18. Jahrhunderts, in Abgrenzung zu Landschafts- und Menschendarstellungen, nannte. Der Grund für diese recht willkürlich erscheinende Aufspaltung ist eine während der zweiten Cookschen Weltumsegelung penibel eingehaltene Arbeitsteilung zwischen dem Naturzeichner der Reise Georg Forster und dem Landschaftsmaler der Expedition William Hodges⁷ – mit der Folge, dass Georg Forster während der Cookschen Entdeckungsreise keine Landschaften oder Menschen abbilden durfte, während für den Landschaftsmaler William Hodges Tier- oder Pflanzendarstellungen tabu blieben.⁸

⁵ Das ZDF berichtete 2009 über die Gefährdung der Forsterschen Gouachen in Gotha (vgl. Aspekte, ZDF-Sendung vom 08.05.2009, 23.00 Uhr) und drei Jahre später über die aufwändigen Restaurierungsarbeiten in München (vgl. Aspekte, ZDF-Sendung vom 25.05.2012, 23.00 Uhr).

⁶ Die Restaurierung wurde vom Institut für Buchrestaurierung der Bayerischen Staatsbibliothek München durchgeführt, wobei neue Methoden der Schadenskartierung eingesetzt wurden (vgl. ebd.).

⁷ William Hodges, der seine künstlerischen Talente vor der Weltreise als Theatermaler in Derby schulte, fertigte während der zweiten Cookschen Weltumsegelung zahlreiche Landschaftsskizzen und Porträts, darunter eines der bekanntesten Ölgemälde Captain Cooks (vgl. Quilley 2004, 8; vgl. auch Simmons 2011, 29).

⁸ Ihre Arbeitsteilung wahren der Naturzeichner und der Landschaftsmaler der zweiten Cookschen Weltumsegelung selbst bei ihrem einzigen bekannten gemeinsamen Werk, der Abbildung eines südafrikanischen Sekretärs (*Sagittarius serpentarius*), bei dem Forster den Vogel und Hodges die Landschaft im Hintergrund malte (vgl. Forster 2007, 576; vgl. dazu auch Vorpahl 2007, 626).

Bislang schien es, als sei Georg Forster von dieser Zunftregel nur ein einziges Mal abgewichen, zu Beginn seiner Weltreise nämlich – vermutlich im Februar 1773 – als er ein Aquarell von einer südpolaren Eislandschaft anfertigte: die heute in Sydney verwahrte Darstellung *Ice Islands with Ice blinks*.⁹ Tatsächlich aber blieb auch bei diesem Bild die Arbeitsteilung zwischen Landschaftsmaler und Naturzeichner gewahrt, denn Georg Forster tuschte zwar Berge und Täler aufs Papier – aber dennoch keine Landschaft. Was er tatsächlich malte war Wasser in Form von Eisbergen und Meereswellen, eine Verletzung der Absprache mit Hodges – die Abbildung einer *landscape* – lag insofern nicht vor. Man kann zudem vermuten, dass es dem jungen Naturzeichner, der seinem Vater Johann Reinhold Forster an Bord der *Resolution* zugleich als wissenschaftlicher Assistent diente, bei besagtem Aquarell wohl um die Darstellung der antarktischen Szenerie ging, ebenso aber – wenn nicht stärker noch – um das Festhalten eines von den Forsters entdeckten Lichtphänomens.

Bislang haben sich vor allem Rüdiger Joppien und Bernard Smith mit den *Ice blinks* auf Forsters Aquarell beschäftigt und das schimmernde Leuchten an der Horizontlinie des Bildes als „Eisleuchten“ gedeutet.¹⁰ Physikalisch gesehen leuchtet Eis jedoch nicht, sondern reflektiert ein Lichtereignis. Ich möchte deshalb an dieser Stelle die These wagen, dass Georg Forster mit dem von ihm sehr intensiv gestalteten Glimmen am Horizont ein ganz konkretes Naturphänomen, nämlich das südliche Polarlicht zu Papier gebracht hat, das er in seinem Reisebericht *Aurora australis* taufte (vgl. AA II, 117).¹¹ Der Vergleich mit einer Reihe von Aufnahmen der Südlichter

⁹ Das Bild ist in der *State Library of New South Wales* in Sydney unter der Signatur ZPX *D72 archiviert und wird Georg Forster aufgrund seiner Stilistik und aus dem Grunde zugeordnet, dass es als Aquarell ausgeführt wurde, während der Landschaftsmaler der zweiten Cookschen Weltumseglung, William Hodges, an Bord der *Resolution* Ölfarben verwendete (vgl. Joppien und Smith 1985, 19). Ein großformatiger Nachdruck des Aquarells findet sich auch als Doppelfaltblatt in der illustrierten Forster-Ausgabe der Anderen Bibliothek (vgl. Forster 2007, zw. 48 u. 49).

¹⁰ Joppien und Smith halten Georg Forsters Aquarell immerhin für *den einzig wahrhaft romantischen Blick auf die Antarktis* („the only truly romantic view of the Antarctic“) während der zweiten Cookschen Weltumseglung (ebd., 18).

¹¹ Forster schreibt über das Südlicht, es sei „den Nordlichtern unsres Welttheils zwar in den mehresten Stücken ähnlich, aber doch darinn von selbigen verschieden, daß sie nie eine andre als weißlichte Farbe hatten, da unsre Nordlichter hingegen verschiedne, be-

über der Horizontlinie durch den Fotografen Keith Vanderlinde macht das recht augenfällig.¹² Auch aus diesem Grund kann man davon ausgehen, dass eine Landschaftsdarstellung im strengen Sinn bei Georg Forsters *Ice Islands with Ice blinks* nicht vorliegt.

Umso erstaunlicher mutet daher ein Fund an, den ich vor einiger Zeit in der Pariser Zentralbibliothek des *Muséum national d'Histoire naturelle* im Nachlass von Georg Forster machen konnte.¹³ Hier stieß ich zwischen den zum größten Teil nicht durchgehend nummerierten Handschriften auf eine schmale, längliche Klappkarte (s. Abb. 1).¹⁴ Die untere Hälfte der Karte ist mit Stichpunkten in lateinischer Sprache versehen, die wiederum mit einigen diagonalen Federstrichen durchkreuzt sind. Oberhalb dieser Notizen findet sich eine – so wohl kaum erwartbare – Überraschung: eine Landschaftszeichnung, die augenscheinlich mit derselben Tusche angefertigt worden ist, wie die lateinischen Stichpunkte darunter – Notizen, deren Schriftbild mit dem Georg Forsters übereinstimmen.¹⁵ Auch die Binnenbezüge zwischen der Zeichnung und den handschriftlichen Stichpunkten lassen – wie im Folgenden näher ausgeführt werden soll – den Schluss zu, dass es sich hier um die erste und bislang einzige Landschafts-

sonders die Feuer- und Purpur-Farbe anzunehmen pflegen. Bisweilen konnte man vor dem Schein dieser *Süd-Lichter* (*aurora australis*) deren meines Wissens noch kein Reisender gedacht hat, die darunter verborgenen Sterne nicht entdecken, und zu andern Zeiten sahe man sie höchstens nur ganz blaß hindurch schimmern.“ (AA II, 117).

¹² Siehe etwa Vandelindes Aufnahme von der Amundsen-Scott-Polarstation (in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 12 (2014-03-23), 51.

¹³ Eine grobe Übersicht über den Handschriftenbestand im Pariser Nachlass Georg Forsters habe ich zuletzt in den Forster-Studien gegeben (vgl. GFS XIX, 216ff.) – im Vorgriff auf den entsprechenden abschließenden Band VI.3 der „Schriften zur Naturkunde“ Georg Forsters (AA VI.3), der indes auch weiterhin nicht vorliegt.

¹⁴ Die Klappkarte mit Forsters Zeichnung ist 25x10 cm groß und nicht nummeriert, sie ist auf der Rückseite unbeschrieben und mit einem Rundstempel des Pariser *Muséum national d'Histoire naturelle* versehen. Sie findet sich lose innerhalb der 4. Partie der Handschriften Georg Forsters, in der heute das Gros der verschiedenen Zeichnungen und Skizzen Forsters versammelt ist (vgl. *Ms 189 (4), Bibliothèque centrale du Muséum national d'Histoire naturelle*, Paris).

¹⁵ Zum Vergleich wurde hier ein handgeschriebener Zeugenbericht Georg Forsters vom 13. September 1773 im Journal seines Vaters Johann Reinhold Forster von Bord der *Resolution* herangezogen (vgl. Forster 1773, 139f.). Der 18-jährige Georg Forster war beim Verfassen des Eintrages ins Journal seines Vaters nur wenige Monate älter als beim Anfertigen der lateinischen Stichpunkte auf der Pariser Klappkarte.

Anders als bei Forsters Polarmeer-Aquarell deutet bei seiner *Cascade* wenig darauf hin, dass es sich um die Illustration eines Naturphänomens handelt. Allenfalls käme der Regenbogen als Licht- und Farbereignis infrage, doch erörtert Forster dieses bekannte Spektralphänomen nicht eingehender, sondern erwähnt in der *Reise um die Welt* lediglich ihm bemerkenswert erscheinende Sonderfälle.¹⁶ Tatsächlich ist es der mächtige Wasserfall, der im Zentrum der Forsterschen Abbildung steht, eine *Cascade*, die als schlanke Wassersäule von einer baumbestandenen Felskante herunterstürzt, sich dann auf einem Felsvorsprung bricht und verbreitert, um schließlich in ein kreisrundes Becken zu stürzen, aus dem mehrere Felsen aufragen. Ein Bild, das trotz seiner Miniaturgröße an die emotionsgeladenen Bilder der Frühromantik erinnert.

Wie aber kam Forster zu diesem Bild? Welchen Schauplatz der zweiten Cookschen Weltumseglung hat er festgehalten? Unter welchen Umständen ist Forsters *Cascade* entstanden – und warum?

Hier Antworten zu finden, ist nicht ganz einfach, denn wie bei Forsters Polarmeer-Aquarell *Ice Islands with Ice blinks* finden sich auch im Fall der *Cascade* in der Forsterschen Korrespondenz keinerlei Hinweise. Vielleicht, weil es sich eben um einen Tabubruch handelt, der erst jetzt bei Durchsicht des Forsterschen Nachlasses ans Licht kommt.

Methodisch lassen sich mithilfe der Bordnotizen und Reiseberichte der Forsters zunächst einmal die Schauplätze einkreisen, an denen Vater und Sohn auf ihrer Expedition mit Captain Cook auf Wasserfälle, Kaskaden, Wassersäulen oder Katarakte gestoßen sind. Gleich mehrere gibt es in der *Duck Cove*, an der Südspitze Neuseelands: „Das Ufer derselben“, schreibt Forster, „war steil und von demselben stürzten sich verschiedene kleine Wasserfälle aus großen Höhen herab, welches eine überaus schöne Scene ausmachte.“ (AA II, 132). Auch das Aurora-Eiland der Neuen Hebriden (heute Maewo/Vanuatu) hat eine Vielzahl von Wasserfällen zu bieten: „Von dem steilen und mit allerhand Gesträuch bewachsenem Ufer, stürz-

¹⁶ Zum Regenbogen in der *Cascade Cove* schreibt Forster: „Außer und neben diesem Licht- und Farben-Cirkel war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung, gefärbt.“ (AA II, 140) Und beim Kreuzen im Südpolarmeer: „[...] einmal sahen wir sogar einen starken Regenbogen des Nachts bey Mondschein.“ (AA II, 208)

ten sich beträchtliche Cascaden in die See herab“, heißt es in der *Reise um die Welt* (AA III, 159).

Nach der lang ersehnten Ankunft auf Tahiti entdeckte Georg Forster in Aitepieha ein Ufer „von welchem sich eine Crystallhelle Wasser-Säule [...] herabstürzte, dessen anmuthiges Gestade überall mit bunten Blumen prangte.“ (AA II, 244) Und über die Berge, die am Ende des Matavai-Tals auf Tahiti aufragen, heißt es: „Eine schöne Cascade stürzte sich vom Gipfel, längst der Felsenwand in den Fluß herab, und belebte diese sonst schauervolle, finstere und romantisch-wilde Aussicht.“ (AA III, 70) Die topografische Einkreisung des von Forster abgebildeten Wasserfalls anhand seiner Reisebeschreibung fokussiert mithin auf drei Inseln: die Südinsel Neuseelands, die Doppelsinsel Tahiti-Nui/Tahiti-Iti sowie Maewo (Vanuatu).

Einen wichtigen Anhaltspunkt für die Ortung von Forsters *Cascade* bieten die Notizen in lateinischer Sprache, die sich unterhalb der Zeichnung des Wasserfalls auf der Klappkarte befinden. Direkte topografische Angaben zu Forsters *Cascade* enthalten sie indes nicht. Vielmehr handelt es sich um den ‚Steckbrief‘ eines Vogels: *Fuchsrote Flügel, äußerst kurz, rötlich-oliv umrandet. Rötlicher Schwanz, kurz und gerundet, Federn engst oliv gerandet. Füße vierzehig, unterhalb dunkel. Schiene zusammengedrückt, Zehen lang, so die Übersetzung aus dem Latein ins Deutsche.*¹⁷

Auf meine Bitte hin beschäftigte sich der Ornithologe Frank Steinheimer, seines Zeichens Taxonomie-Experte für die Vogelsammlungen der Cookschen Weltreisen, mit der Forsterschen Vogelbeschreibung. Seine Expertise: Der schon ausgestorbene Tahitische Gesellschaftsläufer (*Prosobonia leucoptera*) käme der Forsterschen Beschreibung nahe.¹⁸ Doch aufgrund

¹⁷ Die übersetzten Passagen der Forsterschen Handschrift lauten im lateinischen Original: „Ala brevissimo fusca, pennis rufo-olivaceo marginatis. Remiges primares fusci, transversis ferrugineis ad utrumque marginem notate. [...] Cauda brevis rotundata fusca, rectricum margine tenuissimo olivaceo. [...] Pedes tetradactyli, fusco subantes [...] Tibia compressi [...] digiti [...] longitudine.“ (Vgl. Georg Forster, *Ms 189(4)*, lose Klappkarte.)

¹⁸ Von Georg Forster liegt im *National History Museum* in London ein Aquarell des Tahitischen Gesellschaftsläufers vor (vgl. NHM Image ID 005120).

einer starken Abweichung in der Flügelbeschreibung kommt Steinheimer zu keinem eindeutigen Ergebnis.

Erst die Hinzuziehung einer anderen Quelle ermöglicht die eindeutige Identifikation des von Georg Forsters auf der Pariser Klappkarte beschriebenen Vogels: die lange nach dem Tod beider Forsters erschienenen *Descriptiones animalium*, die Auflistung und Beschreibung all der Spezies aus dem Reich der Fauna, die die Forsters auf der zweiten Cookschen Weltumsegelung entdeckt haben.¹⁹ Demnach handelt es sich bei Georg Forsters Stichpunkten um die Beschreibung der Spezies *Gallirallus australis*, um das neuseeländische Wasserhuhn (vgl. J.R. Forster 1844, 110f.) oder *Weka*, wie sie von den Maori genannt wird.²⁰ Von Georg Forster liegt im Londoner *National History Museum* ein Aquarell dieser Wasserralle vor,²¹ die er zudem in seiner *Reise um die Welt* als besonders häufig vorkommende Vogelart der Südinsel Neuseelands erwähnt hat.²²

Da es sich bei der *Weka* um eine Spezies handelt, die nicht im gesamten Pazifikraum, sondern ausschließlich auf der Südinsel Neuseelands vorkommt, lässt sich die geografische Fahndung nach Forsters *Cascade* durch die Identifikation der Vogelart schließlich auf die neuseeländische Südinsel fokussieren. Der Entdecker der *Weka* in Neuseeland war übrigens der Dritte im Team der Naturforscher an Bord der *Resolution*, der Schwede Anders Sparrman.²³ In seinem Reisebericht von der zweiten Cookschen

¹⁹ Der Berliner Zoodirektor Heinrich Lichtenberg veröffentlichte 1844, lange nach dem Tod von Georg und Johann Reinhold Forster, die zoologische Auswertung der zweiten Cookschen Weltumsegelung (vgl. Johann Reinhold Forster, *Descriptiones animalium, quae in itinere ad maris Australis terras per annos 1772, 1773 et 1774*, Berlin 1844).

²⁰ In seinen *Descriptiones animalium* nannte Johann Reinhold Forster die *Weka* zunächst *Rallus troglodytes* (s. ebd., 110). Diese Bezeichnung verwendete entsprechend auch Georg Forster auf seiner im *National History Museum* in London befindlichen Abbildung der *Weka* (vgl. NHM Image ID 005126).

²¹ Vgl. NHM Image ID 005126. Die Beschreibung des Aquarells im Katalogtext des NHM lautet: „Ff. 126. Watercolour painting by George Forster (1773) annotated ‚Rallus troglodytes‘“.

²² Georg Forster merkt an, man sei in *Dusky Bay* auf das Wasserhuhn (woodhen) in Scharen gestoßen, „[...] die brauner Farbe sind und oft unter den Bäumen herumkriechen.“ (AA II 147)

²³ Der schwedische Botaniker und Linné-Schüler Anders Sparrman wurde von Johann Reinhold Forster 1772 in Kapstadt als wissenschaftlicher Assistent für die zweite

Weltumseglung erwähnt er die Entdeckung der *Weka* unmittelbar nach der Beschreibung des Wasserfalls am Eingang der *Cascade Cove*,²⁴ sodass in seinem Text Wasserfall und *Weka* ähnlich zusammenfinden wie die *Cascade* und die Vogelbeschreibung auf der Klappkarte in Georg Forsters Pariser Nachlass.

Diese geografische Zuordnung lenkt den Blick mithin eindeutig auf das, was Georg Forster in seiner *Reise um die Welt* über Wasserfälle auf der Südinself Neuseelands vermerkt hat. Von einer *Cascade*, über die sich zudem ein Regenbogen spannt, berichtet er nur einmal – kurz nach Ankunft der *Resolution* in der neuseeländischen Dusky-Bay im Frühjahr 1773. Georg Forster schreibt:

„Am 11ten [April 1773] schien uns die klar und helle Luft einen schönen Tag zu versprechen, [...] so ließen wir uns, um Naturalien aufzusuchen, nach der Bucht übersetzen, wo wir das erste indianische Boot angetroffen, und von weitem auch einen Wasserfall gesehen hatten, von welchem diese Bucht *Cascade Cove* oder Cascaden-Bucht war benannt worden. [...] [N]achdem wir angelangt waren, mußten wir den Berg, auf welchem er gelegen ist, wenigstens 600 Fus hoch hinan klettern, ehe wir ihn völlig zu Gesicht bekamen. [...] Der Gegenstand, der zuerst in die Augen fällt, ist eine klare Wassersäule, die gegen 24 bis 30 Fus im Umfange hält, und mit reißendem Ungestüm sich über einen senkrechtstehenden Felsen, aus einer Höhe von ohngefähr 300 Fuß, herabstürzt. [...] Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das [...] von großen und unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. [...] Wir ließen uns [...] nicht abhalten [...] und stiegen [...] auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herab sahe, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bey hochstehender Mittags-Sonne in den Dünsten der Cascade völlig cirkelrund und sowohl vor, als unter uns, zu sehen war. [...] Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren.“ (AA II, 139f.)

Cooksche Weltumseglung angestellt und gehörte damit zum naturwissenschaftlichen Dreierteam der Expedition an Bord der *Resolution* (vgl. AA II, 81f.).

²⁴ Vgl. Sparrman 1944, 29f.

Forsters anschauliche Schilderung des Wasserfalls in der *Cascade Cove* von *Dusky Bay* korrespondiert auf erstaunliche Weise mit der zeichnerischen Darstellung in Forsters Pariser Nachlass. Tatsächlich vermag es Forsters Text nachgerade, den Blick des Betrachters von Detail zu Detail zu führen und so die Kongruenz zwischen Text und Bild herzustellen.

Ganz und gar nicht übereinstimmen wollen Schilderung und Wirklichkeit indes, wo uns Georg Forster in seiner Reisebeschreibung vom Wasserfall in *Cascade Cove* wissen lässt, „daß nur der künstliche Pinsel des auf dieser Reise mit ausgeschickten Mahlers, Herrn *Hodges*, allein im Stande war, dergleichen Szenen mit meisterhafter Täuschung nachzuahmen [...]“ (AA II, 141).

Ein bemerkenswerter Satz, der auf die Brillanz des zehn Jahre älteren Zunftkollegen an Bord zu verweisen scheint. Meinte Georg Forster vielleicht, seine kleine monochrome Zeichnung könne der Erhabenheit des Naturschauspiels nicht in gleicher Weise gerecht werden wie Hodges großformatige Ölbilder? Jedenfalls offenbart die Bemerkung nicht ganz die Wahrheit, denn nicht William Hodges *allein* war in der Lage, die *Cascade* zu Papier zu bringen, sondern eben auch Georg Forster. Man kann ebenso darüber spekulieren, ob sich hinter Georg Forsters Schmeichelei nicht eine spitzfindige Kritik an Hodges malerischen Ambitionen verbirgt. Um dies zu verstehen, lohnt es, Hodges' 1776 vollendetes großes Ölgemälde desselben Wasserfalls zu betrachten.²⁵ Auffällig ist dabei, dass auch William Hodges den Regenbogen so prominent ins Bild gerückt hat wie Georg Forster. Joppien und Smith halten dies für eine der frühesten und eindrucksvollsten Darstellungen eines Wasserfalls in der britischen Kunst.²⁶ Doch gibt es naturgemäß diverse Unterschiede zwischen Forsters Bild und dem von Hodges. Besonders augenfällig: Bei Forster, der den Wasserfall am 11. April 1773 und damit einen Tag früher als Hodges besuchte (vgl. AA II, 132) – was ihm die Gelegenheit für seine heimliche Zeichnung verschaffte – befindet sich der Betrachter perspektivisch nahezu unterhalb der bedrohlich herunterstürzenden Wassersäule. Im Ver-

²⁵ William Hodges Gemälde heißt *Dusky Bay (Cascade Cove)* und befindet sich heute im Londoner *National Maritime Museum* (vgl. Joppien u. Smith 1985, 25).

²⁶ Bei Joppien und Smith heißt es: „It must surely be one of the earliest and one of the most effective paintings of a rainbow, and of the power of falling water, painted by a British artist.“ (Ebd., 26)

gleich dazu hat William Hodges eine erhebliche Tiefendehnung vorgenommen und seinen Wasserfall quasi flach gelegt. Wer aber liefert den stimmigeren, auch den wissenschaftlichen Anforderungen der Expedition entsprechenden Eindruck – Georg Forster oder William Hodges?

Diese Frage lässt sich nur beantworten, indem man den Gegenstand der Darstellung persönlich in Augenschein nimmt, mithin die Reise an die Südwestspitze der neuseeländischen Südinsel auf sich nimmt, um den Wasserfall zu besichtigen – zumal bislang keine aussagekräftigen aktuellen Bilder von ihm vorliegen. Wichtiger noch: Nur so kann verifiziert werden, was bislang Indizien nahegelegt haben: dass Georg Forsters Zeichnung tatsächlich den Wasserfall in der *Cascade Cove* abbildet.

Allerdings ist eine Expedition in die von Captain Cook *Dusky Sound* getaufte Bucht nur einmal im Jahr und nur für wenige Tage per Boots-Charter möglich, da Inspektionsflüge aufgrund der Zugehörigkeit des *Dusky Sound* zum *National Park Fjordland* strengen Restriktionen unterliegen und praktisch am Mangel von Landeplätzen in dieser unbewohnten Region im Regenwald der Südinsel scheitern. Im Herbst 2012 ergab sich jedoch eine Möglichkeit, mit dem Cruiser *Milford Wanderer* von der alljährlichen Touristentour im *Dusky Sound* abzuweichen und *Cascade Cove* am Vormittag des 3. September 2012 bei klarer Sicht, moderatem Wind und leichtem Nieselregen anzulaufen.

Schon aus der Entfernung von ca. fünf Kilometern wurde südlich des 969 Meter hohen *Mt. Sparrman*²⁷ am Eingang der *Cascade Cove* zwischen bewaldeten Felsen jene mächtige Wassersäule sichtbar, die beide – Forster und Hodges – als markante, an eine Flaschenform erinnernde Silhouette abgebildet haben. Trotz diverser Erdbeben hat die *Cascade* ihren Lauf offenbar nicht verändert. Während des zweistündigen Aufstiegs nahm – so, wie Georg Forster es schildert – der Geräuschpegel des in die Tiefe stürzenden Wasser nicht nur beständig zu, sondern wurde beim Erreichen

²⁷ Captain James Cook hat den Berg nach Johann Reinhold Forsters wissenschaftlichem Assistenten Anders Sparrman benannt – vermutlich, weil Sparrman auf dem Gipfel dieses Berges ein Feuer entfacht hatte, das eine Nacht lang den Himmel gegenüber *Pickersgill Harbour*, wo die *Resolution* vor Anker lag, auf dramatische Weise illuminierte (vgl. Sparrman 1944, 29).

des ‚Beckens an der Basis der *Cascade* ohrenbetäubend.²⁸ Die mächtigen Felsbrocken, die Georg Forster auf seiner Zeichnung in diesem runden Wasserbassin dargestellt hat, sind heute allerdings unter einigen Tonnen Felsgestein begraben, während sich der Scheitelpunkt der *Cascade* infolge von Erosion offensichtlich etwas gesenkt hat. Insgesamt aber lässt sich zweifelsfrei konstatieren, dass Georg Forsters bislang einzige bekannte Landschaftszeichnung die *Cascade am Mt. Sparrman* am nördlichen Eingang der *Cascade Cove* von *Dusky Bay* zeigt (s. Abb. 2). Ferner lässt sich im Vergleich mit der realen topografischen Situation feststellen, dass Georg Forsters Zeichnung einen quasi fotografischen Eindruck dieses Wasserfalls vermittelt.



Abb. 2:
Foto: Frank Vorpahl

²⁸ Forster schreibt: „Das Getöse des Wasserfalls ist so heftig, und schallt von den benachbarten, wiedertönenden Felsen so stark zurück, dass man keinen anderen Laut dafür unterscheiden kann.“ (AA II, 141)

Dies gilt für das Gemälde *Dusky Sound (Cascade Cove)* von William Hodges indes nicht. Cooks Landschaftsmaler nahm auf seinem Gemälde die Verzerrung der realen geografischen Verhältnisse in Kauf, um durch diese Dehnung Raum zu gewinnen für die Darstellung einer historischen Episode: den Anblick der ersten Maori auf der zweiten Cookschen Weltumsegelung.

In der Realität hat Hodges die Maori erstmals am 6. April 1773 gesehen (vgl. AA II, 132),²⁹ den Wasserfall aber erst am 12. April, also fast eine Woche später.³⁰ Und beide Sujets aus unterschiedlicher Perspektive: die Maori aus einem Ruderboot, den Wasserfall aus einer Höhe von über 200 Metern.³¹ In seinem Gemälde *Dusky Bay (Cascade Cove)* kombiniert William Hodges jedoch beide Ereignisse zugunsten einer historischen Inszenierung – auf Kosten einer realistischen Darstellung.³²

Es handelt sich im wortwörtlichen Sinne um eine *meisterhafte Täuschung* (vgl. AA II, 141) – wie Georg Forster das in seiner *Reise um die Welt* genannt hat. Der „künstliche Pinsel“ (ebd.), den Forster an Hodges rühmte, war womöglich negativ gemeint.³³ Denn Georg Forster selbst sah sein

²⁹ Am 6. April 1773 bemerken Cook, Hodges, die beiden Forsters und Sparrman in einem Boot erstmals die Anwesenheit von „Indianern“ (AA II, 132).

³⁰ Vgl. Joppien u. Smith 1985, 29.

³¹ Georg Forster spricht in der deutschen Ausgabe von „600 Fus“, also von 600 preußischen Fuß, somit etwa von 200 Metern (vgl. AA II, 139).

³² Joppien u. Smith verweisen darauf, dass die Kombination von Ereignissen auf Gemälden, wie Hodges sie gelegentlich praktizierte, keineswegs ungewöhnlich war, sondern einer langen künstlerischen Tradition folgte (vgl. Joppien u. Smith 1985, 29).

³³ Georg Forster kritisierte Hodges in der *Reise um die Welt* auch in anderen Fällen: „Der Vorwurf, welchen man denen zu Capitain Cooks voriger Reise in Kupfer gestochnen Platten mit Recht gemacht hat, daß sie nemlich, statt indianischer Gestalten, nur schöne Figuren vorstellten, die sowohl der Form als der Drapperie nach, im Geschmack der Antike gezeichnet wären; eben dieser Vorwurf trifft auch die vorgedachte Kupfertafel dieses Werks. Ja man sollte fast glauben, daß Herr Hodges seine zu diesem Stück nach der Natur gemachte Original-Skizze verloren und bey Entdeckung dieses Verlusts, aus eleganter mahlerischer Fantasie eine neue Zeichnung bloß idealisch entworfen habe. Kenner finden in dieser Platte griechische Conture und Bildungen, dergleichen es in der Südsee nie gegeben hat; und sie bewundern ein schönes fließendes Gewand, das Kopf und Körper bedeckt, da doch in dieser Insel, die Frauensleute Schulter und Brust fast niemals bedecken. Die Figur eines alten ehrwürdigen Mannes mit einem langen weißen Barthe ist vortreflich; allein die Leuthe auf *Ea-Uwhe* lassen den Barth nicht wachsen, sondern wißen ihn mit Muschelschaalen kurz zu scheeren.“ (AA II, 341f.)

höchstes Ziel als Naturzeichner darin, nach der *wahren Natur* zu zeichnen – und damit auch den Kriterien einer wissenschaftlichen Expedition zu genügen. Insofern stehen beide Bilder – das bekannte Gemälde *Dusky Bay (Cascade Cove)* von Hodges und Forsters *Cascade am Mt. Sparrman* – für höchst unterschiedliche Konzepte.

Bleibt die Frage, warum Forster seine *Cascade am Mt. Sparrman* überhaupt zu Papier gebracht, warum er diesen Tabubruch gewagt hat. Eine Absicht Georg Forsters, dem Landschaftsmaler der Expedition ernsthaft Konkurrenz zu machen, kann man wohl ausschließen. Nicht nur, weil heimliche Landschaftsmalerei angesichts der Enge an Bord der *Resolution* vermutlich nicht unbemerkt geblieben wäre, sondern auch, weil William Hodges in seinem Metier der Versiertere war, der Erfahrenere, der *Künstler* – im Gegensatz zu Georg Forster, der sich im rationalistischen Geiste der Aufklärung als Gelehrter, Naturforscher und -zeichner verstand.

Tatsächlich könnte seine Landschaftsdarstellung sehr wohl ein Einzelfall, die bildgewordene Ausnahme von der Regel sein – womöglich Ausdruck einer besonderen Gemütsbewegung Forsters angesichts eines überwältigenden Naturphänomens. Schließlich hatte der 18-jährige einen so gewaltigen Wasserfall wie den von *Cascade Cove* nie zuvor gesehen.

Dass das Bild zu Beginn der Reise entstanden ist, nur einige Wochen nach Forsters *Ice Islands with Ice blinks*, könnte darauf hindeuten, dass nach zweimaligen ‚Ausreißversuchen‘ weitere Tabubrüche des Naturzeichners im Sinne strikter Arbeitsteilung an Bord unterbunden wurden, sei es durch Willam Hodges selbst, Captain Cook oder durch Johann Reinhold Forster, der das Privileg seines Sohnes zum Abbilden von Pflanzen und Tieren womöglich nicht durch eigene Unvorsichtigkeiten gefährdet sehen wollte. Oder doch?

Denkbar ist immerhin, dass Forsters *Cascade am Mt. Sparrman* für mehr steht als eine emotionale Reaktion des jungen Naturzeichners. Die ursprüngliche Intention der Forsters bestand darin, die auf der Weltreise neu entdeckten Spezies in ihrer natürlichen Umgebung, also eingebettet in die Landschaft, darzustellen.³⁴ Wenngleich dieser ambitionierte Plan vom Streit zwischen dem alten Forster und seinen britischen Auftragge-

³⁴ Vgl. Vorpahl 2007, 623-625.

bern weitgehend durchkreuzt wurde,³⁵ so existieren doch künstlerische Arbeiten Georg Forsters, bei denen die angestrebte Kombination von Landschaft, Flora und Fauna beispielhaft ausgeführt wurde.

Ein Beispiel ist Georg Forsters *Antarktischer Sturmvogel*, bei dem er den Vogel (*Thalassoica antarctica*) mit einer für diese Spezies typischen Landschaft kombinierte – nämlich mit jenen Eisbergen, die er schon in seinem Polarmeer-Aquarell *Ice Islands with Ice blinks* aufs Papier getuscht hatte.³⁶

Methodisch in gleicher Weise verfuhr Forster auch im Falle des von ihm entdeckten *Weißgesichtsscheidenschnabel* (*Chionis alba*), den er am 2. Januar 1775 im Südpolarmeer vor Staten Island entdeckt hatte.³⁷ Forster bildete ihn in seinem typischen Lebensraum mit seinen schroffen und kahlen Felsen ab. Den neuseeländische *Tui* (*Certhia cincinnata*), den Forster im Frühjahr 1773 erstmals im Queen-Charlotte-Sound zu Gesicht bekam,³⁸ platzierte er nicht nur auf dem Zweig einer von ihm ebenfalls entdeckten Pflanzenart (*Loranthus tetrapetalus*),³⁹ sondern auch in die weite, von Hügelkuppen dominierte Landschaft einer Bucht der neuseeländischen Südinsel.⁴⁰

Doch woher nahm Georg Forster die Landschaften, die er als Hintergrund für diese Vogelabbildungen einsetzte? Gut möglich, dass er nicht nur die *Cascade am Mt. Sparrman* zu Papier gebracht hat, sondern eine ganze Reihe solcher Zeichnungen – Miniaturen, die von Papier und Farben, den limitierten Malerutensilien an Bord, nur ein Minimum verbrauchten, die Platz sparend untergebracht, zur Not auch versteckt und geschmuggelt werden konnten. Diese kleinformatischen Klappkarten, sie machen einen praktischen Eindruck: für unterwegs, für die Feldforschung, für Notizen zu Pflanzen und Vögeln. Und eben auch für eine schnelle Zeichnung. Dass mit Forsters *Cascade am Mt. Sparrman* bislang nur eine einzige dieser Forsterschen Landschaftszeichnungen entdeckt werden konnte, hat möglicherweise mit dem Untergang jenes Schiffes vor Jütland zu tun, das im November 1778 Teile der wissenschaftlichen Ausbeute der Forsters –

³⁵ Ebd., 616f.

³⁶ Steiner 1971, 74, Tafel 14.

³⁷ Ebd., 7, Tafel 20.

³⁸ Ebd., 71, Tafel 4.

³⁹ Vgl. NHM Image ID: 009492.

⁴⁰ Steiner 1971, Tafel 4.

darunter viele Manuskripte und Zeichnungen von der zweiten Cookschen Weltumseglung – von England nach Deutschland transportieren sollte.⁴¹ Andererseits erzwang die vereinbarte Arbeitsteilung mit dem Landschaftsmaler Hodges aber auch, über Landschaftszeichnungen von Georg Forsters eigener Hand zu schweigen. Insofern wäre es nicht überraschend, nach Forsters *Cascade am Mt. Sparrman* auf weitere Klappkarten mit Landschaftszeichnungen Georg Forsters zu stoßen. Teile seines Nachlasses liegen schließlich immer noch im Verborgenen – und Forsters Welt ist groß.

Literaturverzeichnis

Anonym: „Entdeckung. Forsters unbekannte Schätze“, in: *Der Spiegel* 3 (2008), 125.

Forster, Georg: *Reise um die Welt: illustriert von eigener Hand. Mit einem biografischen Essay von Klaus Harpprecht und einem Nachwort von Frank Vorpahl*, Frankfurt/M. 2007.

Forster, Georg: *James Cook, der Entdecker und Fragmente über Captain Cooks letzte Reise und sein Ende. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Frank Vorpahl. Mit Farbtafeln von Forsters eigener Hand*, Frankfurt/M. 2008.

Forster, Georg (Ms): „I whose name is here underwritten [...]“, in: Johann Reinhold Forster (Ms): *Continuation of a Journal of a voyage on board the Resolution Captain Cook Commander from Dusky-Bay in New Zealand. May ye 12th 1773 to our Departure from Uliatea in the Society Isles. Sept. ye 17th 1773 [Band 3 des Journals, nach Forsters eigener Zählung Band 2]*, Raiatea 1773, 139-140.

Forster, Johann Reinhold: *Descriptiones animalium, quae in itinere ad maris Australis terras per annos 1772, 1773 et 1774*, Berlin 1844.

⁴¹ Vgl. Hoare 1982, 88.

Hoare, Michael E.: „The Science and its Records“, in: Johann Reinhold Forster: *The Resolutions Journal of Johann Reinhold Forster 1772 - 1775*, Bd. I, London 1982, 76-123.

Quilley, Geoff: „William Hodges: Artist of Empire“, in: *William Hodges 1744-1797. The Art of Exploration*, hrsg. v. dems. u. John Bonehill, New Haven 2004, 1-7.

Simmons, Laurence: *Tuhituhi. William Hodges, Cook's Painter in the South Pacific*, Dunedin (NZ) 2011.

Sparrman, Anders: *A Voyage Round The World. With Captain James Cook in H.M.S. Resolution*, London 1944.

Steiner, Gerhard u. Ludwig Baege: *Vögel der Südsee. 25 Gouachen und Aquarelle nach Zeichnungen Georg Forsters, entstanden während seiner Weltumseglung 1772 bis 1775*, Leipzig 1971.

Vogel, Jaqueline: „Neue Zeichnungen Georg Forsters entdeckt“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 13 (2008), 33.

Vorpahl, Frank: „Der Seefahrer, sein Chronist und die Entdeckung der Natur des Menschen“, in: Georg Forster: *James Cook, der Entdecker*, Frankfurt/M. 2008, 151-173.

Vorpahl, Frank: „Die Unermeßlichkeit des Meeres und die ‚24 armseligen Zeichen‘. Georg Forsters Reise in Text und Bild“, in: Georg Forster: *Reise um die Welt*, Frankfurt/M. 2007, 615-626.

Vorpahl, Frank: „Forsters Pariser Skizzen: Fundamente der visuellen Aneignung der Fremde“, in: GFS XIX (2014), 215-233.

Vorpahl, Frank: „Georg Forsters naturwissenschaftliche Zeichnungen in der State Library of New South Wales“, in: GFS XIII (2008), 275-289.

„Aber man fährt wie eine abgeschossene
Kanonenkugel über die Erde dahin ...“.
Raumerfahrung und -darstellung in
Adelbert von Chamissos *Reise um die Welt*

Fast unausweichlich rückt die dreijährige Weltreise, die Adelbert von Chamisso 1815 an Bord des russischen Expeditionsschiffs Rurik unter dem Kommando Otto von Kotzebues unternimmt, in den Horizont der ein Jahr zuvor erschienenen Märchenerzählung *Peter Schlemihl*, durch die der Autor weltweite Berühmtheit erlangt hat. Noch in seiner 1836 erschienenen *Reise um die Welt*, die auch den irreführenden Titel *Tagebuch* trägt, wird *Peter Schlemihl* gleich zu Beginn spielerisch in Szene gesetzt:

Nun war ich wirklich an der Schwelle der lichtreichsten Träume, die zu träumen ich kaum in meinen Kinderjahren erkühnt, die mir im ‚Schlemihl‘ vorgeschwebt, die als Hoffnung ins Auge zu fassen ich, zum Manne herangereift, mich nicht vermessen. Ich war wie die Braut, die den Myrtenkranz im Haare dem Heißersehten entgegenseht.¹

Bekanntlich verbietet es sich aus methodischen Gründen, Autoren auf solche Selbstauskünfte zu verpflichten; dennoch deuten sich hier Verknüpfungspunkte und Kontinuitäten an, die auf ihre Tragweite hin zu befragen sind. Überhaupt bleibt es ja in der Geschichte der Reiseliteratur ein bemerkenswerter und ziemlich einzigartiger Vorgang, dass eine literarische Erzählung das Präludium oder Passepartout bildet zu einer später unternommenen Weltreise, wobei sich zeittypische romantische Sehnsuchts-, Flucht- und Exilmotive, wissenschaftliche Ambitionen und Perspektiven auf Globalisierungsprozesse überlagern. In diesem Sinne baut sich, wie Johannes Görbert gezeigt hat, im Rahmen von Chamissos „self-

¹ Chamisso 1982b, 89.

fashioning ein intertextuelles Bezugsfeld auf, das immer wieder um eine einschlägige, von ihm selbst entworfene literarische Fiktion kreist“.²

Nach einem gängigen Urteil ist mit dem Schlemihl Chamisso selbst gemeint. So problematisch solche Analogien sind, so lässt sich immerhin anführen, dass der 1781 in der Champagne geborene Autor wie sein Fabelheld ein Leben als Migrant und Weltenwanderer führte. An dessen Anfang stand die Flucht vor der Französischen Revolution, die es mit dem Sprössling eines alten französischen Adelsgeschlechts nicht gut meinte. Über verschiedene Zufluchtsorte und Stationen irrte die Familie vier Jahre lang durch Europa, bis sie, zunächst von Abschiebung bedroht, in Preußen eine Bleibe fand.³ Hier wurde der Asylant Chamisso Page am Königshof, später Fähnrich und dann Leutnant, was ihm aber auch keinen Halt mehr bot, als die preußischen Kriegsmächte und ihre Verbündeten auf die Entscheidungsschlacht mit den Truppen Napoleons zusteueren, die in ihrem Ausmaß alle bisherigen militärischen Konfrontationen übertraf.

Im Sommer des Jahres 1813 zog sich Chamisso nach Kunersdorf im Oderbruch zurück, wo die Erzählung *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* entstand. Im Oderland-Band der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* geht Theodor Fontane auf diese literaturgeschichtlich bedeutsame Situation ein. Wenn er den Aufenthalt Chamissos auf dem Gut der Familie Itzenplitz in Kunersdorf als „Idyll“ erscheinen lässt,⁴ so verbirgt die euphemistische Beschreibung, dass es sich um einen erzwungenen Rückzug handelte, drohte doch der französische Emigrant und inzwischen abgedankte preußische Offizier angesichts der nationalistisch aufgeheizten Stimmung im Vorfeld der großen Völkerschlacht gegen Napoleon zwischen die Fronten zu geraten.

Wenn die Entstehungssituation und die zahlreichen, z.T. äußerst subtilen *Schlemihl*-Interpretationen im vorliegenden Rahmen auch nur am Rande in Betracht zu ziehen sind⁵, so erscheint es doch unverzichtbar, exemplarisch einige thematische Dimensionen der Märchennovelle aufzuzeigen, da sie in auffälliger Weise mit Chamissos *Reise um die Welt* korrespondie-

² Görbert 2014, 248f. Vgl. dazu die Rezension im vorliegenden Band.

³ Vgl. Feudel 1980, 5-21.

⁴ Fontane 1994, 185-188, hier: 185.

⁵ Vgl. den Forschungsüberblick in Schlitt 2008, 199-204.

ren und Komponenten seiner Zeit- und Raumerfahrung sichtbar werden lassen.

Bedeutung erlangt in diesem Zusammenhang, dass Schlemihls Bemühungen, seinen verlorenen Schatten wieder zu erlangen, bekanntlich erfolglos verlaufen und im Verlauf der Erzählung eingestellt werden, woraufhin der Protagonist eine Expedition um den Globus unternimmt. Reisend und forschend bewegt er sich, von Entdeckerneugier getrieben, über alle geographischen Grenzen hinweg durch reale und poetische Räume, die keinerlei Bindekraft mehr ausüben. Er lässt eine Gesellschaft zurück, die schattenlosen Wesen wie ihm keinen Platz anbietet. Es sind solche Aspekte, die Schlemihl zum Außenseiter stempeln und Themen wie Ortsungebundenheit, Migration und Welterschließung in den Mittelpunkt rücken. Eine Verarbeitung von spezifischen Migrationserfahrungen kann man auch darin sehen, dass gar nicht mitgeteilt wird, woher der Fabelheld eigentlich kommt, welche soziale Identität er hat und wohin er will.⁶ Alle Aufenthaltsorte sind für ihn nur Durchgangsstationen, wie überhaupt transitäre Strukturen in der Erzählung vorherrschen. Dazu tragen vor allem die Siebenmeilenstiefel bei, die an die Stelle des verlorenen Schattens treten. Mit ihnen streift Schlemihl die Last des Raumes ab und beschreitet eine Brücke in die Zeit, die bekanntlich, anders als der Raum, keine Schatten wirft.⁷ Allerdings hat es mit der poetischen Thematisierung der Raum-Zeit-Problematik noch eine weitere Bewandnis: Neben dem märchenhaften Zauber, der der mystischen Zahl Sieben anhaftet, verbinden sich damit Anklänge an Reiseerfahrungen des Postkutschenzeitalters⁸ – zu denken wäre an die Postillione, deren Füße einer verbreiteten Rede zufolge nur alle sieben Meilen den Boden berühren, wenn an den Raststationen die Pferde gewechselt werden. Die Siebenmeilenstiefel werden so zu einem universellen Motiv des Unterwegsseins, ihr Träger zum Prototyp des Reisenden, der über alle Grenzen hinweg den großen Zusammenhang der Dinge und eine besondere Form von Welterfahrung repräsentiert. Auf der anderen Seite kann man Schlemihls Reise nur noch bedingt als eine kontrollierte Fortbewegung ansehen, verläuft sie doch so

⁶ Vgl. Hoffman 2014.

⁷ Eine Rolle spielen dabei auch die traditionellen Raumbindungen des Adels sowie die starken Verzeitlichungstendenzen, die die Periode von 1770 und 1830 prägen.

⁸ Vgl. Brune 1991, 123-130.

rasant, dass er den Siebenmeilenstiefeln Pantoffeln überstülpen muss, um Halt einzulegen.

Diese Aspekte sind unter vorsichtiger philologischer Abwägung zu berücksichtigen, wenn man text- und situationsübergreifende Zusammenhänge erfassen will. Zwischen romantisch-fiktiven Figurationen, realen Reiseerfahrungen und ihrer Textualisierung im Medium der Reiseschilderung ergeben sich nämlich aufschlussreiche Korrespondenzen, bis hin zum „SCHLEMIHLIUM“⁹, einem imaginären Rückzugsort, an dem der Protagonist aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht und der sich als Urgrund seiner transitären Existenz erweist.

Im Sommer 1815 begibt sich Chamisso dann als Teilnehmer einer russischen Expedition auch tatsächlich auf große Reise. Auf Vermittlung seines Freundes Julius Eduard Hitzig, der Beziehungen zum Vater des Kapitäns, August von Kotzebue, pflegte, war er nachträglich zum Naturforscher und wissenschaftlichen Begleiter der Expedition ernannt worden.¹⁰ Das durch den russischen Reichskanzler Graf Nikolai Petrovic Rumjanzew ausgerüstete Unternehmen hatte zur Aufgabe, die Nordwestküste Amerikas genauer zu erforschen und einen Durchgang zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean zu finden, um die Handelsstützpunkte an der russischen Ostküste und die russische Kolonie im Westen Amerikas besser versorgen zu können.¹¹ Im Unterschied zu den vorangehenden Expeditionen, die von Osten her die Suche nach einer Passage aufgenommen hatten, erfolgte der Versuch nun aus entgegengesetzter Richtung, wobei man sich von der Nutzung russischer Ankerplätze und Handelsstützpunkte an der Westküste Nordamerikas eine Verbesserung der logistischen Situation versprach.

Zu diesem Zweck erhielt die Rurik, ein relativ kleines Schiff von 180 Tonnen, benannt nach dem warägischen Fürsten und Gründer des altrussischen Staates (ca. 830-879), die Erlaubnis, als Kriegsschiff unter russischer Fahne zu segeln.

Am 17. August 1815 stach die Brigg in See. Die Fahrt ging über Plymouth, Teneriffa nach Santa Catharina in Brasilien, anschließend, unterbrochen durch ein längeren Aufenthalt in Talcahuano in Chile, wo man mit der

⁹ Chamisso 1982a, 76.

¹⁰ Vgl. Chamisso 1982b, 88f.

¹¹ Vgl. Federhofer 2013a, 115-120.

ortsansässigen Kommandantur rauschende Feste feierte, um Kap Hoorn herum zum russischen Stützpunkt Kamtschatka.¹² Im Verlauf dieser Etappe landete man auf Sala y Gómez und auf der Oster-Insel. Auf dem weiteren Weg jenseits der bekannten Routen wurden viele bis dahin unbekannte Inseln und Inselgruppen entdeckt und kartographiert. Am 19. Juni 1816 legte die Mannschaft für einen Monat in der Awatscha-Bucht von Kamtschatka an, um notwendige Reparaturarbeiten durchzuführen, Proviant und Ausrüstung aufzunehmen, bevor man in das ostsibirische Eismeer vordrang.¹³ Etwas mehr als einen Monat später kam zum ersten Mal die Bering-Insel in Sicht. Am 1. August wurde dann eine Meerenge entdeckt, die den bis heute gebrauchten Namen „Kotzebue-Sund“ erhielt. Zunächst hoffte man die lange gesuchte Nordost-Durchfahrt zum Atlantik gefunden zu haben, was sich aber schon bald durch das Auftauchen von Felsenuffern als falsch herausstellte.¹⁴ Eine davor liegende, bis dahin unbekannte Insel wurde auf den Namen Chamissos getauft. Der nördlichste Punkt, den die Entdecker an der Küste Alaskas erreichten, erhielt den Namen Krusensterns.¹⁵ Am 13. August verließ die Rurik den Kurs nach Norden, um in wärmeren Gefilden zu überwintern. Nach einer Erkundung der St.-Lorenz-Bucht führte die Reise über die Aleuten-Insel Unalaska nach San Francisco im damals spanischen Kalifornien, weiter nach Hawaii und zu den Marschall-Inseln, die kartographiert und wissenschaftlich erforscht wurden.

Nach der Winterpause, in der die Besatzung in San Francisco und auf Hawaii in diplomatische Auseinandersetzungen zwischen Kolonisten und politischen Statthaltern verwickelt wurde¹⁶, geriet das Schiff am 13. April 1817 in einen schweren Orkan, der beinahe seinen Untergang herbeiführte. Eine große Welle erfasste Kotzebue und fügte ihm schwere Brustverletzungen zu. Zunächst erschienen die weiteren Vorhaben dadurch noch nicht gefährdet, doch schon bald erwiesen sich die angegriffene Gesundheit des Kapitäns, die Beschädigungen des Schiffes und die spät einsetzende Eisschmelze als unüberwindbare Hindernisse. Das Unternehmen

¹² Vgl. Federhofer 2013a, 140-152.

¹³ Vgl. Chamisso 1982b, 152-171.

¹⁴ Vgl. Henze 2011, 65.

¹⁵ Ebd., 66.

¹⁶ Chamisso 1982b, 202-214.

musste daher nach einem Zwischenaufenthalt auf der St.-Lorenz-Insel im Juli des Jahres abgebrochen werden. Im Nachhinein mangelte es diesbezüglich nicht an Kritik, denn es entsprach nicht den Gepflogenheiten auf See, insbesondere nicht auf einem Kriegsschiff wie der Rurik, eine Reise aus Gesundheitsgründen zu beenden, wenn noch weitere Offiziere an Bord waren, die das Kommando hätten übernehmen können.¹⁷

Der Rückweg führte über Hawaii, Guam nach Manila¹⁸, von dort aus durch das Chinesische Meer und den Indischen Ozean nach Kapstadt. Entlang der Inseln des Südatlantiks kehrte die Rurik über die Kanarischen Inseln nach Portsmouth zurück. Die letzte Etappe führte nach Kronstadt und weiter über Reval nach St. Petersburg. Als das Schiff am 3. August 1818 in der Newa vor dem Haus des Grafen Rumjanzew vor Anker ging, fand die fast dreijährige Reise ihren Abschluss.¹⁹

Chamisso hatte zu Beginn der Fahrt private Aufzeichnungen angefertigt und viele Briefe an seinen Freund, den Verleger und Schriftsteller Julius Eduard Hitzig, geschrieben. Zu seiner großen Enttäuschung wurde er jedoch nach Abschluss der Reise von Graf Rumjanzew nicht mit einer umfangreichen Reisebeschreibung beauftragt. Dennoch kam er 1819 einer Bitte um kleinere wissenschaftliche Beiträge nach, die unter dem Titel *Bemerkungen und Ansichten* Eingang in den dritten Band von Kotzebues Reisebeschreibung fanden. Als die durch Druckfehler entstellten Texte zwei Jahre später erschienen, blieb die öffentliche Resonanz gering.²⁰

Erst sechzehn Jahre nach Abschluss der Rurik-Expedition entschloss sich Chamisso, unter Nutzung von Reisenotizen eine eigene Schilderung seiner Erfahrungen vorzulegen und diese seinen *Bemerkungen und Anmerkungen* voranzustellen.²¹ Zwei Jahre später, 1836, erschien das Werk unter

¹⁷ Vgl. Chamisso 1982b, 293-295. Chamisso zitiert eine entsprechende Stellungnahme aus der *Quarterly Review*, um sich dieser Meinung anzuschließen.

¹⁸ Chamisso 1982b, 334-346.

¹⁹ Vgl. ebd., 346-371.

²⁰ Vgl. Glaubrecht 2012, 459f.

²¹ Vgl. zum Konkurrenzverhältnis zwischen dem offiziellen Reisebericht Kotzebues und der Darstellung Chamissos Görbert 2013.

dem Titel *Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815-1818*.²²

Überblickt man den chronologisch aufgebauten, in siebzehn Kapitel gegliederten Text, dem ein Vorwort und eine Einleitung vorangehen, so sticht im Hinblick auf das vorliegende Thema zunächst die vergleichsweise detaillierte Darstellung des Schiffsalltags hervor. Das Leben auf engem, isoliertem Raum verlangte den insgesamt 33 Besatzungsmitgliedern, die für einen langen Zeitraum allein auf sich gestellt waren, hohe Anpassungsbereitschaft ab. Gleich zu Beginn der Reisebeschreibung wird die Welt des Schiffes als eigener Mikrokosmos und sozialer Handlungsraum beschrieben und gedeutet:

Es ist hier der Ort, von der abgesonderten kleinen Welt, zu der ich nun gehörte, und von der Nußschale, in der eingepreßt und eingeschlossen sie drei Jahre lang durch die Räume des Ozeans geschaukelt zu werden bestimmt war, eine vorläufige Kenntnis zu geben. Das Schiff ist die Heimat des Seefahrers; bei solcher Entdeckungsreise schwebt es über zwei Drittel der Zeit in völliger Abgeschiedenheit zwischen der Bläue des Meeres und der Bläue des Himmels; nicht ganz ein Drittel der Zeit liegt es vor Anker im Angesichte des Landes.²³

Obwohl Chamisso als ehemaliger preußischer Offizier mit soldatischen Gepflogenheiten vertraut war, riefen die militärischen Konventionen und hierarchischen Prinzipien an Bord der *Rurik*, die offiziell als Kriegsschiff firmierte, bei ihm starke Abneigung hervor. So schwingt ein kritischer Unterton mit, wenn die fast uneingeschränkte Befehlsgewalt des Kapitäns zur Sprache kommt:

Auch das Verhältnis zu dem Kapitän ist ein ganz besonderes, dem sich nichts auf dem festen Lande vergleichen läßt. Das russische Sprichwort sagt: ‚Gott ist hoch, und der Kaiser ist fern.‘ Unumschränkter als der Kaiser ist an seinem Bord der Mann, der immer gegenwärtige, an dem man

²² Der gesamte Ertrag der Weltreise wird erst erkennbar, wenn man auch verschiedene Paralleltex te berücksichtigt, darunter auch die Reisegedichte und die forschungsge schichtlich bedeutsame Studie über den Generationenwechsel der Salpen. Vgl. dazu Fe derhofer 2013b, 299 und Görbert 2014, 170-201.

²³ Chamisso 1982b, 97f.

auch gleichsam mit dem Rücken angewachsen ist, dem man nicht ausweichen, den man nicht vermeiden kann.²⁴

Eine schmerzhaft Erfahrung stellen Machtdemonstrationen dar, in denen der Betroffene keinen Sinn zu erkennen vermag. So muss er sich beispielsweise auf Befehl seines Vorgesetzten von seinem geliebten Schnurrbart trennen.²⁵ Solche Kränkungen wirken nach und führen zu gereizten Gegenreaktionen und Taktlosigkeiten, wie sie sich an den Beschreibungen der Unterleibsbeschwerden Kotzebues und anderer körperlicher Unpässlichkeiten ablesen lassen.²⁶

Keinen Platz für persönliche Freiheiten lässt die große Raumknappheit an Bord. Alle Arbeits- und Aufenthaltsbereiche sind strikt nach Status und Funktion getrennt. Die Kabine des Kapitäns darf Chamisso nur nach vorheriger Aufforderung betreten. Er selbst teilt sich eine Kajüte mit dem Schiffsarzt Eschscholtz und zwei Offizieren. Sie dient ihren Bewohnern als Schlaf-, Regenerations- und Essensraum sowie für die wissenschaftliche Arbeit, wofür im Rahmen eines streng regulierten Tagesplans jeweils nur kurze Zeiteinheiten zur Verfügung stehen. Noch schlechter trifft es den Maler Choris und den Botaniker Wormskiold, da sie zusammen mit den Matrosen eine Mannschaftsunterkunft nutzen.

Diese Erfahrung wird noch dadurch gesteigert, dass die Reisenden unausweichlich den Naturgewalten ausgesetzt sind und bei hohem Seegang und Stürmen oftmals Opfer von Seekrankheit werden und für längere Zeit in eine Art von Dämmerzustand fallen. Fast noch belastender sind allerdings Phasen völliger Windstille, die zur Tatenlosigkeit verurteilen und ein Gefühl lähmenden Verlorenseins in Raum und Zeit aufkommen lassen:

Soll meine Phantasie ein Bild erschaffen, gräßlicher als der Sturm, der Schiffbruch, der Brand eines Schiffes zur See: so bannt sie auf hoher See ein Schiff in eine Windstille, die keine Hoffnung, daß sie aufhören werde, zuläßt.²⁷

²⁴ Chamisso 1982b, 117.

²⁵ Vgl. ebd., 120.

²⁶ Vgl. ebd., 117f.

²⁷ Ebd. 115.

Flauten bieten aber auch Gelegenheit, Meeresforschungen und andere naturkundliche Studien durchzuführen. Ansonsten gleicht der Schiffsalltag aus der Sicht des Passagiers einer Gefängnishaft, wobei jede noch so kleine Abwechslung freudig aufgenommen wird:

Wie in der Geschichte eines Gefangenen eine Fliege, eine Ameise, eine Spinne einen großen Raum einnehmen, so ist dem Seefahrer die Ansicht eines Blattes Tang, einer Schildkröte, eines Vogels eine gar wichtige Begebenheit.²⁸

Zur erheblichen Beeinträchtigung des Lebensgefühls an Bord tragen weiterhin Streitigkeiten und Zerwürfnisse bei, zu denen es im Verlauf der Reise zwischen den Besatzungsmitgliedern kommt. Heftige Unstimmigkeiten stellen sich z.B. zwischen Wormskiold und Chamisso ein, der den dänischen Botaniker letztendlich sogar mit einem Geldangebot zu veranlassen sucht, bei nächster Gelegenheit das Schiff zu verlassen.²⁹ Durch die erzwungene Enge des Zusammenlebens verstärken sich diese Differenzen mit zunehmender Dauer der Reise.

Wie unter einem Brennglas konzentrieren sich so auf dem Schiff Herrschaftsstrukturen, Traditionen und Konventionen des europäischen Kontinents, denen Chamisso durch seine Expeditionsteilnahme ein Stück weit zu entkommen gehofft hatte. Vor diesem Hintergrund erweist es sich keineswegs als leicht, den Blick auf Fremdes und Neues zu richten:

Das Ziel der weiten Reise möchte sein, in das fremde Land zu gelangen; das ist aber schwer, schwerer, als sich es einer denkt. Überall ist für einen das Schiff, das ihn hält, das alte Europa, dem er zu entkommen vergeblich strebt, wo die alten Gesichter die alte Sprache sprechen, wo Tee und Kaffee nach hergebrachter Weise zu bestimmten Stunden getrunken werden, und wo das ganze Elend einer durch nichts verschönerten Häuslichkeit ihn fest hält. So lange er vom fremden Boden noch die Wimpel seines Schiffes wehen sieht, hält ihn der Gesichtsstrahl an die alte Scholle festgebannt. – Und er liebt dennoch sein Schiff! – wie der Alpenbewohner die Hütte liebt, worin er einen Teil des Jahres unter dem Schnee freiwillig begraben liegt.³⁰

²⁸ Ebd., 136.

²⁹ Vgl. ebd., 170f.

³⁰ Ebd., 98.

Das Schiff bildet gewissermaßen die Grundmatrix aller Erfahrungen, die hier zusammenlaufen und sich bündeln. Umgekehrt bestimmt das Gefüge materiell-räumlicher Gegebenheiten, sozialer Beziehungen und Abhängigkeiten auch die Außenwahrnehmung. Immer stärker drängen sich Projektionen und Wunschbilder in den Vordergrund, zu denen auch Kindheitserinnerungen gehören:

[...] und eine Art Halbschlaf nahm einen großen Teil des Lebens mit Träumen ein, von denen ich euch unterhalten will. Ich träumte nie von der Gegenwart, nie von der Reise, nie von der Welt, der ich jetzt angehörte; die Wiege des Schiffes wiegte mich wieder zum Kinde, die Jahre wurde zurückgeschraubt, ich war wieder im Vaterhause, und meine Toten und verschollene Gestalten umringten mich, sich in alltäglicher Gewohnheit bewegend, als sei ich nie über die Jahre hinausgewachsen, als habe der Tod sie nicht gemäht.³¹

Keine geringere Rolle spielen Raum- und Fluchtphantasien, die selbst äußerst unwirtliche Orte als mögliches Exil erscheinen lassen:

Ich erinnere mich, daß in Sicht des Staatenlandes ich hinüber zu den traurigen, nackten Felsen schaute und fast begehren mochte, daß mich vom Schiffe aus das kleine Boot nach jener winterlichen Öde hinüber trage und dort aussetze, mich von der marternden Gegenwart zu befreien.³²

Angesichts der Eintönigkeit des Lebens an Bord bedeutet es jedes Mal eine Verheißung, wenn Land in Sicht kommt. Wie sehr dann alle Müdigkeit von den Seefahrern abfällt, verdeutlichen emphatische Ankunftszenen³³, die, wie im folgenden Fall, einen ausgeprägten Inszenierungscharakter aufweisen:

Nachdem wir die Nordspitze der Insel umfahren hatten, fanden wir unter dem Winde derselben ein ruhiges Meer, und ein leichter Windzug, der noch unsere Segel schwellte, wehte uns vom schön bewaldeten Ufer Wohlgerüche zu, wie ich sie in der Nähe keines anderen Landes empfunden habe. Ein Garten der Wollust schien diese grüne, duftende Insel zu sein [...].³⁴

³¹ Ebd., 200.

³² Ebd., 116.

³³ Vgl. dazu für den englischsprachigen Bereich: Pratt 1992, 79.

³⁴ Chamisso 1982b, 328f.

Analog zu der berühmten Ankunftsszene in O-Tahiti im 8. Kapitel von Georg Forsters *Reise um die Welt* (vgl. AA II, 217f.) wehen auch hier den Seefahrern vom Lande her „Wohlgerüche“ entgegen. Indessen erweist sich das aus anderen Prätexten der Südseeliteratur bekannte Bild einer Ankunft im Garten Eden schon sehr bald als Täuschung: „aber sie [die Insel] war die Wüste. Kein freudiges Volk belebte den Strand, kein Fahrzeug kam von der Isla de las velas latinas uns entgegen.“³⁵ Es zeigt sich, dass der Mythos eines paradiesischen Gartens inzwischen weitgehend seine Faszination eingebüßt hat.³⁶

Zu den charakteristischen Darstellungsmodi Chamissos gehören weiterhin szenische Verdichtungen von Naturerfahrungen, Menschen- und Bevölkerungsporträts sowie Beschreibungen ihrer kulturellen Hervorbringungen. Oftmals fügen sich solche Szenen zu ganzheitlichen Bildern zusammen, wobei die Charakterisierungen von Personengruppen in zeit-typischer Weise mitunter zu homogenisierenden Tendenzen neigen. Obwohl es sich in der Regel um nachträgliche Kompositionen und Bedeutungszuschreibungen handelt, präsentieren sich die Erfahrungen als unmittelbare Eindrücke oder unbefangene, frische Erinnerungen. Solche Unmittelbarkeitsgesten heben den zeitlichen und räumlichen Abstand zum Erlebten auf und verleihen der Darstellung Lebendigkeit. Im Ganzen können sie aber nicht verhindern, dass immer wieder Monotonie- und Eintönigkeitserfahrungen die Bilder fremder Kulturen und Regionen überschatten, die dadurch z.T. wie ein Spiegelbild der Verhältnisse auf dem Schiff erscheinen, nicht ohne dass sich, wie schon in manchen Weltreisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts, das auf kulturelle Abwechslung und Austausch bedachte Gesellschaftsleben Europas als geheime Sehnsucht abzeichnet.

Setzt man diese Befunde in Bezug zu zeitlich vorangegangenen Weltreisebeschreibungen, so ist vorzuschicken, dass Chamissos *Reise um die Welt* auf einer ganz anderen Historizität beruht als z.B. die Unternehmungen Cooks. Was das konkret bedeutet, legt der Verfasser in seinem Vorwort dar:

³⁵ Ebd., 329.

³⁶ So ist beispielsweise an einer Stelle von der Anlage „mehrere[r] Privatgärten nach dem Vorbild des unsern“ die Rede (Ebd., 252).

In meiner Kindheit hatte Cook den Vorhang weggehoben, der eine noch märchenhaft lockende Welt verbarg, und ich konnte mir den außerordentlichen Mann nicht anders denken als in einem Lichtscheine, wie etwa dem Dante sein Urahn Herr Cacciaguida im fünften Himmel erschien. Ich war wenigstens noch der erste, der eine gleiche Reise von Berlin aus unternahm. Jetzt scheint, um die Welt gekommen zu sein, zu den Erfordernissen einer gelehrten Erziehung zu gehören, und in England soll schon ein Postschiff eingerichtet werden, Müßiggänger für ein geringes Geld auf Cooks Spuren herumzuführen.³⁷

Das o.g. Zitat rückt die Teilnahme an der Rurik-Expedition bereits in den Horizont des aufziehenden Tourismus und erlaubt darüber hinaus Rückschlüsse auf das Selbstbewusstsein des Autors als Zeitgenosse und Reisechriftsteller. So lässt seine *Reise um die Welt* gewahr werden, dass die Globalisierungsschübe und die Geschichte der Kolonialisierung gegenüber der Ära Cooks in ein neues Stadium getreten sind. Mit der Forcierung ökonomischer Interessen nimmt dabei auch ein weltweiter Kommunikationsraum immer mehr Gestalt an, was man daran ablesen kann, dass Chamisso während der Fahrt Briefe schreibt, u.a. aus Teneriffa, Brasilien und Chile, und hofft, in Kapstadt Post aus Europa in Empfang nehmen zu können.³⁸ Weit deutlicher als im vorangehenden Jahrhundert treten auch die spezifischen geostrategischen Interessen der rivalisierenden Kolonialmächte im Hinblick auf die Erforschung und Nutzung von Handelswegen hervor. Im zeitlichen Abstand zur Reise, mit dem der Text entsteht, gewinnen diese Sachverhalte noch größere Prägnanz. Solchermaßen schreibt Chamisso, um eine These Mike Frömel's aufzugreifen, an einem „öffentlichen Diskurs“ mit, „der nicht nur Naturwissenschaft und Aufklärung, sondern auch den europäischen Kolonialismus thematisiert“.³⁹ Indessen ist jene Offenheit in „einem kulturellen Grenzraum zwischen einem europäischen Wahrnehmungshorizont und einer Wildnis im Eis“⁴⁰, die Frömel als Gemeinsamkeit vorangegangener Nordpolarreisebeschreibungen herausarbeitet, bei Chamisso nur noch bedingt gegeben. Wenn er sich in Analogie zum unaufhaltsam vorwärts eilenden, ja geradezu tau-

³⁷ Chamisso 1982b, 84.

³⁸ Vgl. ebd., 116, 351.

³⁹ Frömel 2013, 13. Vgl. dazu Ewert 2015.

⁴⁰ Frömel 2013, 13.

melnden Schlemihl als „flüchtige[n] Reisende[n]“⁴¹ inszeniert, der sich in seinem Denken und Handeln immer wieder zur Oberflächlichkeit gezwungen sieht, so handelt es sich auch dabei um einen Reflex auf eine fast ausschließlich von wirtschaftlichen und imperialen Faktoren bestimmte Welt, die längst zu einem universalen Umschlagsplatz geworden ist. Dementsprechend haben Gesten des Entdeckungszeitalters, die auf einer Faszination durch die Begegnung mit dem Neuen, Fremden und Anderen beruhen, weitgehend ihre Bedeutung eingebüßt. Sie verschieben sich in der Perspektive Chamisso's zugunsten einer literarischen Präsentation persönlicher Lebenserfahrungen. In ihrem Kern laufen diese auf die Erkenntnis hinaus, dass die im Verlauf der Expedition durchquerten Räume nur mehr Transiträume sind:

Aber man fährt wie eine abgeschossene Kanonenkugel über die Erde dahin, und wenn man heimkommt, soll man rings ihre Höhen und Tiefen erkundet haben.⁴²

Stärker aber wiegt noch ein anderes Desillusionierungsmoment: Obwohl die Reisebeschreibung im Hinblick auf das Vordringen in das Nordmeer das Betreten und Überschreiten eines zwischen Süden und Norden verlaufenden Grenzraumes zum Ausdruck bringt, vermittelt sich der Eindruck, dass mit der alten Umgebung die alten Konventionen mitreisen und die neuen Erfahrungen verdrängen. Allenfalls der Text selbst fungiert noch als Medium der Transzendenz, indem sich Phantasien, Wünsche und Hoffnungen artikulieren. Die eigentliche Reise wird hingegen dadurch geprägt, dass Europa den dominierenden Rahmen bildet, der die mögliche Entdeckung unbekannter Welten überlagert. So rückt die erzählerische Konzentration auf den Schiffskosmos, mit der sich der Text von vergleichbaren Darstellungen abhebt, eine Situation in den Mittelpunkt, die nachhaltige Grenzüberschreitungen ausschließt und es kaum gestattet, einzelne Eindrücke zu verarbeiten und gedankliche Verbindungen herzustellen. Immer wieder sieht sich der Reisende stattdessen auf Strukturen und Denkmuster zurückgeworfen, die das Fremde und Andere in den Bereich des Traums und der Poesie verbannen. Vielleicht ist es aber gerade diese Desillusionierung, die vor dem Hintergrund des *Peter Schlemihl*

⁴¹ Chamisso 1982b, 128.

⁴² Ebd., 232.

Chamisso Darstellung der Rurik-Expedition zu einem der faszinierendsten Reisetexte des Jahrhunderts werden lässt.

Literaturverzeichnis

Brune, Thomas: „Von Nützlichkeit und Pünktlichkeit der Ordinarri-Post“, in: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, hrsg. v. Hermann Bausinger, Klaus Beyrer u. Gottfried Korff, München 1991, 123-130.

Chamisso, Adelbert von: „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“, in: ders.: *Werke in zwei Bänden*, hrsg. v. Werner Feudel u. Christel Laufer, Bd. 2, München/Wien 1982a, 15-79.

Chamisso, Adelbert von: „Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815-18 auf der Brigg Rurik Kapitän Otto v. Kotzebue“, in: ders.: *Werke in zwei Bänden*, hrsg. v. Werner Feudel u. Christel Laufer, Bd. 2, München/Wien 1982b, 81-650.

Ewert, Michael: „Rez. Mike Frömel: *Offene Räume und gefährliche Reisen im Eis. Reisebeschreibungen über die Polarregionen und ein kolonialer Diskurs im 18. und frühen 19. Jahrhundert*“, in: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. XXV 1 (2015), 199f.

Federhofer, Marie-Theres: „Lokales Wissen in den Reisebeschreibungen von Ott von Kotzebue und Adelbert von Chamisso“, in: *Reisen an den Rand des Russischen Reiches. Die wissenschaftliche Erschließung der nordpazifischen Küstengebiete im 18. und 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Erich Kasten, Norderstedt 2013a, 111-145.

Federhofer, Marie-Theres: „Die literaturwissenschaftliche Sicht am Beispiel einiger Reise- und Forschungsberichte“, in: *Reisen an den Rand des Russischen Reiches. Die wissenschaftliche Erschließung der nordpazifischen Küstengebiete im 18. und 19. Jahrhundert*, hrsg. v. Erich Kasten, Norderstedt 2013b, 297-304.

Feudel, Werner: *Adelbert von Chamisso. Leben und Werk*, Leipzig 1980.

Fontane, Theodor: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil. Das Oderland*. Große Brandenburger Ausgabe, hrsg. v. Gotthard Erler, Berlin 1994.

Frömel, Mike: *Offene Räume und gefährliche Reisen im Eis. Reisebeschreibungen über die Polarregionen und ein kolonialer Diskurs im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Hannover 2013.

Görbert, Johannes: „Das literarische Feld auf Weltreisen. Eine kultursoziologische Annäherung an Chamissos Rurik-Expedition“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*, hrsg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber, Göttingen 2013, 33-50.

Görbert, Johannes: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*, Berlin 2014.

Glaubrecht, Matthias: „Ein essayistisches Nachwort“, in: Adelbert von Chamisso: *Reise um die Welt*, Berlin 2012, 445-467.

Henze, Dietmar: [Art.] „Kotzebue, Otto von“, in: ders.: *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde*, 6 Bde., Bd. 3, Darmstadt 2011, 63-69.

Hoffman, Volker: „Zur Positionierung von Chamissos Unikat-Erzählung *Peter Schlemihl's wundersame Geschichte* in der goethezeitlichen Novellistik und Genieliteratur“, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 64/1 (2014), 93-98.

Pratt, Marie Luise: *Imperial Eyes: Studies in Travel Writing and Transculturation*, London 1992.

Schlitt, Christine: *Chamissos Frühwerk. Von den französischsprachigen Rokokodichtungen bis zum Peter Schlemihl (1793-1813)*, Würzburg 2008.

Von Ungeheuern und fremden Wesen – Tierbeschreibungen in den Reiseberichten der Frühen Neuzeit

I Einleitung: reale Umwelt und literarische Topoi

Wir leben in einem Natur-Gesellschaft-Kompositum oder, wie es neuerdings heißt, im ‚Anthropozän‘.¹ Diese Aussage des Anfang 2015 verstorbenen Soziologen Ulrich Beck, einem der wohl einflussreichsten Denker unserer Zeit, findet sich in einem Interview, das er zusammen mit Bruno Latour der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zum Thema Klimawandel gegeben hat. Das Zitat beweist eindrucksvoll, was man mit einem solchen Begriff machen kann. Denn das Natur-Gesellschaft-Kompositum, das Beck hier postuliert, das neuerdings Anthropozän hieße, ist natürlich so alt, wie der *Homo sapiens* selber, also etwa 150.000 bis 200.000 Jahre. Der Begriff des Anthropozäns hingegen ist etwa 15 Jahre alt und stammt von dem Nobelpreisträger Paul Crutzen. Er meint mit diesem Begriff, den er geologisch definiert haben will, ein Erdzeitalter, das das Holozän ablöst. Mit dem Ende der Würmeiszeit wurde es dem Menschen möglich, zu siedeln, Acker zu bearbeiten und Tiere zu züchten. Das Holozän ist geologisch nachweisbar und wird es auch noch in Millionen von Jahren sein, ähnlich wie die Kreidezeit, die Zeit des Jura oder der Perm. Crutzen geht davon aus, dass auch das Anthropozän geologisch nachweisbar sein wird, weil der Mensch in dieser Zeit nicht mehr ein Lebewesen im ökologischen Kreislauf sei, sondern eben eines, das diesen Kreislauf beeinflussen kann.² Das Natur-Gesellschaft-Kompositum wird so zu einem Gesellschaft-Natur-Kompositum. Aktion und Reaktion verändern die Positionen.

¹ Selchow 2014, 14.

² Vgl. Crutzen 2002, 23.

Wie bei jeder Epoche ist es auch beim Anthropozän nötig zu überlegen, wann genau es eigentlich anfängt. Crutzen setzt den Beginn in etwa mit der Erfindung der Dampfmaschine Mitte des 18. Jahrhunderts gleich und sieht darin den Motor für einen umfassenden Eingriff des Menschen in die Umwelt. Der mit der Verbreitung der Dampfmaschine einhergehende großflächige, besser: tiefgehende Eingriff des Menschen in den Boden, um an fossile Rohstoffe zu gelangen, sowie die mit der Industriellen Revolution einhergehende Steigerung der CO₂-Emission legten die Grundlage für den menschengemachten Klimawandel, der nun dabei ist, ähnlich wie bei dem Zurückgehen der Eiszeit vor 12.000 Jahren, den Globus zu verändern.³

Nun gibt es aber ernstzunehmende Zweifel an der Idee, dass der Klimawandel menschengemacht sei, weil viele andere Faktoren in den Klimamodellen unberücksichtigt gelassen worden seien. Dennoch kann man auch ohne Klimawandel vom Anthropozän sprechen.⁴ Der deutsche Geograph Eckart Ehlers etwa tut dies. Dennoch beginnt auch für ihn das Anthropozän Mitte des 18. Jahrhunderts. Anders als Crutzen geht er aber nicht nur von einer realen, materiellen durch den Menschen gemachten Umwandlung der Natur aus, sondern auch von einer ideellen Umwandlung der Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt. Diesen Vorgang bezeichnet er als Große Transformation.⁵ Neben der Dampfmaschine und der Verarbeitung fossiler Brennstoffe sieht Ehlers auch ideenhistorisch eine Veränderung in der Mitte des 18. Jahrhunderts auftreten. So schreibt er:

Die Erfahrungen, die der europäische Mensch im Zusammenhang mit der Veränderung vieler seiner gewohnten Lebensbereiche sozusagen ‚vor der eigenen Haustür‘ machen musste, waren begleitet von mehr oder weniger zeitgleich ablaufenden neuen Sichten der Welt, der sie bewohnenden Völker und ihrer Kulturen. [...] Anders als die Reisen der frühen Neuzeit, die primär der Rekognoszierung der Kontinente, ihrer topographischen Konfiguration sowie der Einrichtung von Handelsniederlassungen und Militärstützpunkten an den Küsten dienten, verfolgten die Expeditionen des 18. und 19. Jahrhunderts andere Zielsetzungen: Es ging zum einen um

³ Crutzen 2002.

⁴ Vgl. Ehlers 2008, 136f.

⁵ Vgl. ebd., 138ff.

Forschung [...]. Zum anderen ging es natürlich auch um die Exploration der Ressourcen und der Naturlausstattung der neuen Erdteile, ihrer Bevölkerung und ihrer wirtschaftlichen Aktivitäten, der möglichen Verkehrserschließung und Nutzungspotenziale.⁶

Seine auf diesen Absatz folgende Liste beginnt dann auch mit der 1754-55 entstandenen „Neuen Erdbeschreibung“ aus der Feder Anton Friedrich Büschings, geht weiter über die Entdeckungsreisen Cooks sowie Forsters „Ansichten vom Niederrhein“ als „Höhepunkt der geographischen Reiseliteratur“⁷ hinaus und endet mit dem Tod Alexander von Humboldts 1859. Innerhalb der von Ehlers postulierten Großen Transformation, die das Anthropozän einleitet, spielen demnach die Reisen eine große und wichtige Rolle, denn auch sie beginnen in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Interessanterweise geht, folgt man Crutzen und Ehlers, der Beginn des Anthropozäns einher mit der Geburt der modernen Welt, die nach Bayly auch Mitte bis Ende des 18. Jahrhunderts begonnen haben soll.⁸ Solche Zusammenhänge sollten verwundern und skeptisch machen. Ein Erdzeitalter und eine kulturhistorische Epoche beginnen gleichzeitig? Wenn man bedenkt, zu welchen Epochen es die meisten Untersuchungen gibt oder wie viel Platz die Französische Revolution, das 19. und auch das 20. Jahrhundert in Forschung, Lehre und Schulunterricht fächerübergreifend einnehmen, drängt sich die Vermutung auf, dass Crutzen und Ehlers deswegen den Beginn des Anthropozäns in die Mitte des 18. Jahrhunderts legen, weil es über diesen Zeitraum besonders umfangreiche (wissenschaftliche) Literatur gibt. Aber: Nur weil sich viele renommierte Forscher und Lehrer mit dieser Epoche intensiv beschäftigen (müssen), heißt es noch lange nicht, dass die Epochen davor nicht ebenso in Betracht gezogen werden sollten. Was spricht also dagegen, den Beginn des Anthropozäns etwa auf die Zeit ab 1500 vorzuziehen? Zu diesem Zeitpunkt war die Schiffstechnologie in Europa und Asien soweit fortgeschritten, dass man in der Lage war, schier endlose Strecken zurückzulegen.⁹

⁶ Ehlers 2008, 154.

⁷ Ebd., 155.

⁸ Vgl. Bayly 2006.

⁹ Vgl. Wolfschmidt 2008, vor allem 65-77; Kennedy 2003.

Was hat das nun mit dem Anthropozän und vor allem mit dem Titel dieses Textes zu tun? Ehlers Grundidee, dass das Anthropozän nicht nur materiell-real stattfindet, sondern es auch immateriell-ideelle Wurzeln haben muss, ist zuzustimmen. Wenn man aber von einer geologischen Epoche spricht, dann muss man global denken und Europa selber lediglich als einen Teil dieser neuen Epoche ansehen. Ehlers Werk aber ist durchdrungen von europäischer Geistesgeschichte. Kant und Herder sind Kronzeugen für den Wandel der Mensch-Natur-Umwelt-Vorstellungen.¹⁰

Was aber ist mit den ab 1500 entdeckten Regionen und den Menschen dort? Was halten sie von den Europäern? Welchen Einfluss hat das von Europa importierte Menschen- und Umweltbild auf die Kulturen jenseits der Ozeane? Welchen Einfluss hatte das bloße Erscheinen, das bloße Dasein von Europäern auf die Welt außerhalb Europas? Die Reiseberichte aus dieser Zeit, wenn auch von europäischer Hand geschrieben, geben Auskunft darüber. Am Beispiel eines sehr lebendigen Teils der Natur, den Tieren, ist es möglich, herauszufinden, inwieweit das Vordringen der Europäer in die Welt dafür sorgte, dass sich das Mensch-Umwelt-Bild global änderte, wie die den Tieren zugesprochene Symbolik eine andere wurde. Man kann daher den ideellen Wechsel vom Holozän zum Anthropozän schon vor 1750 ansetzen.

Um dieses jedoch tun zu können, besteht ein erster Schritt darin, die Quellen dahingehend zu untersuchen, was in den Reiseberichten wahr ist und was nicht. Schon bei Herodot finden sich die Beschreibungen der Tierwelt an der Nordküste Afrikas, in der es nur von ungewöhnlichen Tieren und Mischwesen wimmelt. Gehörnte Esel, Menschen mit Hundeköpfen, Esel, die nicht trinken und ähnliches. Solche wunderbaren Tiere finden Erwähnung neben der Beschreibung von Krokodilen, Mäusen und Schafen. Herodot selber weist darauf hin, dass manche jener Tiere Erfindungen sein müssen, dennoch führt er sie auf und bereitet damit den Weg für eine lange Tradition von Tierbeschreibungen, die seltsam anmuten.¹¹ Auch in den jüdisch-christlichen Vorstellungen finden sich Beschreibungen von Ungeheuern, denkt man an Behemot und den Leviathan.¹² Literarische Reiseberichte des Mittelalters, wie der um Herzog Ernst aus dem

¹⁰ Vgl. Ehlers 2008, 128ff.; 158ff.

¹¹ Vgl. Herodot, Historien, IV, 191f.

¹² Vgl. Hiob 40,15-24; Hiob 40,25-41,26.

12. Jahrhundert, nehmen diese Motivtradition dankbar auf. Anders als bei Herodot, bei dem man immerhin probieren kann, die beschriebenen Tiere heute lebenden Tieren zuzuordnen, wird es bei ihm nahezu aussichtslos. Der Greif, der Ernst und seine Mannen transportiert¹³, gehört in die Welt der Fabel, die Stadt der Kranichmenschen ist nicht existent¹⁴ und doch waren sie es in der Welt des Mittelalters.

II Lerys Ungeheuer

Wer also in die Fremde geht, der muss, so will es die Tradition, von seltsamen Tieren berichten. Die Ungeheuer in der Fremde sind demnach Topoi dieser Literaturgattung. Das Publikum will sie, also bekommt es sie auch. Das zeigt sich selbst in einer solch sachlichen Beschreibung wie der des Calvinisten Jean de Lery, der Mitte des 16. Jahrhunderts in Brasilien weilte. Seine Beschreibung der dort lebenden Tupinamba gilt manchen Ethnologen als die älteste ihrer Profession. So hat er den zweiten Teil seiner Beschreibung mit Informationen über das Verhalten und die Umwelt der Tubinamba aufgebaut. Mitten in der Beschreibung der vierfüßigen Tiere finden wir dann aber doch die folgende Passage:

Eines Tages machte ich mich mit zwei anderen Franzosen auf den Weg ins Landesinnere. Dabei machten wir den Fehler, keinen eingeborenen Führer mitzunehmen. Wir hatten uns in den Wäldern verirrt; als wir durch ein tiefes Tal wanderten, hörten wir das beängstigende Geräusch eines auf uns zukommenden Tieres. [...] Plötzlich aber sahen wir rechts vor uns auf einem Abhang eine Eidechse, die erheblich größer als ein Mann und sechs bis sieben Fuß lang war. Bedeckt war sie mit weißlichen, sehr rauhen und holprigen Schuppen, die etwa das Aussehen von Austernschalen hatten. [...] Wir waren so entsetzt, dass wir uns gegenseitig anstarrten und wie versteinert auf der Stelle verharrten. Die schauerliche und entsetzliche Eidechse öffnete den Rachen und blies so stark die Luft aus, daß wir nichts anderes mehr hören konnten. [...] Dann drehte es sich plötzlich um und

¹³ Vgl. Herzog Ernst, V. 4114-4349.

¹⁴ Vgl. ebd., V. 4896-44981.

floh in Richtung der Berge. Dabei verursachte es mehr Lärm und Getöse als ein durch ein Dickicht brechender Hirsch.¹⁵

Nun wimmelt es zwar von Eid- und anderen Echsen im Regenwald Brasiliens, aber dieses Tier ist unbekannt. Die ganze Erzählung weicht zudem vom restlichen Stil des Kapitels ab. Die Norm bei Lery ist die folgende:

Außerdem gibt es in Brasilien ein reißendes Tier, das von den Wilden ‚Jan-u-are‘ genannt wird. Es ist fast so hochbeinig und schnell wie ein Windhund. Im übrigen aber erinnert es stark an einen Leopard, denn wie er hat er große Haare am Kinn. Das Fell ist sehr schön und buntscheckig. Die Wilden fürchten dieses Tier nicht ohne Grund. [...] Hat es die Eingeborenen eingeholt, reißt es sie in Stücke und frißt sie auf. [...] [Die Wilden] fangen die Tiere mit Fußangeln.¹⁶

In diesem Stil schreibt Lery normalerweise seine Tierbeschreibungen, denen am Ende nochmal kurz eine persönliche Episode folgen kann. Stil, Motive und Inhalt der vorangegangenen Erzählung sind daher – recht eindeutig – als Topos zu erkennen. Lery spielt hier mit den Vorstellungen des Drachen aus der mittelalterlichen Literatur und webt diesen relativ ungeschickt in seine Beschreibung anderer Tiere Brasiliens mit ein.

III Die Pferde von Cortez

Wenn man in diesem Fall noch von einem Topos sprechen kann, der folgenlos blieb, dann gilt dies nicht für einen anderen, den sicher jeder kennt und kaum hinterfragt. Zumindest in Nordrhein-Westfalen wird er in der Schule unterrichtet und für bare Münze genommen, wenn es um die Eroberung Mexikos geht. Tatsächlich aber handelt es sich um einen Topos spanischer Propaganda, der auch noch fünfhundert Jahre später seine Wirkung entfaltet. Es geht um die angebliche Angst der Indios vor den spanischen Pferden.

Es ist ja auch eine imposante Vorstellung. Cortez und die Seinen erscheinen der einheimischen Bevölkerung auf dem Rücken von Pferden. Angst erfüllt fliehen die Menschen, woraufhin ihre Berichte von den unbekann-

¹⁵ Lery 2001, 206.

¹⁶ Ebd., 207.

ten Lebewesen kursieren. Literarisch wurde diese Vorstellung bereits im 17. Jahrhundert von der Dichterin Juana Inés de la Cruz bearbeitet, als sie 1689 die Nymphe America danach fragen ließ, „[q]ué Centauros monstruosos // contra mis gentes militan?“¹⁷ Dieses Bild des Centauers, der die Azteken in Angst und Schrecken versetzte, hielt lange an und wurde von den spanischen Eroberern forciert. Dabei bildeten sich erstaunliche Legenden. So existiert bis heute die immer wieder tradierte Erzählung, dass die Einheimischen Reiter und Pferd für ein Wesen hielten, dass sich teilen ließe, wie es Diaz Del Castillo erwähnt: „The Indians, who had never seen any horses before, could not think otherwise than that horse and rider were one body.“¹⁸ Wer aber eine solche Feststellung ungeprüft übernimmt, der unterschätzt die menschliche Vorstellungskraft. Mittelalterliche Handschriften zeugen davon, wie man unbekannte Tiere beschrieb und darstellte. Sie wurden mit bekannten Tieren verglichen und um herausragende Attribute erweitert. So wirken Elefanten oftmals wie Kühe oder Pferde mit Rüssel und großen Ohren, aber mit Hufen.¹⁹

Alles was es also braucht, ist ein vergleichbares Tier. Solche gibt es in Mexiko bis heute. Es handelt sich um Hirsche und Rehe.²⁰ Schnelle Vierbeiner mit relativ langen Hälsen, die durchaus eine stattliche Größe erreichen können. Warum sollten wir nicht annehmen, dass dem ein oder anderen Indio auch mal die Idee gekommen ist, auf einem solchen Tier zu reiten? Wem das zu weit hergeholt erscheint, der sei auf ein logistisches Problem hingewiesen. Wie kamen die Pferde eigentlich von Bord? Cortez landete mit seinen Schiffen direkt an der Küste Mexikos. Beiboote waren daher nicht nötig. Wie und wo aber wurden die Pferde transportiert? Soviel ist sicher: Sie können sich nicht an Deck befunden haben, zumal eine Stute auf der Überfahrt ein Fohlen zur Welt brachte. Die Pferde waren aller Wahrscheinlichkeit nach im Laderaum der Schiffe untergebracht. Um sie an Land zu holen, benötigte man einen Lastkran, wie er auch im Hafen Barcelonas genutzt wurde, um Pferde an Bord zu bringen. Christoph Weiditz zeigte die Unterbringung eines Pferdes mit Hilfe eines solchen Krans in seinem Trachtenbuch, das in den zwanziger Jahren des 16.

¹⁷ „Welche ungeheurlichen Centauren kämpfen gegen mein Volk?“; vgl. Cruz 1955, 7.

¹⁸ Lockhart 1844a, 76.

¹⁹ Vgl. <http://bestiary.ca/beasts/beast77.htm> (Zugriff am 30.06.2014).

²⁰ Mandujano 1991, 175-183.

Jahrhunderts entstand.²¹ Ein solches Verladen jedoch brauchte bei siebzehn Pferden seine Zeit. Hinzu kam der von Diaz Del Castillo beschriebene Umstand, dass „[w]hen our horses, which had been such a length of time at sea, now stepped on firm ground again, they appeared very awkward and full of fear“.²² Für alle einheimischen Beobachter dürfte daher klar gewesen sein, dass Pferd und Reiter eben kein einheitliches Wesen bildeten.

Dass Pferde als solche von den Indios als Ungeheuer angesehen wurden, darf daher bezweifelt werden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie den kriegerischen Einsatz der Tiere nicht doch fürchteten. Der Einsatz der Kavallerie war für die Eroberung Amerikas mitverantwortlich. Jedoch muss deutlich gesagt werden: Die Angst der Mexikaner vor Pferden ist ein literarischer Topos. Eine solche Angst hätte sich erhalten. Doch im Nachklang zur Eroberung führt Castillo an, dass „[a]ll the caziques keep good establishments, they have their horses with beautiful saddles and trappings, and whenever they travel through the country are attended by numerous pages“.²³ Die Pferde waren somit in die Kultur der Indios integriert worden und änderten zusammen mit zahlreichen anderen agrarkulturellen Errungenschaften die Lebensumwelt der Amerikaner.

IV Ein widerlicher Vogel – Der Dodo

Die Spanier kreierten ihren eigenen Topos mit der Behauptung, dass die Indios die Pferde für Ungeheuer hielten. Dabei handelt es sich um eine taktische Erwägung, die bewusst genutzt wurde. Im Fall der Insel Mauritius hingegen entstand ein Topos, der den Reisebeschreibungen widerspricht.

Im Jahre 1598 brachen acht Schiffe von Amsterdam aus auf, um Ostindien anzusteuern. Fünf davon erreichten die Insel Mauritius. In einem Bericht aus dem Jahre 1599 gibt es eine interessante Beschreibung der dort lebenden Vögel:

²¹ Weiditz 1994, plate LXII.

²² Lockhart 1844a, 73.

²³ Lockhart 1844b, 392.

Sie fanden an diesem Ort große Mengen von Geflügel, doppelt so gross wie Schwäne, welche sie Walghstörche oder Walghvögel nannten, welche viel Fleisch lieferten. Da sie aber auch Tauben und Papageien in großer Zahl vorfanden, verschmähten sie diese großen Vögel. Der Name Walghvögel bedeutet soviel wie ekelhafte, widerliche Vögel.²⁴

Halten wir also fest: Die Vögel sind zwar groß und liefern viel Fleisch, dieses aber schmeckt nicht. Ideale Voraussetzungen, um zu überleben. Bei diesem Vogel handelt es sich um den Dodo, jenen ausgestorbenen Vogel, von dem man weiß, dass er vor allem deswegen ausstarb, weil er von Seefahrern auf dem Weg nach Ostindien durch Verzehr ausgerottet wurde.²⁵ Aber in dem allerersten Bericht, in dem er erwähnt wird, heißt es, sein Fleisch schmecke nicht. Auch der zweite Bericht aus dem Jahre 1600 bestätigt diese Tatsache, denn „wir nannten diese Vögel Walghvögel (Ekelvögel), einerseits weil sie trotz langem Kochen sehr zäh waren, mit Ausnahme des Magens und der Brust, die sehr gut waren. Andererseits standen uns eine Menge von Turteltauben zur Verfügung, die einen viel besseren Geschmack hatten.“²⁶ Mauritius bot also noch viel mehr als die Dodos, so dass man diese gar nicht essen musste. Dennoch sind es die Dodos, die immer wieder gefangen werden, da sie nicht fliegen können. Und 1601 heißt es plötzlich in einem Bericht, diese Vögel „sind gute Nahrung und Stärkung“.²⁷ 1602 erfährt man, die Dodos seien „so groß und so fett, dass nicht einmal ganze zwei der Mahlzeit gegessen wurden. Der Rest wurde in Salz gelegt“.²⁸

Man erkennt deutlich die Diskrepanz. Der Vogel schmeckt erst nicht, dann dient er als Vorrat. Getreu dem Motto „Der Hunger treibt es rein“, könnte man behaupten, er schmeckt nicht, mache jedoch satt, aber da es auf Mauritius noch zahlreiche andere Tiere gibt, wäre dies gar nicht nötig. Irgendetwas stimmt hier nicht. 1634 schreibt Thomas Herbert über den Vogel, dass „an schlechte Nahrung gewöhnte Mägen [...] sich nach ihrem Fleisch sehnen [mögen], aber für die feineren ist es widerlich und ohne

²⁴ Ziswiler 1996, 6.

²⁵ Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Dodo#Aussterben> (Zugriff am 30.06.2014).

²⁶ Ziswiler 1996, 8.

²⁷ Ebd., 10.

²⁸ Ebd., 11.

Nährwert“.²⁹ Wieder ist der Vogel von schlechtem Geschmack – aber mit einer Einschränkung. Wer sonst schon nichts Gutes isst, der wird sein Fleisch mögen. Man darf hinzufügen, dass derjenige aber auch das andere Fleisch der Tauben auf der Insel mögen wird. Wieso ist der widerlich schmeckende Vogel dann also ausgerottet worden? Die Antwort liegt wohl in einem Phänomen, das auch Forster³⁰ später für Vögel auf den Inseln des Pazifiks beschreiben sollte: Da diese Vögel den Menschen nicht kennen, haben sie keine Angst vor ihm und lassen sich zunächst leicht fangen. In späteren Berichten wird erwähnt, dass die Dodos sich das nicht mehr gefallen lassen, denn die Seefahrer „mußten sich aber wohl fürsehen daß sie nicht von Jhnen mit den Schnäbel, welche sehr groß, dick und krumb seyn etwann bey ein Arm oder Beyn ergriffen würeden, denn sie fast hart zu beissen pflegen“³¹, wie es Pieter Willem Verhoeven 1611/13 beschreibt. Die Dodos begannen sich zu wehren. Ihr komisches Äußeres jedoch und die Tatsache, dass sie nicht fliegen konnten, machte sie zu einer beliebten Beute für die Seefahrer, und das nicht allein aus Nahrungsgründen, wie man einem anonymen Manuskript aus dem Jahre 1631 entnehmen kann: „Sie waren nicht besonders schön, aber ziemlich fett und wurden zu uns an Bord gebracht zu unserer Freude.“³² Der Dodo galt als Kuriosum, nicht als Nahrung. So fand man ihn auch in der Menagerie des Moguls Jahangir, wo zwei Exemplare gezeigt wurden.

Es war eben nur in wenigen Fällen der Hunger, der den Dodo zum begehrten Objekt machte, vielmehr war es sein komisches Äußeres und sein seltsames Verhalten. Außerdem betrachteten es die Seefahrer als eine Art Freizeitvergnügen, die schnellen Läufer zu fangen. Der Dodo war bis 1670 auf der Hauptinsel Mauritius komplett ausgestorben, auf Nebeninsel fand man noch Exemplare, die bis 1680 aber verschwunden waren. Innerhalb von 80 Jahren starben diese Tiere aus, nicht weil man sie aß, sondern weil sie komisch aussahen. Der Grund dafür waren die zahlreichen Beschreibungen in den schriftlichen und mündlichen Reiseberichten niederländischer Seefahrer. Jeder, der Mauritius besuchte, wollte diese Vögel sehen

²⁹ Ziswiler 1996, 12f.

³⁰ Vgl. Forster 1983, 139.

³¹ Ziswiler 1996, 12.

³² Ebd., 13f.

und eventuell mitnehmen. Die Idee des Verzehrs stand dabei lediglich im Hintergrund. Der Topos des Essens aber blieb erhalten.

V Pinguine in Afrika, Kängurus in Australien – unbekannte Tiere

Den topischen Darstellungsversuchen von Tieren stehen Versuche gegenüber, Tiere zu beschreiben, die man nicht kennt und die keine Gefahr darstellen. Tiere, die man nicht als Ungeheuer bezeichnen kann, die aber doch fremd sind. In solchen Fällen greift, wie oben bereits erwähnt, der Vergleich mit bekannten Tieren. Der Isländer Jón Olafson tut dies bei einem Pinguin sehr gekonnt:

In the bay we also saw a smaller bird they called pihvin or pichvin. It has both seal and bird characteristics, seal skin and bird shape, in size as an eider-duck and the eggs are like eider-duck eggs. It flies only a short distance and it will not leave its nest when sitting on eggs, but bites the hands and fingers of anyone who will take the eggs, so one man has to keep the bird away while another takes them. This happened to me when I went there together with the chaplain. He was to hold the bird back with a stick while I took the eggs, but the bird got at my right hand and bit my fingers and for this the chaplain said he blamed himself very much.³³

Über den anekdotenhaften Charakter dieser Geschichte hinaus ist der Ausschnitt auch deswegen interessant wegen des gewählten Vergleichs. Die Eiderente kommt in Europa in Skandinavien vor. Vor allem die männlichen Tiere kommen mit ihrem schwarz-weißen Federkleid dem Aussehen eines Pinguins sehr nahe. An Land bewegen sich die Tiere zudem sehr plump, ähnlich einem Pinguin. Da die Tiere in Nordeuropa verbreitet sind, ist der Hinweis auf die Eiderente auch ein Zeichen dafür, für wen Olafson seinen Bericht schreibt. Er hatte beim Verfassen klar einen Skandinavier vor Augen. Sein Adressatenkreis ist demnach recht eingeschränkt, denn seine Methode zeigt auch, dass er sich keine Gedanken darüber gemacht hat, dass andere Leser mit dem Vergleich nichts anfangen können. Nur wer um das Aussehen und Verhalten der Eiderente

³³ Olafsson 1998, 28.

weiß, kann mit dem Vergleich etwas anfangen – alle anderen bleiben fragend zurück. Olafson offenbart so ein eingeschränktes Verständnis von Eigenem und Fremden. Er beschreibt das fremde Tier mit einem eigenen Verständnis, das Nicht-Eingeweihten (Mittel-, Süd- oder Osteuropäer eingeschlossen) abgeht.

Ganz anders geht da Joseph Banks vor. Auf der ersten Reise Cooks kann er 1770 ein ihm bisher unbekanntes Tier an der australischen Küste ausmachen:

The People who were sent to the other side of the water in order to shoot Pigeons saw an animal as large as a grey hound, of a mouse colour and very swift; they also saw many Indian houses and a brook of fresh water.³⁴

Banks greift hier auf die Beschreibung der Männer zurück, die relativ klar ist. Das Tier ist größer als ein Greyhound. Diese Assoziation darf nicht verwundern, bedenkt man, dass Banks einen solchen Hund mit an Bord hatte. Nur zwei Tage später bekommt Banks erneut Nachricht über die Sichtung des grauen Kängurus, über das wir hier reden. Diese Beschreibung amüsiert ihn zu sehr, um sie nicht zu erwähnen:

Gathering plants and hearing descriptions of the animal which is now seen by every body. A seaman who had been out in the woods brought home the description of an animal he had seen composd in so Seamanlike a stile that I cannot help mentioning it: it was (says he) about as large and much like a one gallon cagg, as black as the Devil and had 2 horns on its head, it went but Slowly but I dard not touch it.³⁵

Die hier wiedergegebene Beschreibung des Tieres als Teufel mit zwei Hörnern, bei denen es sich wohl um die Ohren handelt, macht deutlich, welche Diskrepanzen in der Beschreibung solch fremder Tiere stecken können. Als Banks am 25. Juni endlich selber ein solches Tier zu sehen bekommt, ist er dann auch über die gehörten Beschreibungen sehr enttäuscht:

In gathering plants today I myself had the good fortune to see the beast so much talkd of, tho but imperfectly; he was not only like a grey hound in size and running but had a long tail, as long as any grey hounds; what to

³⁴ Banks 22.06.1770.

³⁵ Banks 24.06.1770.

liken him to I could not tell, nothing certainly that I have seen at all resembles him.³⁶

Es verwundert nicht, dass Banks selber schließlich dazu übergeht, mit Hund und Gewehr Jagd auf ein solches Tier zu machen:

We walkd many miles over the flats and saw 4 of the animals, 2 of which my greyhound fairly chas'd, but they beat him owing to the lengh and thickness of the grass which prevented him from running while they at every bound leaped over the tops of it. We observd much to our surprize that instead of Going upon all fours this animal went only upon two legs, making vast bounds just as the Jerbua (*Mus Jaculus*) does.³⁷

In Banks Beschreibung ist unverkennbar der Naturwissenschaftler Linnéscher Prägung zu erkennen. Sein Verweis auf die Springmaus macht das ebenso deutlich wie der Versuch der Jagd auf die Tiere, die er präpariert nach Europa bringen will, wie er das mit Pflanzen oder auch Schädeln getan hat.

VI Schluss

Die beiden letzten Beispiele lassen im Vergleich zu den ersten und der Einleitung die Frage nach dem Einfluss der Europäer auf die außereuropäische Welt vermissen. Für meine zu Anfang aufgeworfene Idee der ideellen Beeinflussung ist es ganz entscheidend, dass das Wissen um die Tiere in der Welt auch auf Europa zurückwirkt. Die letzten Beispiele verdeutlichen, wie dieser Rückkoppelungseffekt verlief und was dabei zu berücksichtigen ist. Der Bezug auf ein Tier muss dabei immer vor dem Hintergrund des jeweiligen kulturellen Kontextes gesehen werden.

Auf der anderen Seite führen die Beispiele aus Amerika und Mauritius vor Augen, inwieweit eine Beschreibung oder ein Topos Einfluss auf die Umwelt haben kann. In Amerika wurde der Umgang mit dem Pferd zu einem Faktor der Beeinflussung einer Kultur und damit einhergehend mit der Umwelt dieser Kultur, auf Mauritius wurde direkt auf die Umwelt eingewirkt. Tierbeschreibungen aus der Frühen Neuzeit eröffnen so einen

³⁶ Banks 25.06.1770.

³⁷ Banks 07.07.1770.

Blick auf die Veränderung des menschlichen Denkens und Handelns in Bezug auf Umweltvorstellungen. Schließlich kommt es dadurch zu einem Verhaltenswandel im Umgang mit der Natur und, zu einer dauerhaften Beeinflussung, die über das natürliche Maß hinausging – dem Anthropozän.

Literaturverzeichnis

Banks, Joseph: *Journal*, in:

<http://southseas.nla.gov.au/journals/banks/contents.html> (Zugriff am 30.06.2014).

Bayly, Christopher A.: *Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780-1914*, Frankfurt/M./New York 2006.

Crutzen, Paul J.: „Geology of Mankind“, in: *Nature* 415, 03.01.2002, 23.

Cruz, Juana Inés de la: *Obras completas de Sor Juana Inés de la Cruz*, Bd. 3, Mexiko-Stadt 1955.

Ehlers, Eckart: *Das Anthropozän. Die Erde im Zeitalter des Menschen*, Darmstadt 2008.

Evangelische Kirche in Deutschland (Hrsg.): *Die Bibel nach Martin Luther*, Stuttgart 2011.

Forster, Georg: *Reise um die Welt*, hrsg. v. Gerhard Steiner, Frankfurt/M. 1983.

Herodot: *Neun Bücher der Geschichte*, hrsg. v. Wolfgang Stämmler, übers. v. Heinrich Stein, Essen o.J.

Herzog Ernst. Mittelhochdeutsch-Neuhochdeutsch, hrsg. und übers. v. Bernhard Sowinski, Stuttgart 1970.

<http://de.wikipedia.org/wiki/Dodo#Aussterben> (Zugriff am 30.06.2014).

Kennedy Paul: *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt 1500-2000*, 3. Aufl., Frankfurt/M. 2003.

Lery, Jean de: *Unter Menschenfressern am Amazonas. Brasilianisches Tagebuch 1556-1558*, hrsg. und übers. v. Ernst Bluth, Düsseldorf 2001.

Lockhart, John Ingram (Hrsg.): *The Memoirs of the Conquistador Bernal Diaz Del Castillo*, 2 Bde., London 1844.

Mandujano, Salvador: „Hunting, Use, and Knowledge of the Biology of the White-Tailed Deer (*Odocoileus virginianus* Hays) by the Maya of Central Yucatan, Mexico“, in: *Journal of Ethnobiology* 2/11 (1991), 175-183.

Olafsson, Jon: *A Voyage to India 1622-1625*, hrsg. und übers. v. Inger Barnes, Cambridge 1998.

Selchow, Sabine: „Die Apokalypse duldet keinen Sachzwang. Die globale Erwärmung schafft eine neue Weltkarte. Spielt sich darauf ein Krieg aller gegen alle ab? Ein Gespräch mit Ulrich Beck und Bruno Latour“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 15.05.2014, online unter:

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/ulrich-beck-und-bruno-latour-zur-klimakatastrophe-12939499.html> (Zugriff am 30.06.2014).

Weiditz, Christoph: *Authentic everyday dress of the Reenaissance: all 154 plates from the „Trachtenbuch“*, Mineloa 1994.

Wolfschmidt, Gudrun: „Von Kompaß und Sextant zu Radar und GPS – Geschichte der Navigation“, in: *Navigare necesse est. Geschichte der Navigation*, hrsg v. ders., Norderstett 2008, 17-143.

Ziswiler, Vincent: *Der Dodo. Fantasien und Fakten zu einem verschwundenen Vogel*, Zürich 1996.

Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen des Zacharias Taurinius – eine literarische Wiederentdeckung

I Das Fundstück

Meine Beschäftigung mit dem Autor begann mit dem Fund eines unscheinbaren Büchleins, das mit einem Vorwort von 1803 in *Joachims literarischem Magazin* zu Leipzig verlegt worden war.¹ Das Frontispiz trägt den viel versprechenden Titel: *Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen durch Asien, Afrika und Amerika des Zacharias Taurinius, eines gebornen Aegyptiers*. Der lateinische Name des *gebornen Aegyptiers* ließ mich ein erstes Mal stutzen, als ich das Fundstück aufschlug, und ein weiteres Mal, als ich gegenüber dem Frontispiz das mit *Rahl fecit* signierte Porträt des Autors sah. Es stammt von Karl Heinrich *Rahl* (1779-1843) aus Hoffenheim, einem der renommiertesten Kupferstecher seiner Zeit.

II Der Autor

Die historische Identität des Verfassers ist bis heute ungeklärt, sodass seine Lebensgeschichte nur durch Zusammenführen seiner eigenen, im Werk verstreuten Angaben rekonstruiert werden kann. Da außer diesen Hinweisen keine weiteren Quellen zur Verfügung stehen, wird sie hier – unter der Prämisse einiger Fragezeichen – im *Indikativ* anstatt im *skeptischen Konjunktiv* wiedergegeben.

1758 wird der Autor als jüngstes von drei Kindern des 61-jährigen *Musta Stirich*, eines Tuchhändlers und koptischen Christen, in Kairo geboren. Mit sechs Jahren nimmt ihn sein Vater mit auf eine Reise, die der Eintrei-

¹ Taurinius 1803.

bung finanzieller Außenstände säumiger Kunden dient und über Konstantinopel, Riga und St. Petersburg nach Fürth bei Nürnberg führt. Dort ansässig geworden, veranlasst der Vater die Konversion des 7-jährigen Knaben zum evangelischen Glauben und ein Jahr später seine Taufe auf den Vornamen *Zacharias*. Bei dieser Gelegenheit erhalten Vater und Sohn den Familiennamen *Taurinius*, indem man den Namen des Vaters, *Stirich*, einfach latinisiert (*taurus* = Stier).

Mit zehn Jahren erhält der aufgeweckte Junge im Hause eines Gönners Privatunterricht, wird aber nach kurzer Zeit von seinem strengen Vater als Gehilfe in dessen Wollhandlung zurückgeholt. Nach der Konfirmation beginnt er mit elf Jahren eine Lehre als Buchdrucker, die ihn mehr begeistert als die Tätigkeit im Geschäft des Vaters. Dieser hat drei Jahre zuvor eine reiche Witwe geheiratet, die allerdings – als der Junge dreizehn ist – bei einer Brandkatastrophe im Wohn- und Geschäftshaus der Familie ums Leben kommt. Im Jahr darauf heiratet der Vater eine um 31 Jahre jüngere Frau, die ihrem Stiefsohn äußerst zugeneigt ist. Mit vierzehn Jahren kann Zacharias seine Lehrzeit in der Buchdruckerei frühzeitig beenden und verlässt – zum Leidwesen des Vaters – das elterliche Zuhause, um die für Gesellen vorgeschriebene dreijährige Wanderzeit abzuleisten.

Anstatt jedoch seine *Condition* als Buchdruckergeselle anzutreten, schlägt er sich – seinem Fernweh folgend – unter großen Entbehrungen nach Hamburg durch und schiffet sich dort nach Amsterdam ein.

Über London gelangt er als Hilfsmatrose nach Fernost, wo er beim Gouverneur zu Madras eine Anstellung in der Druckerei des *Comptoirs* findet. Zwischen dem 18. und 20. Lebensjahr hat er – verdingt als Steuermann – auf Reisen nach Batavia, Japan, China, Indonesien und Ceylon einige Abenteuer zu bestehen. Zurück in Europa, schiffet er sich mit 23 Jahren nach Südamerika ein und fährt ein Jahr später von Surinam nach Holland zurück. In der Hoffnung, in Nordamerika Arbeit als Buchdrucker zu bekommen, nimmt er eine Passage nach Boston und wandert über Cambridge und New York nach Philadelphia, ohne jedoch eine Anstellung zu finden. Wegen knapper Mittel nimmt er als 25-jähriger in Neufundland französische Marinemedienste an und wird dabei in Seegefechte verwickelt. Als Gefangener der Engländer tritt er in Plymouth in die englische Marine ein und gelangt so nach Bombay, wo er 1784 an einer Expedition ins Innere Persiens teilnehmen kann.

Auf dem Rückweg nach Europa verliert er als 27-jähriger bei einem dramatischen Schiffbruch am Kap der Guten Hoffnung seine gesamte Habe und entschließt sich zu einer Expedition ins Landesinnere von Afrika. In Begleitung von Dr. *Kleising*, einem Arzt aus Irland, erreicht er – nach vielen bedrohlichen, jedoch glimpflich verlaufenen Ereignissen – mit 29 Jahren seine Geburtsstadt Kairo, wo er durch einen wundersamen Zufall eine seiner beiden Schwestern wiedersieht. Anstatt mit dem Schiff nach Europa zurückzureisen, wandert er unter widrigen Umständen nach Südafrika zurück und trifft nach drei mühevollen Jahren wieder in Kapstadt ein. Dort kann er sich als Steuermann für eine Passage nach Holland verdingen, wo er 1790 endgültig seinen Abschied von der Seefahrt nimmt.

Die anschließende Suche nach einer Arbeitsstelle als Buchdrucker führt ihn kreuz und quer durch Europa, ist jedoch, was die Dauerhaftigkeit betrifft, wenig erfolgreich. Mit 33 Jahren heiratet er eine junge Frau, die seine wiederholten wirtschaftlichen Engpässe mit aufopfernder Geduld mitträgt. Von seinen sieben Kindern sterben zwei an fieberhaften Erkrankungen, deren Behandlung ihm den letzten Groschen kostet. Um seiner Familie ein leidliches Auskommen zu sichern, entschließt er sich, die Berichte über seine Reisen zu veröffentlichen. Diese werden in den Jahren 1799 und 1803 in Leipzig sowie nochmals 1804 in Wien verlegt und finden nach Übersetzung auch in Frankreich, England und Amerika ein begeistertes Publikum. Sie bringen dem Autor jedoch auch Kritik und Zweifel seitens namhafter Rezensenten ein, was ihn zu mühseligen Rechtfertigungen zwingt.

III Rezeption und Rezension

Diesem Kaleidoskop abenteuerlicher Erlebnisse folgt ein Anhangsteil, der im Frontispiz des Werks angekündigt wird mit einer Formulierung, die den Leser aufhorchen lässt: *Nebst einer Vertheidigung gegen die wider ihn in verschiedenen gelehrten Zeitungen gemachten Ausfälle, vorzüglich in Rücksicht der unter dem Nahmen Damberger von ihm herausgegebenen Landreise durch Afrika*. Dieser Hinweis bezieht sich auf einen kritischen Exkurs am Ende des Reiseberichts mit der Überschrift: *Nachtrag zu dem Leben und den Reisen des Zacharias Taurinius. Eine Vertheidigung gegen die Rezensenten*.

Mit *Rezensenten* sind in erster Linie zwei Professoren gemeint, die seinerzeit als Meinungsbildner eine gewisse Reputation genossen und deren Einwände *Taurinius* in Fußnoten akribisch aufarbeitet. Es sind dies die Professoren Christoph *Meiners* aus Göttingen (1747-1810) und Heinrich Eberhard Gottlob *Paulus* aus Jena (1761-1851), die heftig bezweifelten, dass *Taurinius* Afrika wirklich bereist habe. Da jener vorgab, weitere Reiseberichte unter den Namen Joseph *Schrödter* und Christian Friedrich *Damberger* herausgegeben zu haben, äußerten sie den Verdacht, es handle sich um eine Person mit drei Pseudonymen, deren Mitteilungen aus anderen, jedoch nicht benannten Reiseberichten stammten. Hinter dieser *einzigsten Person* wird auch ein Antiquar aus Wittenberg, ein gewisser Magister *Junge*, vermutet. In seinem Werk stellt sich *Schrödter* als gelernter Schuhmacher vor, während *Damberger* sich als Tischler ausgibt und – verwirrender Weise – namensgleich ist mit einem Kaufmann, den *Taurinius* auf seiner letzten Passage von Südafrika zurück nach Europa kennen lernt.

Zur Sachkenntnis der Kritiker ist anzumerken, dass *Meiners* als Philosoph mit *Weltweisheit* befasst und wegen einiger Ansichten zum Rassismus in Fachkreisen nicht allgemein akzeptiert war. *Paulus* war evangelischer Theologe und erforschte orientalische Sprachen. Keiner von beiden hatte je seinen Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt, so dass ihre *afro-ethnologische Kompetenz* hauptsächlich auf Traktaten beruhte, die sie selbst aus Fremdberichten kompiliert hatten. Fest steht, dass *Meiners* mit apodiktischen *Ex cathedra*-Urteilen häufig Widerspruch hervorrief – besonders heftig auch die Kritik von Georg *Forster*, der sich als 18-jähriger auf James *Cooks* zweiter Weltumsegelung 1772-1775 fundierte ethnologische Kenntnisse erworben hatte. Als glaubwürdig gilt der französische Ornithologe und Ethnograph François *Le Vaillant* (1753-1824), der 1781-84 die Gegend um Kapstadt erforschte. Seine Berichte über *Reisen ins Innere Afrikas* wurden von Georg *Forsters* Vater, Johann Reinhold *Forster*, übersetzt und publiziert.² Diese Übersetzungen waren *Taurinius* offenbar bekannt, denn er kritisiert u.a. *Le Vaillants* Mitteilungen zu den Frauen der Hottentotten.

Es gab aber auch akademische Neider, die *Taurinius* 1802 mit einem anonymen Schreiben zu einer Reise nach London verleiteten, wo er der *Afri-*

² Le Vaillant 1790 und 1796.

kanischen Gesellschaft Rede und Antwort stehen sollte, um als Forschungsreisender anerkannt zu werden. Diese Einladung, bei der sich *Taurinius* finanziell heillos verausgabte, erwies sich als läppischer akademischer Bubenstreich, dem er – wie schon so oft – auf Grund seiner Blauäugigkeit zum Opfer gefallen war. Auf der Rückreise von England sprach er unangemeldet in Göttingen bei seinem Kritiker Professor *Meiners* vor und verblüffte diesen bei einem *Ex tempore*-Examen durch seine geographischen Kenntnisse. Darüber berichtet *Meiners* völlig verunsichert in der *Göttingischen Literatur-Zeitung* Nro. 17.1802 vom 19. März 1802 und wünscht dem vermutlich nächsten Gesprächspartner, Prof. *Paulus* aus Jena, ausdrücklich viel Glück. Letzterer hatte in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* Nro. 7-8 vom 7. Januar 1801 das Werk von *Damberger* alias *Taurinius* skeptisch rezensiert und den Autor mit dem Eingangssatz apostrophiert: *Man mag diese sonderbare Erscheinung ansehen, wie man will: so wird man auf alle Fälle mit ihr betrogen.*

IV Kompilation und Plagiat

Solch abschätzig kommentare rühren daher, dass Berichte über Reisen, die nie stattgefunden hatten, um die Wende vom 18. zum 19. Jh. auf ein hohes Leserinteresse stießen, was die Skepsis zeitgenössischer Meinungsbildner erklärt. Als Beispiele sind zu nennen die *Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris* (1783) von Johann Kaspar *Riesbeck*, die *Litterarische Reise durch Deutschland* (1786) von Joachim Christoph Friedrich *Schulz*, oder auch – oft zitiert als Beispiel für so genannte *Schreibtrisch-Reisen* – die *Gemälde von Konstantinopel* (1804) und die *Gemälde des griechischen Archipelagus* (1807) des mutmaßlichen Kompilators Friedrich Wilhelm August *Murhard* aus Kassel. Dass sich nicht nur seinerzeit, sondern auch noch im 20. Jh. fiktive Erlebnisberichte größter Beliebtheit erfreuten, bestätigt der Erfolg eines *Karl May*, zu dessen bekennten Enthusiasten *Kafka* ebenso wie *Einstein*, *Hesse*, *Zuckmayer* u.a. zählen.

Abenteuerliche Reisebeschreibungen, deren Glaubwürdigkeit von Historikern angezweifelt wird, sind schon seit dem Mittelalter bekannt. Da gibt es im 13. Jh. den spektakulären Bericht des venezianischen Kaufmanns

Marco *Polo*, der über die Seidenstraße bis nach Peking zum Khan von China gelangt sein und dort echte Drachen gesehen haben will. Zweifel gibt es auch an einigen Mitteilungen von Seefahrern wie Cristobal *Colon* im 15. Jh. und Amerigo *Vespucci* im 16. Jh., die man ihnen jedoch in Würdigung der tatsächlichen Entdeckung des amerikanischen Kontinents nicht weiter nachtrug.

Als glaubwürdig dagegen gilt der arabische Reisende *Ibn Battuta* (geb. 1304 Tanger, gest. 1368 oder 1373 Marokko), der 1325 im Anschluss an eine Pilgerfahrt nach Mekka einige muslimische Länder in Ostafrika und Vorderasien besuchte. Über Konstantinopel erreichte er Indien und über die Malediven China, Ceylon, Sumatra und fraglich Peking. Später reiste durch die Sahara nach Mali und Timbuktu und kehrte schließlich 1353 wieder nach Marokko zurück. Seine Reiseberichte wurden im Auftrag von Sultan Abu Inan *Faris* vom Dichter Mohammed *Ibn Dschuzaj* unter dem Titel *Rihla* (Reise) aufgezeichnet, nach ihrer Wiederentdeckung im 19. Jh. in mehrere europäische Sprachen übersetzt und wegen der exakten Schilderung einiger Örtlichkeiten als zuverlässig angesehen. Dennoch haftet selbst diesen Berichten der Verdacht auf Plagiat an, nachdem festgestellt wurde, dass einige Textpassagen identisch sind mit den älteren Aufzeichnungen des Andalusiers *Ibn Dschubair* (geb. 1145 Valencia, gest. 1217 Alexandria). Dieser war 1183 von Granada aus zu einer Pilgerfahrt mit dem Schiff nach Alexandria gereist und hatte über Ägypten und das Rote Meer seinen *Hadsch* nach Mekka fortgesetzt. Seine Berichte über insgesamt drei Wallfahrten gelten als Leitfaden für spätere Mekka-Pilger.

V Zeitgenössische Reiseberichte

Die Publikumserfolge des Zacharias *Taurinius* beruhen ebenso wie die der zitierten Kompilatoren auf einem Phänomen, welches zu allen Zeiten präsent, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jedoch besonders epidemisch war: der Sehnsucht nach fernen Ländern. Diese erfasste wie eine Droge breite Schichten, und wer nicht selbst reisen konnte oder wollte, der stürzte sich eben auf exotische Berichte über die Wunder und Weihen der großen weiten Welt.

Mit Blick auf die sportliche Leistung des Zacharias *Taurinius* ist anzumerken, dass im Jahre 1801 – also sechzehn Jahre nach dessen Aufbruch ins Innere Afrikas – Johann Gottfried *Seume* (1763-1810) von seinem Heimatort Grimma in Sachsen nach Syrakus in Sizilien und wieder zurück wanderte. Seine Idee war, den vermutlichen Geburtsort des griechischen Dichters *Theokrit* (um 270 v. Chr.) aufzusuchen, dessen *Epigramme* und *Idyllen* er schätzte. An der Glaubwürdigkeit seines Reiseberichts *Spaziergang nach Syrakus* ist nicht zu zweifeln, und seine Wanderleistung verdient höchsten Respekt. Lediglich für die Etappe *Neapel-Palermo* benutzte er – so wie auch *Goethe* auf seiner Italienreise – das Schiff. Für die insgesamt ca. 5-6.000 Kilometer benötigte er knappe neun Monate und – wie er stolz berichtet – ein einziges Paar Stiefel, deren Sohlen er unterwegs nur zwei Mal erneuern lassen musste. Mit dieser Mitteilung sekundiert er – unwissentlich – *Taurinius* gegenüber dem Illuminaten Christoph Friedrich *Nicolai* aus Berlin (1737-1811), der aus seiner Kutschfahrt durch Deutschland, Österreich und Schweiz für sich die Kompetenz ableitete zu behaupten, eine Durchwanderung Afrikas müsse allein schon an der Kostspieligkeit von 300 Paar Schuhen scheitern, die nach seiner Berechnung hierzu erforderlich seien – ein peinlicher Beleg für die Sophistik, mit der seinerzeit so manches akademische Scharmützel ausgetragen wurde.

VI Pro und Contra

Einige anrührende Episoden sprechen dafür, dass Zacharias *Taurinius* als Jugendlicher – trotz seiner harten und unsteten Kindheit – ein besonderes Charisma ausgestrahlt haben muss, mit dem er viele Menschen für sich einnahm. Einige Frauen brachten ihm, ohne dass er selbst sich dessen bewusst zu sein schien, eine nachgerade mütterliche Zuneigung entgegen: so seine verständnisvolle zweite Stiefmutter, die fürsorgliche Frau eines Matrosen zu Amsterdam, die hilfsbereite Gattin des britischen Gouverneurs *Hastings* zu Madras und die äußerst vereinnahmende Frau des Goldschmieds *Renebaum* zu Batavia. Er begegnete aber auch Männern, welche sich – nach der bedrückenden Strenge des eigenen Vaters – aus freien Stücken mit fast väterlicher Fürsorge um sein Wohl bemühten: so der Kapitän *Sholl* zu London, der Obrist *von Spangenberg* zu Madras, der

Goldschmied *Renebaum* und der Kapitän *Stuerfort* zu Batavia, der Kaufmann *Oberländer* zu Jaffanepatam, der Kapitän *Le Rapane* in Neufundland und der Obrist *Gardong* zu Kapstadt. *Taurinius* schildert alle diese Begegnungen als gütige Fügungen und mit aufrichtiger Dankbarkeit, ohne jedoch über die Gründe für solche Empathie nachzudenken oder sich über ihre mutmaßlichen Motivationen weiter auszulassen.

Mit dieser zurückhaltenden Selbstdarstellung gewinnt der Autor den unvoreingenommenen Leser intuitiv für sich, lässt ihn jedoch ziemlich allein bei der Entscheidung, ob er die Abenteuer des Zacharias *Taurinius* als wirklich erlebt oder frei erfunden betrachten, oder ob er sich einfach von ihm in die Welt des ausgehenden 18. Jh. mitnehmen lassen soll. Einige Passagen, in denen geographische, ethnologische und kulturelle Besonderheiten sehr weitschweifig und belehrend, dennoch aber faszinierend geschildert werden, könnten vielleicht auch manch wohlwollenden Leser auf den Gedanken bringen, hier seien Reiseberichte anderer in die Schilderung mit eingeflossen. Als Beispiele für solche äußerst detaillierte Beschreibungen kämen einige Episoden in Frage, die mit folgenden, im Zuge der Bearbeitung eingebrachten Untertiteln gekennzeichnet sind:³ *Teure Erkundung* (vgl. 56ff.), *Besuch von Nankin* (vgl. 61ff.), *Das Los der Perlenfischer* (vgl. 92ff.), *Fahrt nach Südamerika* (vgl. 96ff.), *Wanderschaft in Nordamerika* (vgl. 100ff.), *Expedition nach Persien* (vgl. 108ff.), *Exkursionen um die Cap-Stadt* (vgl. 123ff.), *Land und Leute Abessiniens* (vgl. 249ff.), *In gehobener Gesellschaft* (vgl. 259ff.), *Erstmaliger Reisebericht* (vgl. 262ff.), *Arglistige Intrige* (vgl. 299ff.).

VII Namens- und Datierungsprobleme

Bei einigen Mitteilungen über reale Personen finden sich bei *Taurinius* gewisse Unschärfen im Grenzbereich zwischen historischer Korrektheit und dichterischer Freiheit. Er selbst teilt hierzu mit, er habe unterwegs nur knappe Aufzeichnungen gemacht und vieles aus der Erinnerung heraus niedergeschrieben. Daraus können sich jedoch auch irritierende Ungereimtheiten ergeben in Kapiteln, in denen historische Persönlichkeiten

³ Taurinius 2014.

seinen Weg kreuzen. Als Beispiele sind einige Textstellen (Taurinius 2014) anzuführen, bei denen die Recherchen zu nicht ganz stimmigen Ergebnissen führten.

Ankunft in Ostindien (vgl. 40ff.): Warren *Hastings* (1732-1818) war ab 1772 Gouverneur von Bengalen und ab 1773 Generalgouverneur von Ostindien. *Taurinius* begegnet ihm 1772/73 in Madras (heute Chennai) und wird von dessen Gattin – die er als angebliche Landsmännin *die schöne Nürnbergerin* nennt – in angenehmer Weise protegiert. Er teilt mit, sie sei bei der Nürnberger Familie *Imhof* als Hausmädchen eingestellt und sogar am Königlichen Hof zu London eingeführt worden. Nach dem Tode von *Imhofs* erster Gattin [sic]⁴ sei das Mädchen dem Freiherrn – nachdem bereits zuvor eine heimliche Liaison bestanden habe – in Männerkleidern nach Madras gefolgt, wo dieser sie geheiratet, dann jedoch für 3000 Pfund Sterling dem Gouverneur *Hastings* überlassen habe.

Diese anrührende Geschichte stellt sich realhistorisch anders dar: Christoph Adam Carl Freiherr von *Imhoff* (1734-1788), Nachfahre einer Nürnberger Patrizierfamilie, heiratete Marianne de *Chapusset* (1747-1837), Tochter eines französischen Adjutanten, und *verschacherte* sie auf einer Handelsreise nach Ostindien 1772 an Warren *Hastings*. Zurück in Deutschland, heiratete er 1775 Louise von *Schardt* (1750-1803) und lebte mit ihr recht feudal auf dem Familiengut Mörlach bei Nürnberg.

Wanderschaft in Nord-Amerika (vgl. 100ff.): *Taurinius* teilt mit, 1783 Benjamin *Franklin* (1706-1790) in seiner Buchdruckerei in Cambridge [sic] persönlich angetroffen zu haben. Dieser war allerdings nur bis 1748 in Philadelphia (!) als Buchdrucker und danach ausschließlich in der Politik tätig. 1776 ging er als Diplomat nach Paris und kehrte 1785 nach Philadelphia zurück. Hier wird dem Autor von seiner Erinnerung an Zeit und Ort wohl ein Streich gespielt – sofern nicht eine Verwechslung mit einem anderen freundlichen Druckereibesitzer vorliegt, vielleicht mit *Franklins* Nachfolger David *Hall*.

Expedition nach Persien (vgl. 108ff.): George *Macartney* (1737-1806) war ab 1780 Gouverneur in Madras, wo auch Warren *Hastings* bis 1785 als Generalgouverneur von Bengalen im Amte war. *Taurinius* war 1784 Teilneh-

⁴ Die mit [sic] gekennzeichneten Stellen weisen auf inhaltliche Fehler im Originaltext hin.

mer an *Macartneys* Persien-Expedition; die historische Identität der weiteren Mitreisenden, Obrist *von Spangenberg* und General *Bourgoigne*, ist unklar.

Wilde Tiere (vgl. 131ff.): Joachim Ammena *von Plettenberg* (1739-1793) war von 1774-85 Gouverneur der niederländischen Kapkolonie; ihm folgte von 1784-91 Cornelis Jacob *van de Graeff* (1734-1812). Laut *Taurinius* sei dies allerdings ein Obrist *Gardong* gewesen. An der Plettenberg Bay wurde nach Niederschlagung der Kaffern 1778 ein Demarkationsstein als Seezeichen errichtet. *Taurinius* beschreibt 1785 hier einen Gedenkstein mit dem Namen *Blettenberg* und der Jahreszahl 1782, gestiftet von Obrist *Gardong* [sic] – vielleicht ein anderes Denkmal oder eine verzeihliche Gedächtnislücke?

Arglistige Intrige (vgl. 299ff.): *Taurinius* bezieht sich mit *Obrist Renell* wohl auf James *Rennell* (1742-1830), Mitglied der *Royal Society* zu London. Dieser schied 1763 nach einer Kriegsverletzung als Major aus der Königlich-britischen Marine aus und lebte danach im Dienste der Britischen Ostindien-Kompanie überwiegend in London. Ob er sich – laut *Taurinius* – 1802 tatsächlich für mehrere Monate auf einer Auslandsreise befand, bleibt unklar.

VIII *Taurinius*-Reisen im Vergleich

Beim Vergleich der ersten, 1799 bei *Jacobäer/Leipzig* publizierten *Taurinius*-Edition mit der 1803 bei *Joachim/Leipzig* verlegten – welche bis auf das Frontispiz druckgleich ist mit der bei *Doll/Wien* 1804 erschienenen – ist festzustellen, dass Chronologie, Routenverlauf und Zielorte der beschriebenen Reisen in beiden Werken identisch sind. Sie zeigen jedoch in Form und Inhalt Unterschiede, die für ihre literarische Zuordnung, aber auch für den Leser relevant sind.

Jacobäer 1799 umfasst drei Bände mit insgesamt über 1000 Seiten und hat – angesichts zahlreicher ethno- und topographischer Exkurse – stellenweise fast den Charakter einer Enzyklopädie. Neben ausführlichen Schilderungen von Örtlichkeiten, Land und Volk sind Namen zeitgenössischer Reisender zitiert, z.B. auf der China-Reise (vgl. Bd. 1) Pierre *Sonnerat* (1748-1814), Louis *Le Comte* (1655-1728), William *Anderson* (1750-1778)

und James Cook (1718-1779), auf der Japan-Reise (vgl. ebd.) die Portugiesen Antonius Mota, Franciscus Zeimoto und Antonius Peirota, die 1543 die japanischen Inseln entdeckt hatten, und auf der Afrika-Reise (vgl. Bd. 3) François Le Vaillant, der mehrmals zitiert und *berichtigt* wird. Irritierend wirkt, dass in Bd. 3 der begleitende Arzt zunächst *Heudel*, dann *der Doktor* und erst später *Kliesing* [sic] genannt wird.

Joachim 1803 komprimiert diese dreibändige Reiseschilderung in einem zweiteiligen Band auf rund 400 Seiten und verzichtet auf viele der belehrenden Passagen zugunsten der Schilderung autobiographischer und abenteuerlicher Episoden. Diese sind für den Leser wesentlich spannender als die weniger dramatisch und teilweise fast episch geratenen Ausführungen in *Jacobäer 1799*. Übrigens wird der begleitende Arzt hier durchgehend als *Dr. Kleising* geführt.

Dieser Vergleich spricht zwar für die Belesenheit des Autors, hilft jedoch nicht weiter bei der Frage, ob die beschriebenen Reisen auch wirklich gemacht wurden. Selbst bei intensiver Textanalyse ist nicht zu entscheiden, ob die detaillierten Schilderungen von Land und Leuten sowie die der dramatischen Ereignisse auf real Erlebtes oder auf Phantasie bzw. Fremdquellen zurückzuführen sind. Die verblüffende Tatsache, dass *Taurinius* selbst gegen Ende des dritten Bandes von *Jacobäer 1799* dem Leser ausdrücklich empfiehlt, wegen Details zu seiner Rückkehr vom Niger nach Kapstadt „*Dambergers Reisen nachzusehen*“, mag dafür sprechen, dass es sich beim letztgenannten Autorennamen tatsächlich um ein Pseudonym handelt.

Die Frage nach der Glaubwürdigkeit könnte sich eher bei der Lektüre von *Dambergers Afrika-Reise* stellen, die 1801 bei *Martini* zu Leipzig verlegt und urheberrechtlich von *Taurinius* beansprucht wurde. Sie ist auf 270 Seiten in neun Abschnitte untergliedert und – ähnlich wie auf den 350 Seiten des dritten Bandes bei *Jacobäer 1799* – von ethno- und topographischen Exkursen dominiert. Der Autor schildert sich als deutschen Deserteur und Einzelgänger, dessen Fluchtweg von Kapstadt aus zunächst der Route des *Taurinius* entspricht, sich ab dem Niger jedoch nicht nach Kairo, sondern nach Marokko fortsetzt. Unterschiedlich sind außerdem die Angaben zur Aufenthaltsdauer in Afrika, nämlich die von *Damberger* mit 16 (1781-97) und die von *Taurinius* mit fünf Jahren (1785-90).

IX Marginalien

Im Zuge der Recherchen fanden sich einige überraschende Mitteilungen und Querverbindungen, die ihrer Originalität wegen und der Vollständigkeit halber hier aufgeführt sind.

Christian Friedrich Damberger: Unter diesem Namen bot ein Mann 1801 dem Leipziger Verleger Gottfried *Martini* die Rechte an seiner Reisebeschreibung durch Afrika an. Dessen Erkundigungen nötigten den Anbieter zur Erklärung, er selbst sei auch der Verfasser der 1799 unter dem Namen *Zacharias Taurinius* und der 1800 unter dem Namen *Joseph Schrödter* erschienenen Reiseberichte, was *Martini* aber nicht davon abhielt, den Druck – wohl im Blick auf das zu erwartende Leserinteresse – zu übernehmen. In der *Taurinius*-Edition von 1799 findet sich – zusätzlich zur *Vorrede* von *Johann Jacob Ebert*, Professor zu Wittenberg – überraschender Weise ein eigener *Vorbericht des Verlegers* zum 3. Band mit der Datierung 1801. Hier plädiert *Friedrich Gotthold Jacobäer* selbst für die Glaubwürdigkeit des *Taurinius*, der „hinter Dambergers Maske hervorgezogen wurde“, und weist darauf hin, er kenne ihn als langjährigen Mitarbeiter persönlich.

C.F. Taurinius: Unter diesem Namen wurde 1841 bei Hegner in Wintherthur eine Anthologie von bemüht-humorigen Gedichten, Briefwechseln und Geschichten mit dem Titel *Der Autor in der Klemme* publiziert. Darin behauptet der Autor, am 29. Mai 1801 als Sohn von *Zacharias Taurinius* geboren zu sein; der Vater, ein rechter Unhold, habe durch *Entweichung* die Familie im Stich gelassen und sei 1825 in *Essegg* (= Osijek in Ostkroatien) verstorben. Die kurze Biographie des angeblichen Vaters weicht in mehreren Details von der Darstellung in den Publikationen von 1803 bzw. 1804 ab. Beim o.g. Buchtitel *Der Autor in der Klemme* handelt es sich offenbar um ein verballhorntes Zitat aus der ersten Kapitel-Überschrift zum *Zweyten Theil* der *Taurinius*-Ausgaben von 1803 bzw. 1804, wo es heißt: *Der Arzt in der Klemme*. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich bei *C.F. Taurinius* um das Pseudonym eines *literarischen Trittbrettfahrers*, der mit dieser Kolportage dem Geschmack des zeitgenössischen Publikums entsprechen wollte – und dies immerhin noch vier Jahrzehnte nach Drucklegung der *Taurinius*-Reisen, die offenbar noch immer in einigen Köpfen präsent waren.

X Spurensuche

Angesichts der zahlreichen Rätsel beim Blick auf das bewegte Leben, die abenteuerlichen Reisen, den beachtlichen Publikumserfolg und die zeitgenössische Rezeption des Autors scheint der Versuch reizvoll, seine Identität zu klären. Hierbei stellt sich jedoch die Frage, ob ein solches Unterfangen bei kritischer Einschätzung der Erfolgsaussichten überhaupt sinnvoll ist – insbesondere im Anbetracht dessen, dass einige Historiker weiterhin die Meinung vertreten, es liege hier eine ebenso dreiste wie geniale Fälschung vor. So lange dies jedoch nur zu vermuten und nicht zweifelsfrei zu belegen ist, sollte bis auf weiteres die Unschuldsvermutung gelten.

Es ist nicht auszuschließen, dass *literarische Archäologen* der Gegenwart bereits entsprechende *Stichgrabungen* vorgenommen, ihre investigativen Erkenntnisse jedoch – da vielleicht zu wenig spektakulär – nicht publiziert haben. Bei aufmerksamer Lektüre des Originaltexts sind einige Hinweise darauf zu finden, wo besonders engagierte Wissenschaftler auf der Suche nach Spuren des Zacharias Taurinius den Spaten ansetzen könnten: so etwa im *Stadtarchiv Fürth/Burgfarrenbach* (Matrikeln von 1766 zur Taufe auf den Vornamen Zacharias in Warenbach bei Fürth sowie von 1769 zur Konfirmation in Manghof bei Nürnberg), im *Staatsarchiv Leipzig* (Dokumente zu den Verlagen von Friedrich Gotthold Jacobäer, Müller & Compagnie, Gottfried Martini sowie Joachims literarischem Magazin für die Zeit 1799-1803 – mit Blick auf die Namen Zacharias Taurinius, Joseph Schrödter und Christian Friedrich Damberger, evtl. auch Magister Junge) und im *Wiener Stadt- und Landesarchiv* (Dokumente zum Verlag von Anton Doll sowie zur Akademie der Künste für die Zeit 1799-1804, hier zum Kupferstecher Karl Heinrich Rahl). Schließlich wären auch die *Göttingische Literaturzeitung* und die *Allgemeine Literaturzeitung Jena* der Jahrgänge ab 1800 durchzusehen auf entsprechende Beiträge von Christoph Meiners, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und Christoph Friedrich Nicolai.

Selbst wenn sich bei derartigen Nachforschungen Negativ-Befunde ergeben und Fragen offen bleiben sollten, so wäre es dem rätselhaften Autor zumindest als Verdienst zuzugestehen, dank seines spannenden Erzählstils und seiner dramaturgischen Kreativität ein lebhaftes und anregendes Zeitzeugnis geschaffen zu haben.

Literaturverzeichnis

Battuta, Ibn: *Die Reisen des Ibn Battuta*, hrsg. v. Horst Jürgen Grün (2 Bde.), München 2007.

Damberger, Christian Friedrich: *Landreise in das Innere von Afrika vom Vorgebirge der guten Hoffnung durch die Kaffarey etc. ... bis nach Marocco. In den Jahren 1781-1797*, Leipzig 1801.

Forster, Georg: *Johann Reinhold Forster's ... Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775*, Berlin 1778 und 1780.

Forster, Georg: *Reise um die Welt*, hrsg. v. Gerhard Steiner, Frankfurt/M. 1967.

Goethe, Johann Wolfgang von: *Tagebuch der Italienischen Reise 1786. Italienische Reise I und II*, 2 Bde., hrsg. v. Christoph Michel, Frankfurt/M. 1976.

Günther, Regina: *Ibn Dschubair. Tagebuch eines Mekka-Pilgers*, Stuttgart 1985.

Le Vaillant, François: *Voyage de M. Le Vaillant dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap de Bonne Espérance, dans les années 1783, 84 et 85*, Paris 1790.

Le Vaillant, François: *Reisen in das Innere Afrikas während der Jahre 1783 bis 1785. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Johann Reinhold Forster*, Berlin 1790.

Le Vaillant, François: *Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap de Bonne Espérance, dans les années 1783, 84 et 85*, Paris 1795.

Le Vaillant, François: *Le Vaillant's neue Reisen in das Innere Afrikas während der Jahre 1783 bis 1785. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Johann Reinhold Forster*, Berlin 1796.

Meiners, Christoph: „Über die Natur der Afrikanischen Neger und die davon abhängende Befreiung, oder Einschränkung der Schwarzen“, in: *Göttingisches Historisches Magazin* 6 (1790), 385-456.

Meiners, Christoph: *Über die Natur der afrikanischen Neger*, hrsg. v. Frank Schäfer, Hannover 2000.

Murhard, Friedrich Wilhelm August: *Gemälde von Konstantinopel*, Penig 1804.

Murhard, Friedrich Wilhelm August: *Gemälde des Griechischen Archipelagus*, Berlin 1807-1808.

Nicolai, Christoph Friedrich: *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781*, 12 Bde., Berlin/Stettin 1783-96.

Riesbeck, Johann Kaspar: *Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris (1783)*, Berlin 2013.

Schrödter, Joseph: *See- und Landreisen nach Ostindien und Ägypten, auf die Berge Sinai und Horeb... etc. (1795-1799)*. Wolf und Compagnie, Leipzig 1800.

Schulz, Joachim Christoph Friedrich: *Litterarische Reise durch Deutschland*, Leipzig 1786.

Seume, Johann Gottfried: *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, Braunschweig/Leipzig 1803.

Seume, Johann Gottfried: *Spaziergang nach Syrakus*, hrsg. v. Jörg Drews, Berlin 2013.

Taurinius, C.F.: *Der Autor in der Klemme*, Winterthur 1841.

Taurinius, Zacharias: *Beschreibung einiger See- und Landreisen nach Asien, Afrika und Amerika*, 3 Bde., Leipzig 1799-1801.

Taurinius, Zacharias: *Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen durch Asien, Afrika und Amerika des Zacharias Taurinius, eines gebornen Aegyptiers. Nebst einer Vertheidigung gegen die wider ihn in verschiedenen gelehrten Zeitungen gemachten Ausfälle, vorzüglich in Rücksicht der unter dem Nahmen Damberger von ihm herausgegebenen Landreise durch Afrika. (Erster und Zweyter Theil)*. Joachims literarisches Magazin, Leipzig 1803.

Taurinius, Zacharias: *Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen durch Asien, Afrika und Amerika*, hrsg. Reinhard Schreiber, Hannover 2014.

Christine Eickenboom

„Auch hält man diese Canibalen für so artig daß sie einer hülflosen Frau nichts anhaben werden.“

Ida Pfeiffer auf Borneo und Sumatra –
kolonialer Diskurs als Mittel einer rezipiente-
norientierten Darstellung?

I Ida Pfeiffers Reisen und ihre zeitgenössische Darstellung – Vorbemerkungen

Ida Pfeiffer (1797-1858) ist eine der berühmtesten reisenden Frauen des 19. Jahrhunderts, die noch dazu ihre Reisen ausführlich schriftlich dokumentiert und publiziert hat. Zwar beginnt die Reisetätigkeit Ida Pfeiffers erst im Alter von 44 Jahren: Gemäß den Konventionen ihrer Zeit führt sie zunächst ein Familienleben und erzieht ihre beiden Söhne.¹ Dann aber fährt sie immerhin sechzehn Jahre um die Welt und bereist weite Teile. Ihre zweite Weltreise, zu der sie 1851 aufbricht, bildet die Grundlage des vorliegenden Beitrages.

Ida Pfeiffers Reisen sind abenteuerlich und entbehren auf Grund der begrenzten finanziellen Mittel häufig jeder Art von Komfort. Umso größer ist die Anerkennung, die sie erfährt: August Petermann zählt zu den Adressaten ihrer Briefe, Alexander von Humboldt zu ihrem persönlichen Bekanntenkreis. Auf seine Veranlassung hin wird sie 1856 vom König von Preußen mit der goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet. Im selben Jahr verleiht ihr die Gesellschaft für Erdkunde zu

¹ Die biographischen Angaben entstammen im Wesentlichen dem Werk von Hiltgund Jehle *Ida Pfeiffer – Weltreisende im 19. Jahrhundert* (Jehle 1989, insbesondere 19-38).

Berlin als erster Frau die Ehrenmitgliedschaft.² Auch die Umbettung ihrer Gebeine in ein Ehrengrab des Wiener Zentralfriedhofes im Jahr 1892 zeugt von ihrer Berühmtheit, zumal Ida Pfeiffer als erster Frau diese Ehre zuteilwurde, wenn auch erst 34 Jahre nach ihrem Tod.³

Die Texte Ida Pfeiffers erfuhren aus unterschiedlichen Aspekten Beachtung. Insbesondere ihre Leistung „als Vorkämpferin der Frauenemanzipation“⁴ hat Forschungsinteressen geweckt.⁵ Der hier vorliegende Beitrag befasst sich mit der Frage, ob sich die Darstellung des Erlebten in den einzelnen Texten Ida Pfeiffers unterschiedlich gestaltet und diese Unterschiede als Ergebnis einer jeweils rezipientenorientierten Darstellung angesehen werden können. Eine solche könnte beispielsweise durch den Wunsch nach Verbesserung ihrer finanziellen Lage motiviert sein, die durch eine Steigerung der Verkaufszahlen ihrer Bücher zu erreichen gewesen wäre, denn Ida Pfeiffers private Möglichkeiten ließen auf ihren Reisen keinerlei Luxus zu. Stattdessen war sie von ihrer ersten Reise an auf die Großzügigkeit und Unterstützung derer angewiesen, denen sie unterwegs begegnete.⁶ Ausschlaggebend könnte aber auch der Wunsch nach Anerkennung als Reisende und Wissenschaftlerin gewesen sein, der nach Stamm in einer Selbst-Heroisierung Ida Pfeiffers zum Ausdruck kommt: „Sie [Pfeiffer] strebt vielmehr durch die Selbstkonstruktion als heroische Figur nach der Teilnahme am europäischen Projekt der Aneig-

² Vgl. Jehle 1989, 33.

³ Ebd., 37.

⁴ Buch 1991, 92. Buch spricht außerdem von ihrem „Kampf um soziale Gleichberechtigung“ (ebd., 95) und ihrem „entschiedene[n] Eintreten für Menschenrechte und sozialen Fortschritt“ (ebd., 97).

⁵ Vgl. hierzu insbesondere Stamm 2010 und Jehle 1989. Ulrike Stamm sieht die Reiseberichte Ida Pfeiffers „als systematische Auseinandersetzung mit dem Vorurteil weiblicher Reiseunfähigkeit“ (Stamm 2010, 138). Die Selbstdarstellung „im Modus des Heroischen“ sei entsprechend als Versuch zu lesen, „die grundsätzliche Annahme der Unmöglichkeit weiblicher Mobilität zu widerlegen“ (ebd.). Hiltgund Jehle formulierte aus Pfeiffers Rolle als Identifikationsfigur für andere Frauen ihrer Zeit heraus den Begriff des Feminazentrismus, auch wenn das Ausfüllen einer solchen Rolle nie Ziel Pfeiffers gewesen sei (Jehle 1989, 201ff. u. 222).

⁶ Vgl. auch Michaels 2012, 63.

Aus der ihr zugeschriebenen Rolle als Vorkämpferin der Frauenemanzipation heraus wäre vor allem denkbar, dass Ida Pfeiffer besonders ihr weibliches Publikum anzusprechen versuchte.

nung und Kolonisierung der Welt.“⁷ Dieses europäische Projekt, zu dem Ida Pfeiffer Einlass begehrt habe, war ein Projekt der männlichen Reisenden und Kolonisatoren, und ihr Vorgehen habe, konträr zur Figur der emanzipatorischen Vorreiterin, die Aufgabe ihrer Weiblichkeit bedeutet.⁸

Antworten auf die formulierte Frage werden in den Texten zu Ida Pfeiffers Aufhalten auf Borneo und Sumatra während ihrer zweiten Weltreise, im Wesentlichen beschränkt auf die Eindrücke während ihrer Wanderungen, gesucht. Diese Ausschnitte ihrer Reise nahmen in mehreren Formen literarische Gestalt an: Zunächst berichtet sie über ihre Erlebnisse in an unterschiedliche Adressaten gerichteten Reisebriefen.⁹ Außerdem veröffentlichte sie ihre Eindrücke 1856 in einer vierbändigen Ausgabe mit dem Titel *Meine zweite Weltreise*. Darüber hinaus existiert ein den Aufenthalt in Sumatra betreffendes Vortragsmanuskript.¹⁰

Im Folgenden werden die genannten Texte in einem *close reading* auf Elemente einer *rhetoric of othering* hin analysiert, um beispielsweise polarisierende Konstruktionen von Stigmatisierungen oder dichotome Oppositionspaare zu identifizieren. In den für diese Untersuchung ausgewählten Texten erfolgt dies, einige Inhalte vorwegnehmend, vor allem über den Begriff des Kannibalismus, der eines der wirkmächtigsten Konzepte des Kolonialismus im pazifischen Raum darstellt, durch das sich die Möglichkeit bietet, Indigene als unmenschlich und abartig zu klassifizieren. Es handelt sich darüber hinaus um einen Begriff, der eine deutliche Grenzziehung zwischen Zivilisation und Primitivismus markiert, zwischen dem beherrschenden und dem beherrschten Subjekt also, personifiziert durch die Begrifflichkeit des Wilden und Abartigen.¹¹

⁷ Stamm 2010, 139-140.

⁸ Vgl. ebd., 146f. Auch Schutte Watt kommt zu dem Ergebnis, dass Ida Pfeiffer – außer im ersten Bericht über die Reise in das Heilige Land – explizit männliche Anerkennung für ihre Reise-Leistungen gesucht habe (vgl. Schutte Watt 1991, 344).

⁹ Eine Zusammenstellung der Briefe Ida Pfeiffers liegt überarbeitet und herausgegeben von Gabriele Habinger vor (Pfeiffer u. Habinger 2008). Über die Erlebnisse auf Borneo und Sumatra umfasst diese Herausgabe insgesamt zwölf Briefe, die für den Zeitraum 17. Dezember 1851 bis 30. Mai 1853 datiert sind.

¹⁰ „Reise auf Sumatra zu den Cannibalen“, in: Pfeiffer u. Habinger 2008, 140-146.

¹¹ Vgl. Ashcroft, Griffiths u. Tiffin 2009, 26f.

Die Beantwortung der Ausgangsfrage wird durch Einzelfragen zum Beispiel nach Veränderung der Darstellung auf Grund von Aspekten wie Lesererwartung auch oder gerade im Hinblick auf gängige Stereotype, oder nach dem Auffinden kolonialdiskursgeprägter Aussagen unter Berücksichtigung der jeweiligen Adressatenkreise ihrer Schriften möglich.

II Der Aufenthalt auf Borneo

Der erste relevante Brief aus Borneo datiert vom 01. Januar 1852 und ist an Joseph Winter, einen Freund Ida Pfeiffers, adressiert. Sie schreibt:

Ich befinde mich jetzt auf Borneo und will diese Insel von mehrfachen Seiten besuchen. Ohne Gefahr wird es freilich nicht abgehen, ich werde gleich jetzt auf meiner nächsten Wanderung mit Menschenfreßern zusammenstoßen. Ich hoffe mein Fleisch wird ihnen schon zu alt sein, sie lassen mich gewiß laufen, auch sagt man allgemein, daß sie nur die im Kriege erschlagenen Feinde dieser Ehre werth finden. Auch hält man diese Cannibalen für so artig daß sie einer hülflosen Frau nichts anhaben werden.¹²

Kernpunkt des Schreibens ist die erwartete Begegnung mit Indigenen, die unmissverständlich als Kannibalen klassifiziert werden. Die Situation Ida Pfeiffers wird über die fest im kolonialen Diskurs verankerte Dichotomie Wilder – Zivilisierter hinaus durch das Gegensatzpaar Kannibale – hilflose Frau pointiert, in dem das Adjektiv hilflos beim Leser den Eindruck der Machtlosigkeit der Frau angesichts der unbekanntenen Begegnung evoziert und den Eindruck der Gefahr, der Ida Pfeiffer sich aussetzt, verstärkt.

Im zweiten Brief an J. Winter, datierend vom 13. Mai 1852, äußert sie sich bezüglich der Anthropophagie zurückhaltender. Hier ist die Rede von den „freien, unabhängigen Dayaks, ein wilder Stamm [,] unter denen es noch Menschenfreßer geben soll.“ Kannibalismus ist nicht mehr Gewissheit, sondern Möglichkeit. Chronologisch betrachtet wird dieser Brief von ihr nach ihrer Reise zu den „Menschenfreßern“ verfasst, der erste dagegen vor Aufbruch. Die Veränderung könnte darauf zurückzuführen sein, dass Ida Pfeiffer unterwegs Kannibalismus nicht bestätigt findet, von der hypo-

¹² Pfeiffer u. Habinger 2008, 88.

thetischen Möglichkeit aber nicht vollkommen abweichen will oder kann. Es scheint, als habe sie die Ankündigungen im ersten Brief auf Grund einer diskursiven Vorprägung formuliert, diese dann aber im Laufe ihrer Reise revidiert und statt dessen eine Bezeichnung gewählt, die auf eigenen Beobachtungen basiert. In diesem wie auch in späteren Briefen greift sie von Beginn an zur Bezeichnung „Köpfeabschneider“, auch wenn sich aus ergebnisorientierter Sicht der Unterschied nur graduell manifestiert, da das Köpfe-abschneiden ähnlich konnotiert ist. Besonders bedeutsam wird diese Beobachtung, wenn man feststellt, dass im Reisebericht die Bezeichnungen Menschenfresser oder Kannibale für die Bevölkerung auf Borneo kein einziges Mal von ihr verwendet werden. Hier scheint immerhin ein Verzicht auf das ganz besonders Spektakuläre auf Grund eigener Erfahrungen zu erfolgen. Eventuelle Leserorientierung scheint jedenfalls keine so große Rolle zu spielen, dass ihretwegen eigene Beobachtungen ohne Konsequenz in der Darstellung blieben, ganz lösen kann sie sich aber auch weiterhin nicht. Im Brief vom 03. Juni 1852 schreibt sie:

Was habe ich wieder erlebt, gesehen und durch den Beistand einer höheren Macht glücklich überstanden. Ich war auf Borneo und bin mitten durch die unabhängigen Dayaks gewandert, die als Köpfabshneider höchst berühmt, als Menschenfresser von manchen Reisenden geschildert werden. Die erstere Eigenschaft kann ich nur zu sehr bekräftigen, ich sah der Köpfe noch bei dutzenden in den Hütten der Dayaks hangen; ja, nicht selten brachte ich die Nächte neben diesen Trophäen schlafend zu. Der Ehrenplatz in einer Dayak Wohnung ist unmittelbar an der Stelle über welcher die Köpfe hängen. Die ersten Paar Nächte konnte ich denn wohl wenig Schlaf finden, doch mit der Zeit gewöhnt man sich an Alles.¹³

Erneut nennt sie zwar nicht mehr den Kannibalismus als Fakt, spielt aber weiterhin zumindest hypothetisch mit dieser höchstmöglichen Form der Gegensätzlichkeit, die sich in der Konfrontation mit der Anthropophagie manifestiert.

Im Grenzgebiet des kolonialen Einflusses sieht sie „zwei erst kürzlich abgeschnittene Menschenköpfe.“¹⁴ – „[E]in fürchterlicher Anblick, den ich

¹³ Ebd., 97.

¹⁴ Pfeiffer 1856a, 89.

nicht leicht vergessen werde.“¹⁵ Der Schilderung der Reaktion der Indigenen (die Schädel werden angespuckt und geschlagen), schließt sich ein gedanklicher Einschub über Verhalten und Vorgehen der Europäer an, das in Relation zu dem zuvor beschriebenen der Indigenen gesetzt und im Ergebnis als noch barbarischer verurteilt wird:

Nicht eine kleine, elende Hütte, gleich den rohen, unwissenden Dayakern, sondern geräumige Hallen, die größten Paläste, könnten manche berühmte Männer Europa's mit den Köpfen schmücken, die ihren herrschsüchtigen und ehrgeizigen Plänen zum Opfer gefallen sind!¹⁶

Hierbei handelt es sich jedoch nicht um eine Kritik am Kolonialismus, sondern um eine allgemeine Kritik an Krieg und Machtmissbrauch, denn sie schwärmt weiterhin von der Umsetzung der kolonialen Idee:

Was könnte aus beiden Ländern geschaffen werden [gemeint sind Borneo und Brasilien, Anm. C.E.], wären sie mit friedlichen, arbeitsamen Menschen bevölkert! Leider ist dies nicht der Fall; Eingeborene sind nur wenige, und diese denken mehr an Krieg und Zerstörung, als an Kultur und Arbeit, und die weißen Ansiedler schließt theilweise das Klima aus.¹⁷

Bezüglich der äußeren Erscheinung der Indigenen weicht Ida Pfeiffer nicht von den gängigen Stereotypen der damaligen Zeit ab. So schreibt sie z.B. in ihrem Reisebericht: „Manche Reisende behaupten, daß die freien Dayaker schöne Leute sind. Ich kann höchstens sagen, daß ich sie etwas minder häßlich fand als die Malaien.“¹⁸

¹⁵ Pfeiffer 1856a, 90.

¹⁶ Ebd., 90f.

¹⁷ Ebd., 100.

¹⁸ Ebd., 117f. Die auffallende weil immer wiederkehrende Betonung von Hässlichkeit und Minderwertigkeit der fremden Völker wird in der Sekundärliteratur vielfach hervorgehoben, vgl. zum Beispiel Buch 1991, 97f.; außerdem Michaels 2012, 64. Die vermeintliche Minderwertigkeit des Lebensraumes Tropen zeigt sich in Ida Pfeiffers Texten darüber hinaus in Formulierungen wie: „Die Umgebung von Sarawak ist lieblich und wird durch die wenigen Europäischen Häuser verschönert, [...]“ (Pfeiffer 1856a, 71) oder: „Einige Vögel sangen, zwar nicht mit so gewandter Kehle wie in Europa, allein für ein Tropenland artig genug; [...]“ (Pfeiffer 1856b, 8) und passen somit in den Erwartungshorizont des typischen Lesers.

Im Januar kommt es zum spannenden Höhepunkt ihres Borneo-Aufenthaltes. Als Erste liest Pfeiffers Freundin Eliese hierüber:

Auf Borneo hatte ich schon so manches schaurige und auch lächerliche erlebt. Unter den wilden Dayaks war ich keines Tages meines Lebens sicher, ich mußte durch einige dieser Stämme, die im Kriege begriffen waren, die selbst mein Prahus [:langes Boot:] für ein feindliches ansahen, und ein gräßliches Kriegsgesang und eine höllische Musik begannen. Im Nu war ich von vielen Caanots umzingelt und von allen Seiten drangen sie auf mein Prahus, und nur die Flagge des Rajah Brooke, die ich schnell aufhieben ließ, rettete mich und meine Bootleute.¹⁹

Mehr erfährt Eliese nicht. Wie schon in anderen Briefen betont Pfeiffer zwar die Gefahr, in der sie sich befand oder in die sie sich begibt. Allein im Reisebericht schildert sie auch ihre Angst und die Begegnung im Detail. Zunächst deutet sie proleptisch auf diesen Höhepunkt hin, indem sie beginnt:

Meine Reise unter den wilden Dayakern ging so ohne alle Gefahr und Schwierigkeiten vor sich, obwohl ich manchmal Ursache hatte, das Schlimmste zu fürchten, daß ich schon anfang, mich einer gänzlichen Sorglosigkeit hinzugeben. Heute sollte ich eines andern belehrt werden.²⁰

Rettung erfolgt allein aus dem Umstand, dass ihre Angreifer die Fahne ihres Beschützers James Brooke erkennen und deshalb von weiteren Feindseligkeiten absehen, ein Verhalten, das sie auf Dankbarkeit der Indigenen diesem gegenüber zurückführt: „Man sieht daraus, wie dankbar die wilden Völker sind, wenn man es wirklich gut und aufrichtig mit ihnen meint.“²¹ Damit impliziert sie gleichzeitig den Vorwurf des unlauteren Umgangs von Seiten der Europäer, den sie noch häufiger thematisieren wird.

Über die Charaktereigenschaften der Indigenen dagegen äußert sie sich insgesamt durchgehend positiv. Entsprechend fällt ihr Fazit über ihren Aufenthalt auf Borneo aus: „Ich muß gestehen, daß ich gerne noch länger unter den freien Dayakern gereist wäre. Ich fand sie überaus ehrlich, gut-

¹⁹ Pfeiffer u. Habinger 2008, 89.

²⁰ Pfeiffer 1856a, 103.

²¹ Ebd., 106.

müthig und bescheiden, ja ich setze sie in diesen Punkten über alle Völker, die ich bisher kennen gelernt habe.“²²

III Der Aufenthalt auf Sumatra

Der Aufenthalt auf Sumatra stellt für Ida Pfeiffer den Höhepunkt ihrer Reisen dar. In ihrem Reisebericht vermerkt sie, „daß diese Reise die interessanteste von allen war, die ich gemacht habe“.²³

Ihr Brief vom 12. September 1852 an August Petermann ist der erste, den sie über ihre dortigen Erlebnisse verfasst. Dieses Schreiben fällt bereits durch die Ausführlichkeit der Darstellung auf. Dies sowie die Veröffentlichung im darauffolgenden Jahr in der Zeitschrift *Carinthia. Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung*²⁴ lassen darauf schließen, dass eine Publizierung vorab geplant war.²⁵ Der einleitende Satz „Nun, lassen Sie mich Ihnen von meiner letzten Tour unter die Menschenfresser von Sumatra erzählen“²⁶, erinnert mit dem einleitenden Gedanken der Anthropophagie an die ersten Briefe von Borneo. Wie schon dort wird auch hier durch die Verwendung des Begriffs „Menschenfresser“ zunächst die Spannung gesteigert und eine kategorisierende Abgrenzung vollzogen. Ebenso verfährt Pfeiffer in ihrem Vortragsmanuskript: Nach einführenden Worten über das Reisen im Allgemeinen beginnt sie: „Die wildesten Bewohner dieser Insel sind die Battaker, welche sich im Norden Sumatras befinden und Canibalen sind.“²⁷ Mit diesem Satz führt Ida Pfeiffer den Leser in eine surreale Welt, wodurch nicht nur eine Abgrenzung vom Gegenüber, sondern eine völlige Loslösung aus der realen Welt und ihrer Vorstellbarkeiten erfolgt. Die Worte „[s]o ausgerüstet ging ich mit festem

²² Ebd., 116.

²³ Pfeiffer 1856b, 2

²⁴ Pfeiffer 1853, 155f.

²⁵ Das Original des Briefes ist laut Habinger nicht mehr erhalten, weshalb in der Herausgabe der Briefsammlung die publizierte Fassung veröffentlicht wird (vgl. Pfeiffer u. Habinger 2008, 98); im vorliegenden Beitrag erfolgt die Zitation nach der Ausgabe der *Carinthia*.

²⁶ Pfeiffer 1853, 155; Pfeiffer u. Habinger 2008, 99.

²⁷ Pfeiffer u. Habinger 2008, 140.

Vertrauen auf Gott meinem gefährlichen Ziele entgegen²⁸ unterstreichen sowohl Schicksalsergebenheit wie auch Wagemut der Reisenden. Gleichzeitig dienen sie als Einleitung zu den Erlebnissen in der unbekanntem Wildnis und haben somit narrativen Charakter. Es folgt die Schilderung eines Tanzes, „der nur zu Ehren eines zum Tode verurteilten Menschen gefeiert wird“²⁹ und von dem sie in ihrem Reisebericht angibt, dass die Indigenen ihn erst auf ihre dringende Bitte hin aufgeführt hätten.³⁰ Sie selbst nennt die Darbietung eine „Vorstellung“ und schildert den Ablauf dann auch entsprechend mit Wiedergabe der pantomimischen und tänzerischen Darstellung, wodurch die Grenze zwischen Fantasie und Wirklichkeit einer praktizierten Anthropophagie und dem damit einhergehenden Grauen durchlässig bleibt. Im Reisebericht bemerkt sie später: „Freilich war dies nur ein Spiel; ganz anders mag es sich verhalten, wenn ein wirklicher Mensch getötet wird.“³¹ Damit überlässt sie es dem Leser, wie weit er sich von seiner Fantasie in das Unvorstellbare hineinragen lässt. Die Besonderheit der Tatsache, dass sie ihre Reise unter den Battakern überlebt hat, wird in dem Brief an August Petermann durch das Schicksal zweier Missionare unterstrichen, die im Jahr 1835 „dasselbst getötet und aufgefressen worden waren“.³² Ergänzend fällt die Schilderung der äußeren Erscheinung ihrer Gegenüber aus: „Die Leute waren groß und stark, von häßlicher Gesichtsbildung; sie hatten große Mäuler mit ganz besonders stark hervorstehenden Oberkiefern, die nicht selten mit vorragenden Fangzähnen besetzt waren.“³³ Das Wissen um das Schicksal der Missionare scheint bei Ida Pfeiffer die Wahrnehmung der Indigenen als raubtierartige Wesen zu evozieren. Noch deutlicher formuliert sie im Reisebericht:

Die Leute sahen über alle Beschreibung wild und fürchterlich aus. Sie waren groß und kräftig, viele an sechs Fuß hoch, die Gesichtszüge leidenschaftlich bewegt, was sie noch viel häßlicher machte – das große Maul

²⁸ Pfeiffer 1853, 155.

²⁹ Ebd., 156.

³⁰ Vgl. Pfeiffer 1856b, 68.

³¹ Ebd., 69.

³² Pfeiffer 1853, 156.

³³ Ebd.

mit den hervorstehenden Zähnen glich wahrlich mehr dem Rachen eines wilden Thieres als einem menschlichen Munde.³⁴

Der Leser muss hier das Tier nicht mehr aus der Existenz der Fangzähne assoziieren. Ida Pfeiffer identifiziert die Animalität der Indigenen und zieht mit Hilfe einer deutlich erkennbaren rhetoric of othering eine Grenze, bei der die Beschreibung noch über den bipolaren Gegensatz Wilde – Zivilisierte hinausgeht. Diese Raubtiermenschchen Sumatras scheinen Ida Pfeiffer an jedem Dorfeingang zu empfangen und jeweils zur Begrüßung „[...] an ihren Armen [zu nagen], um mir zu verstehen zu geben, daß man mich auffressen wolle.“³⁵ Im Brief vom 14. Mai 1853 an Joseph Winter erscheint diese Szene ausdrucksvoller:

Ich glaube was die Reise auf Sumatra betrifft, so werden Sie schon so manches darüber gehört haben, es war eine der gefährlichsten und beschwerlichsten, die ich je unternommen hatte. Wie oft ich da in Lebensgefahr schwebte, von den Batakern getödtet und gefressen zu werden, kann ich kaum zählen. So oft ich in eines ihrer Dörfer kamm wiesen sie mir an die Kehle, und machten dabei die Minen des Freßens!³⁶

Noch ausgeschmückter findet sie sich im Reisebericht wieder:

Einige Rajah's traten auf mich zu, mir mit Worten und Zeichen drohend, daß, wenn ich nicht umkehre, man mich tödten und verzehren würde. Die Worte verstand ich nicht; aber die Zeichen ließen mir keine Zweifel, denn sie wiesen mit einem Messer an den Hals, mit den Zähnen an die Arme und bewegten die Zahnkiefer, als hätten sie den Mund schon voll von meinem Fleische.³⁷

Ida Pfeiffers Schriften zufolge wird der Wunsch nach Antropophagie nicht nur durch die Interpretation erlebter Situationen deutlich. Im Reisebericht ist zu lesen:

³⁴ Pfeiffer 1856b, 74.

³⁵ Pfeiffer 1853, 156.

³⁶ Pfeiffer u. Habinger 2008, 110.

³⁷ Pfeiffer 1856b, 75.

Ich befand mich nun schon mitten unter den Battakern; jedoch könnte man diese die ‚gezähmten‘ nennen, da sie unter der holländischen Regierung stehen (seit zehn Jahren) und daher natürlich ihrer Begierde nach Menschenfleisch entsagen müssen.³⁸

In den sachlich-nüchtern erscheinenden Stil des Berichtes mischt sich hier die affektive Formulierung von der „Begierde nach Menschenfleisch“, bei der nicht ersichtlich ist, ob sie entsprechend dieses Stils als sachliche Information oder aber als punktuell gesetzte, auf Sensation zielende Befriedigung eines Leserinteresses gedacht ist. An anderer Stelle heißt es: „Die Rajah’s versicherten mir mit höchst begehrliehen Mienen, daß Menschenfleisch sehr gut schmecke und daß sie es gerne essen würden.“³⁹ Ida Pfeiffer stilisiert sich so zur Expertin mit Wissen aus erster Hand, die den Kannibalismus als Tatsache bestätigen zu können glaubt. Das Vorgehen der Indigenen den Missionaren gegenüber wird von ihr auf frühere, brutale Missionierungsversuche zurückgeführt und somit als angemessen beurteilt. Die natürlich erscheinende, finale Konsequenz findet sich in der Formulierung wieder, die sich wie eine sachlich mitgeteilte Selbstverständlichkeit liest: „Als hierauf die amerikanischen Missionäre als Religionslehrer in ihr Land kamen, geriethen die Battaker in große Wuth, sahen in ihnen neue Religionsquäler, mordeten sie und fraßen sie auf.“⁴⁰ Gerade durch diesen Charakter der Selbstverständlichkeit durch die Darstellung vermeintlich natürlichen Verhaltens wird das eigentlich Unsagbare des Vorgangs noch verstärkt. In ihrem Vortrag nennt sie als Auslöser für diese natürliche Reaktion das Verhalten der Weißen, die diesen Kindern der Natur nicht mit der entsprechenden „Liebe, Güte, besonders aber mit Rechtlichkeitssinn“⁴¹ begegneten. Der Antagonismus zwischen diesem Auftreten und den christlichen Grundsätzen führt sie zu dem Fazit, die „Wilden“ „als bessere, edlere und hochherzigere Menschen zu betrachten, als den großen Haufen meiner weißen Mitgeschöpfe.“⁴²

³⁸ Ebd., 28. In ihrem Vortrag definiert sie die „sogenannten gezähmten Battaker, d. sind solche, die noch unter holl: Regierung stehen“ (Pfeiffer u. Habinger 2008, 141).

³⁹ Ebd., 32.

⁴⁰ Ebd., 31.

⁴¹ Pfeiffer u. Habinger 2008, 144.

⁴² Ebd., 145.

Der Reisebericht liefert schließlich detaillierte Angaben zur Praxis von Anthropophagie und Folter:

Die Rajah's, so wie viele aus dem Volke, riethen mir die Reise ab. Da ich jedoch fest dazu entschlossen war, fragte ich nur, ob es wahr sei (wie manche Reisebeschreibungen behaupten), daß die Battaker die Leute nicht gleich tödteten, sondern lebend an Pfähle bänden, ihnen das Fleisch stückweise vom Körper schnitten und es warm mit Tabak und Salz verzehrten. Dieses langsame Hinmorden hätte mich doch ein wenig abgeschreckt. Aber man betheuerte mir einstimmig, daß dies nur mit jenen geschähe, die schwerer Verbrechen wegen zum Tode verurteilt seien.⁴³

In der scheinbaren Abmilderung des Unglaublichen – der Verneinung der Folter – liegt gleichzeitig die Steigerung des Entsetzens, da im nächsten Satz deutlich wird, dass die Abmilderung sich nur auf Ida Pfeiffers mögliches Schicksal, nicht aber auf die Abartigkeit selbst bezieht, die ganz im Gegenteil durch die Beteuerungen der Battaker aus der Sphäre des zwar Unglaublichen, aber doch Möglichen in die der Tatsachen gehoben wird. Sie fährt fort:

Die Kriegsgefangenen werden an einen Baum gebunden und enthauptet; dann fängt man ihr Blut sorgfältig auf und trinkt es warm oder verzehrt es mit gekochtem Reis gemischt. Hierauf geht es an die Theilung. Die Ohren, die Nase, die Leber und die Fußsohlen sind ein ausschließendes Vorrecht des Rajah's, der außerdem noch seinen Antheil an dem Körper erhält. Die schmackhaftesten Theile sind die Fußsohlen, daß Innere der Hand, das Fleisch am Kopfe, daß Herz und die Leber. Gewöhnlich rösten sie das Fleisch und verzehren es mit Salz. Den Weibern ist es nicht erlaubt, an diesem Festessen Theil zu nehmen.⁴⁴

Im Brief an August Petermann erfolgt keine detaillierte Schilderung dieser Vorgänge, dort wird lediglich das Wissen um die schmackhaftesten Körperteile mitgeteilt. Ursache dieser Auslassung könnte aber ebenfalls Rezipientenorientierung sein. Möglich wäre beispielsweise eine Form der Rücksichtnahme auf den Leser, da die Zeitschrift gerade in den Aspekten Unterhaltung und Belehrung (denen sich die *Carinthia*, wie in ihrem Titel

⁴³ Pfeiffer 1856b, 31.

⁴⁴ Ebd., 31f.

vermerkt, verpflichtet sah) unter Umständen ein anderes Publikum anzog als die Reiseberichte.⁴⁵

Nach dem Exkurs über die Praktiken des Menschenfressens wechselt sie in ihrem Reisebericht übergangslos und ohne Bewertung zur Beschreibung religiöser Gebräuche. Auch hier fällt wieder der nüchtern-sachliche Stil auf. Mit dieser Art der Berichterstattung evoziert Ida Pfeiffer den Eindruck, es handle sich bei den Modalitäten des „Tödtens“ und „Auf-fressens“ wertneutral um einen Aspekt unter vielen. Im Verlauf des Vortrages wird lediglich an einer Stelle die „unnatürliche [...] Lüsterheit nach Menschenfleisch“⁴⁶ der Battaker erwähnt. Keine Erwähnung finden die Folterungen und das Aufteilen des Körpers, und das, obwohl es sich gerade hierbei um den sensationellsten Teil ihrer Schilderungen handeln dürfte. Stattdessen legt sie den Schwerpunkt ihres Vortrages auf die Gastfreundschaft, die ihr zuteilwird, sowie den hohen Grad an Kultiviertheit, der sich in so unterschiedlichen Bereichen wie Landwirtschaft und Kunst wie auch den Fertigkeiten Lesen und Schreiben äußere. Am Ende resümiert sie:

Ehe ich von den Battakern gä[n]zlich scheid, kann ich nicht umhin meine Verwunderung über diese Leute auch dahin auszusprechen, daß ich sie mir als Canibalen in jeder Hinsicht sehr tief stehend dachte und – einige Punkte ausgenommen, ganz das Gegentheil fand.⁴⁷

Außerdem spezifiziert Ida Pfeiffer in ihrem Vortragsmanuskript die Angaben zu ihren Beweggründen für ihre Reise über eine Abenteuerlust hinaus als ein Interesse an der emphatischen Humanität der Battaker. Sie reise

[n]icht um sagen zu können, „dass ich auch unter Canibalen war“ [,] das wäre die Eitelkeit wahrlich nicht werth gewesen, wohl aber wünschte ich mich zu überzeugen und zu belehren, ob die Canibalen wirklich gar so bö-

⁴⁵ Zwar schreibt Michaels in ihrem Beitrag, Pfeiffer habe in ihrem Brief an Petermann darauf hingewiesen, der Kannibalismus erfolge als Ritualhandlung (vgl. Michaels 2012, 64), eine entsprechende Aussage findet sich aber in der genannten Veröffentlichung der *Carinthia* nicht.

⁴⁶ Pfeiffer u. Habinger 2008, 145.

⁴⁷ Ebd.

se und jedem menschlichen Gefühle entfremdet seien, wie die meisten Reiseberichte melden.⁴⁸

Ihre Suche scheint erfolgreich, sie kommt zu dem Ergebnis, „[...] daß die Wilden durchgehends bessere Menschen sind, als die meisten Reisenden schildern.“⁴⁹

Es ist zumindest in Erwägung zu ziehen, ob dieses neu hinzugekommene anthropologische Interesse nicht mehr einer Rezipientenorientierung als einer intrinsischen Motivation entspricht. Letztendlich war Ida Pfeiffer jedenfalls wohl weniger an einem interkulturellen Dialog interessiert, denn am – von Indigenen – ungestörten Reisen durch unbekanntes Land. Zwar bilden die Begegnung mit den wilden Völkern und die daraus entstehenden Gefahren, die sie erwartet und in Kauf nehmen will, den Kern ihres Reiseverlangens, ein darüber hinausgehender interkultureller Kontakt scheint aber nicht eingeschlossen.⁵⁰ In ihren Äußerungen über Sumatra zeigt sich außerdem ihr Festhalten am kolonialen Auftrag der Europäer:

Welch herrliches Land könnte nicht daraus werden! Bis jetzt ist es verhältnißmäßig menschenleer und, die wenigen Pflanzungen ausgenommen, unkultivirt. [...] Man sollte glauben, daß ein Theil von Sumatra ein günstiges Land für Europäische Auswanderer wäre. [...] Gewiß würde hier, wo die Natur so reich ist, mit Nachhilfe der Kultur Großartiges zu schaffen sein.⁵¹

Diese Entwicklungsförderung ist allerdings nicht ihr Auftrag, sie möchte ungestört von der Urbevölkerung reisen und Exponate sammeln: „Da will ich dann nur all meine gesammelten Schätze an Insecten, Fischen, Schlangen, Elephanten, Rhinocerosen einpacken und dem indischen Archipel ein Schnippchen schlagen und weiter ziehen. – wohin? Das weiß ich jetzt

⁴⁸ Ebd., 141.

⁴⁹ Ebd., 144.

⁵⁰ Zur ablehnenden Einstellung Pfeiffers beim Zustandekommen unumgänglicher Kontakte vgl. Jehle 1989, 182f. Stamm schreibt ebenfalls, dass es Ida Pfeiffer weniger um einen intensiven Kontakt mit den Indigenen als um das Ziel möglichst weiter Reisen geht (vgl. Stamm 2010, 148; vgl. außerdem auch Schutte Watt 1991, 341). Einzig Michaels vertritt die Auffassung, Pfeiffer sei immer an unmittelbaren Kontakten mit den Indigenen interessiert gewesen (Michaels 2012, 63).

⁵¹ Pfeiffer 1856b, 44f.; vgl. auch Anm. 18.

noch nicht zu sagen.“⁵² Letztendlich gelingt es ihr, so weit wie vor ihr kein Europäer zu kommen, „ohne feindlich behandelt, das heißt getötet und aufgegessen worden zu sein“.⁵³ Ihr eigentliches Ziel erreicht sie jedoch nicht, da ihren indigenen Führer der Mut verlässt.

IV Fazit

Zusammengefasst ergeben sich in der Gegenüberstellung der einzelnen Texte folgende Beobachtungen: Die koloniale Expansion wird durchgängig moralisch legitimiert, aber durchaus in ihrer Durchführung kritisiert. Stereotype zu Hässlichkeit und Unreinheit der Indigenen werden sowohl im Reisebericht als auch in den Briefen tradiert, im Vortrag aber zu Gunsten der Hervorhebung einer Kultiviertheit der Battaker weitgehend vermieden.⁵⁴ Vor allem die Unterschiede in der Schilderung bezogen auf das Konzept des Kannibalismus sowie in den Folterdarstellungen sind auffallend. Gerade im Reisebericht wird entsprechenden Passagen Raum gegeben, was sicher die Erfüllung einer Lesererwartung, ein Eingehen auf Bedürfnisse nach Sensationellem und Andersartigem, bedeutet. Schwieriger dagegen ist die Einordnung des Verzichts auf diese Passagen gewissermaßen zu Gunsten einer Humanisierung der Battaker im Vortrag. Vorträge dieser Art wurden in der Regel vor einem wissenschaftlichen Publikum wie zum Beispiel der Gesellschaft für Erdkunde o.ä. gehalten, so dass mit Blick auf diese Einordnung der Rezipienten und Pfeiffers ausschließlich hier geäußerte Behauptung, die Suche nach der emphatischen Humanität der Indigenen sei Motivation für ihre Reisen, doch ebenfalls rezipientenorientiert erscheint. Unterstrichen wird diese Vermutung dadurch, dass Pfeiffer die Kultiviertheit der Battaker zwar auch in ihrem Reisebericht erwähnt, hier am Ende aber schreibt, dass sie „in vielen Dingen andern wilden Völkern voraus [sind]: sie lesen und schreiben, ihre Gesetze sollen im allgemeinen sehr gut und zweckmäßig sein, – bei alle

⁵² Pfeiffer u. Habinger 2008, 112.

⁵³ Pfeiffer 1856b, 77.

⁵⁴ Dagegen wird das Stereotyp der Kindlichkeit im Vortrag sehr stark hervorgehoben, vgl. Pfeiffer u. Habinger 2008, 142-144.

dem aber sind sie Menschenfresser“.⁵⁵ Die Anthropophagie bleibt letztendlich das Merkmal, das trotz positiver Charaktereigenschaften und Fertigkeiten über die Zugehörigkeit zu Zivilisiertheit oder Primitivismus entscheidet.

Die eingangs angesprochene Macht des *othering* wird also durch die binäre Konstruktion des Gegenübers mithilfe unterschiedlicher Stereotype, aber auch oder sogar besonders durch eine zwar vordergründig positive Darstellung, dann aber der Setzung eines entsprechenden Schlusspunktes (als *rhetoric of othering*) erkennbar, da gerade dieses Beispiel aufzeigt, wie die Nennung nur eines Merkmals ausreicht, um eine völlige Abgrenzung zu erreichen.

Insgesamt betrachtet scheint es somit durchaus eine rezipientenorientierte Darstellung im Sinne des herrschenden kolonialen Diskurses zu geben, allerdings nicht in der Form, in der dies zunächst zu erwarten wäre. Ida Pfeiffer verzichtet weitgehend auf die Möglichkeiten einer sensationsorientierten Berichterstattung. Entsprechend der These Stamms, nach der Ida Pfeiffer eine Selbst-Heroisierung betreibt, um ihre Position in der männlich dominierten Welt des kolonisierenden Europa zu erobern bzw. zu behaupten⁵⁶, strebt sie nach Anerkennung ihrer Leistung nicht so sehr beim allgemeinen Lesepublikum, sondern bei Forschern und Wissenschaftlern, was besonders in der Betrachtung ihres Vortragsmanuskripts deutlich wird: Hier gelingt es ihr, durch die Formulierung eines wissenschaftlichen Reiseinteresses und die Präsentation entsprechender Beobachtungen den aktuellen kolonialen Diskurs mit neuen Akzenten zu versehen und eine eigene Position für sich in Anspruch zu nehmen.

⁵⁵ Pfeiffer 1856b, 34.

⁵⁶ Vgl. oben, Anm. 8.

Literaturverzeichnis

Ashcroft, Bill, Griffiths, Gareth u. Helen Tiffin: *Post-colonial studies. The key concepts*, London/New York 2009.

Brenner, Peter: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur – Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Tübingen 1990.

Buch, Hans Christoph: *Die Nähe und die Ferne*, Frankfurt/M. 1991.

Jehle, Hiltgund: *Ida Pfeiffer, Weltreisende im 19. Jahrhundert – zur Kulturgeschichte reisender Frauen*, Münster/New York 1989.

Michaels, Jennifer: „Ida Pfeiffer’s Travels in the Dutch East Indies and Madagascar“, in: *Austrian Studies* 20 (2012), 60-74.

Pfeiffer, Ida: „Ein Schreiben der Frau Ida Pfeiffer“, in: *Carinthia: Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung* 39 (1853), 155f.

Pfeiffer, Ida: *Meine zweite Weltreise. Erster Theil*, Wien 1856a.

Pfeiffer, Ida: *Meine zweite Weltreise. Zweiter Theil*, Wien 1856b.

Pfeiffer, Ida u. Gabriele Habinger (Hrsg.): *Wir leben nach Matrosenweise*, Wien 2008.

Schutte Watt, Helga: „Ida Pfeiffer: A Nineteenth-Century Woman Travel Writer“, in: *The German Quarterly* 3 (1991), 339-352.

Stamm, Ulrike: *Der Orient der Frauen. Reiseberichte deutschsprachiger Autorinnen im frühen 19. Jahrhundert*, Köln 2010.

Florian Krobb

Weltreisen im Ballon: Jules Verne und Mark Twain überfliegen Afrika

So geographers, in Afric maps,
With savage pictures fill their gaps,
And o'er uninhabitable downs
Place Elephants for want of towns.

(Jonathan Swift: On Poetry. A Rhapsody, 1733, v. 177-180)

Als zentrales Element einer als Poetologie verkleideten Weltsatire enthält die ironische Kartenbeschreibung des Iren Jonathan Swift eine implizite Aufforderung, die Lücken zu schließen, welche in der menschlichen Kenntnis seiner natürlichen Umwelt wie seines sozialen Kosmos weiterhin klaffen, die unbewohnten, von Emblemen des Wilden bezeichneten Landstriche in seinem Medium der Erddarstellung mit Information zu füllen, das heißt die kartographische Repräsentation der Welt auf Empirie, nicht auf Fantasie oder Mythologie aufzubauen. Dies ist ein Aufruf zur Überschreitung einer Schwelle, die auf den Weltkarten seit dem Mittelalter mit „hic sunt dragones“ und im Falle Afrikas mit „hic sunt leones“ markiert ist. Swift ernennt die Geographie zur Leitdisziplin der Weltkenntnis, (reisende) Kartographen zu den Protagonisten der Überwindung der Beschränktheit des europäischen Bildes von der Erde. Die Erforschung Afrikas rückt im neunzehnten Jahrhundert zu einem der großen europäischen Fortschrittsunternehmen auf. Denn auch ein Jahrhundert nach der Einlassung des Dekans der Dubliner St. Patrick's Cathedral erscheint in der europäischen Wahrnehmung Afrika als unkartiertes Land, besonders das innere, tiefe, dunkle, extreme und extrem andere Afrika. Der Prozess der Penetration ins kontinentale Innere, der natürlich auch andere Regionen erfasst, stößt in Afrika auf ganz besondere klimatische, infrastrukturelle und eben geographische Herausforderungen.

Jules Vernes *Cinc semaines en ballon* (1863) steht an der Schwelle der Intensivierungsphase der europäischen Afrika-Penetration, die durch die Reisen Samuel Richardsons und Heinrich Barths 1850-1855 sowie Burtons und Spekes 1856-1859 eingeleitet wurde. Auf diese und andere Expeditionen nimmt Vernes Text beständig Bezug. Verne steht mithin nicht nur an der besagten Schwelle, er markiert und thematisiert dieselbe, überspielt sie aber gleichzeitig um eine Kontinuität zu suggerieren, die in die Zukunft deutet.

Mark Twains Kurzroman *Tom Sawyer Abroad* von 1894 ist dagegen auf einer anderen Schwelle angesiedelt, nämlich als der Prozess der Erforschung auch die abgelegensten Teile des Kontinents erreicht hatte. In der Zwischenzeit war durch die Afrikadurchquerungen H. M. Stanleys 1874-1877 und Hermann Wißmanns 1880-1883 die Aufgabe in der Wirklichkeit nachvollzogen worden, die Verne in seiner Fiktion vorgibt; es waren weiterhin von Georg Schweinfurth 1869-1871 diejenigen Regionen zwischen Sudan und Kongobecken bereist worden, die als Kern der ‚weißen‘ Kartenflecken galten.

Jules Verne schreibt sein Reiseabenteuer in die Wissenschaftsgeschichte der Afrikaforschung ein. Bruno Hassenstein, ein Schüler des weltweit führenden Kartographen August Petermann, formulierte in einem Mémoire zu einer Karte von Inner-Afrika 1863 das Ziel,

kartographische Darstellung[en] der am wenigsten bekannten Centralregionen Africa's zu erzielen welche den Umfang unserer gegenwärtigen Kenntniss sowohl als die Art, wie sie gewonnen worden, und den Grad ihrer Zuverlässigkeit vor Augen führen, den Reisenden selbst dadurch einen sicheren Anhalt für die Wahl ihrer Wege und die Richtung der Forschungen gewähren, sie zur Aufklärung des Zweifelhaften und zur Beleuchtung des noch ganz Unbekannten anregen und den Freunden daheim ein Mittel bieten [...], ihren Bewegungen zu folgen und den Werth ihrer Arbeiten zu beurtheilen.¹

Genau diesem Projekt verschreibt Jules Verne den Helden seiner Afrikaüberquerung im Ballon. Erschienen in einer *Bibliothèque d'éducation et de*

¹ Petermanns Geographische Mittheilungen, Ergänzungsband II (1863), zit. nach Smits 2004, 40f.

récreation betitelten Reihe, geriert sich Jules Vernes erster größerer Roman *Cinq semaines en ballon* klar als Aufklärungsschrift, als Einführung der Leser in den Prozess der Afrika-Erschließung.² Von Anfang an ist die beschriebene Überquerung des afrikanischen Kontinents im Heißluftballon der Verifizierung, Vervollständigung, Sicherung und Zusammenführung bestehenden geographischen, kartographisch darstellbaren Wissens gewidmet, ihr Verfolg gilt als Krönung menschlichen Unternehmungsgeistes:

Cette tentative, si elle réussit [...] reliera, en les complétant, les éparpés de la cartologie africaine [...], et si elle échoue [...], elle restera du moins comme l'une des plus audacieuses conceptions du génie humain!³

Insbesondere gilt das Augenmerk der Verbindung von bereits bekannten Itinerarien, dem Burtons und Spekes auf der östlichen Seite und demjenigen Barths in Zentralafrika, das sich wiederum mit den Reiserouten Dixon Denhams und Hugh Clappertons 1823-1825 im Westsudan überschneidet. Diese Verbindungsleistung gilt als Hauptergebnis der Expedition.⁴ Innerhalb des Narrativs sind Wegemarken diejenigen Stellen, auf denen sich Vernes fiktives Itinerar mit den historischen Routen deckt.⁵ Natürlich verfolgen die Aeronauten nicht Barths, Denhams oder Burtons exakte Route, denn sie befinden sich ja in verschiedenen Höhen über dem Boden. Sie nehmen mithin eine Position ein, welche einigen Abstand wahrt zu dem einzelnen Parcours, der spezifischen Route eines Reisenden, deren Abbild die Itinerarkarte darstellt; ihre Perspektive bewegt sich also einen wichtigen Schritt weit auf die panoramische und totalisierende Karte zu, die das Gesamt eines bestimmten Großraumes zeigt.

Kartierung und Aufzeichnung als Verfahren der europäischen Wissenserhebung stehen im Mittelpunkt des diskursiven Interesses. Die in Verfolg des Ziels der Wissensgenerierung eingesetzte Methode ist die klassische Form der Wissensaufnahme: die der Autopsie und Aufzeichnung vor Ort. Der durch die Transportart ermöglichte Abstand, die Erhebung über den Gegenstand der Beobachtung ermöglicht die Kombination von Autopsie

² Vgl. Harris 2000, 113.

³ Verne 1867, 2.

⁴ Vgl. ebd., 259.

⁵ Vgl. ebd., 21, 177, 220, 173.

und Panoramik; ein Totalisierungsverfahren, das die Abstraktionsschritte der Kartographie gleichsam vorvollzieht. Die Ballonperspektive kombiniert mithin Phorik mit Indexikalität;⁶ das fiktive Luftitinerar trägt in sich die Möglichkeit von vielseitigen und vielfältigen Landitinerarien, welche den aus dem Abstand etablierten Positionen auf der Erde Konkretheit verleihen. Die bereits existierenden Itinerarien, also die schon begangenen Routen, repräsentieren dann nurmehr *eine* mögliche Ausprägung; dieser Gestus, der implizite Verweis auf die Möglichkeit unendlicher alternativer Routen, zeigt das Potential der in der Vogelperspektive aufgeworfenen Möglichkeiten auf. Dieser Nexus zwischen dem Überblick und der Konkretion ermöglicht die Zuversicht des erklärenden Protagonisten: „avant la fin du siècle, ces contrées immenses seront certainement explorées.“⁷ Afrika erscheint im Lichte des kartographischen Blicks ausschließlich als Objekt europäischen Aus- und Zugriffs, dem Land wird kein Wesen außer in der Zuschreibung zugestanden. Obzwar ausdrücklich als Kartographierungsunternehmen deklariert, finden sich in Vernes Narrativ Berichte von Messtätigkeiten, Positionspeilungen und deren Auswertung auffällig selten.

Auch zoologische, botanische, geologische Beobachtungen werden hauptsächlich mitgeteilt, wenn sie für den Erfolg des Fluges von Bedeutung sind. Ethnographie wird nicht betrieben; die Einwohner Afrikas bleiben vom Aufbruch in Zanzibar bis zum Ziel an der senegalesischen Atlantikküste auf zwei Verhaltensweisen reduziert: staunende Verehrung der Besucher und unmotivierte Feindseligkeit. Dem entspricht, dass ihnen menschliche Eigenschaften weitgehend abgesprochen werden, wie in der Szene, wenn eine ungebärdige Affengruppe zunächst für angreifende Menschen gehalten wird: „– De loin, la différence n’est pas grande, mon cher Samuel. – Ni même de près, répliqua Joe.“⁸ Dem Umriss der kartographischen Repräsentation korrespondiert beim Portrait des Menschlichen das Stereotyp. Während die Ballon-Prämisse die Annahme trägt, dass das Distant eine Blick in das Nahe und Orientierung im Konkreten ermöglicht, so suggeriert Joes schnodderige Replik, dass dies auch auf anthropologischem Gebiet gilt, dass sich jeweils im Feinen und Nahen das

⁶ Vgl. Stockhammer 2007, bes. 71-76.

⁷ Verne 1867, 173.

⁸ Ebd., 74.

Grobe und Abstrahierende bestätigt. Die Teleskopie des Urteils will demonstrieren, dass Nahsicht und Fernsicht identisch sind – sowohl die kartographisch abstrahierende wie die ethnographisch stereotypisierende Repräsentation. Während die gewählte Übersichts-Perspektive Europa und deren Abgesandten so Verstehens-Möglichkeiten aufzeigt, beraubt sie die Einheimischen ihrer Wahrnehmbarkeit als eigenständig und eigenwertig. Afrika erscheint so reduziert zur Leinwand für die Selbstbestätigung von Generationen von europäischen Reisenden. Die Geschichte des Landes ist einzig und allein diejenige vorgängiger europäischer Forscher-taten: „Vous le voyez donc, mes amis, ce pays, que nous traversons, a été témoin de nobles découvements, qui n’ont eu trop souvent que la mort pour récompense!“⁹

Es ist festgestellt worden, dass Vernes Narrativ insgesamt eine Art ludi-sche Qualität innewohnt.¹⁰ Die Unterwerfung des Kontinents inszeniert sich im Aufstellen von Rekorden verschiedener Art in der Tat als spielerisch-sportliche Herausforderung, die dem Zweck dient, besser, stärker, schneller, effektiver, genauer zu sein als andere. Die Reise passt sich nicht nur in eine Kontinuitätslinie ein, wie sie im Buch selbst durch ständige Verweise auf Vorgänger und gleichzeitig laufende Unternehmungen gezeichnet wird, sondern auch in einen Prozess des Wettlaufs um Entdeckung, Verbindung, Besteigung, Querung und Bewältigung. Der Komparativ des ‚Fortschritts‘, der Wettbewerb um Rekorde antizipiert die spätere Rivalität um Besitz, Machtpositionen, strategische Vorteile, Verbindung (das britische Kap bis Kairo, ein französisches Nordafrika vom Senegal bis Somalia, ein deutsches Mittelfrika vom Caprivi-Zipfel bis Ostafrika). Bei Verne ist diese sportliche Rivalität noch rein persönlich gedacht, als Wettbewerb zwischen entschlossenen Individuen. Dennoch erscheint die ansatzweise Flächigkeit der aus dem Überflug hervorgehenden kartographischen Aufnahme (ein Korridor, der über die Linie des Landparcours hinausweist) als Vorläufer der flächigen Einfärbung (und der politischen Ambitionen) des Kolonialzeitalters.

Es ist auffällig, dass Verne in denjenigen der überflogenen Gebiete, die bisher noch auf keiner Reiseroute lagen und deshalb als unbekannt galten,

⁹ Ebd., 228f.

¹⁰ Harris 2000, 119.

den Ballon näher an die Erde heranrücken lässt als anderswo. Verne vermeidet es so, geographische Zusammenhänge nahezulegen, die genauerer Untersuchung nicht standhalten würden. Stattdessen benutzt er Extrapolationen aus der spekulativen Geographie, um diese Räume zu füllen: irgendwo müssen die Montes Lunae ja sein – also wird hier ein vulkanisches Hochgebirge verortet; das Klima legt tropischen Regenwald in Niederungen nahe –, also fliegt die Gondel über ein dichtes Baumkronenmeer; und da das Unbekannte als Raum der Extreme imaginiert ist, wird noch eine unerbittliche Wüste hinzuerfunden. Weiterhin stellt Verne diesen Raum in andere, nicht-physische, eher als ideell zu beschreibende Zusammenhänge. Er füllt nämlich das bisher unkartierte Gebiet nicht nur mit erfundener Geographie,¹¹ sondern auch mit symbolischer und moralisch verpflichtender Handlung. Diese Füllungen sind ein Gemisch aus Extrapolierungen von Spekulationen und fantastischen Besetzungen des Unbekannten, diktiert von der Annahme, dass der unerschlossene Raum Ort nicht nur von geographischen, sondern auch von anthropologischen und kulturellen Superlativen ist. Die Eingeborenen, die aus der Höhe beobachtet werden, sind mithin Beispiele extremer Andersartigkeit (also Wildheit) ebenso wie die Berge, die überflogen werden, höher als alles bisher Bekannte sein müssen. Während die Beobachtungen der Aeronauten in bereits kartographiertem Gebiet der Verifikation dienen, muss der unbekannte Raum zur Projektion erhalten, die in diesem Fall in Sinnzuschreibung und in Aufgabenzuweisung an Nachfolgende besteht.

In dem unbekanntem Territorium beobachten die Reisenden eine Schlacht zwischen Stämmen der Niam Niam, die schon vorher im Ruf der Anthropophagie standen („c'est la férocité des ces peuples, très-avides de la chair humaine qu'ils recherchent avec passion“).¹² Die ekelerregende Beschreibung der Kampfhandlungen, der Grausamkeiten, der Gier auf das anfallende Menschenfleisch¹³ dient dem Nachweis, dass diese indigenen Gepflogenheiten die denkbar radikalste Antithese zum europäischen Selbstbild der ‚Zivilisation‘ darstellen, wie es sich zum Beispiel in der forscherschen Unternehmung ausprägt. Aus just solchen Zuständen, aus den Klauen kannibalistischer Folterer, wird bei Verne ein junger französischer

¹¹ Zu einem anderen Beispiel erfundener Geographie vgl. Bassett u. Porter 1991.

¹² Verne 1867, 114.

¹³ Vgl. z.B. ebd., 119f.

Missionar, als Repräsentant europäischer Kultur, in den Außenposten europäischer Zivilisation, die Gondel des Ballons, gerettet und in christlicher Nächstenliebe zu Tode gepflegt. Sein Grab findet er in einem abgelegenen Hochtal des sagenhaften Bergmassivs. Ausgerechnet dort findet die Reisegruppe eine unermesslich reiche Goldader und nimmt einen Teil des Schatzes an Bord. Natürlich geht im späteren Reiseverlauf alles verloren; der materielle Gewinn wird in Verfolg der Mission der Expedition geopfert: dem Erreichen der anderen Seite, womit das wissenschaftliche Projekt seine moralisch-kulturelle Weihe empfängt. Das Bergmassiv, das Emblem des Unerforschten und Unberührten, wandelt sich entsprechend vom Fundort unschätzbaren Reichtümers zum Vermächtnisort für europäische Zivilisierungsanstrengungen; der tote Missionar wird in die Ränge der vielen Vorgänger eingereiht, von denen als Märtyrer der Forschung der Imperativ zur Nachfolge ausstrahlt. Nur, dass der fiktive junge französische Missionar nicht, wie etwa Mungo Park oder Eduard Vogel, ein Märtyrer der Forschung ist, sondern ein Märtyrer der ‚Zivilisation‘, der christlichen Kulturmission, als deren Kernaufgabe die Überwindung von Erscheinungen wie den beobachteten anthrophagen Praktiken insinuiert wird. Die geographische Unternehmung wird so mit einem Idealismus aufgeladen, der ein Gegengewicht zu dem sportlich-wettkämpferischen Charakter der Reise abgibt. Erst durch die Absetzung vom Materialismus als Motivation des Ausgriffs in unbekannte Weltteile erhält die Doppelmotivation von Wissenschaft und Menschlichkeit ihre ideologische Rechtfertigung und eine über einen rein wissenschaftlichen Anspruch hinausreichende Verbindlichkeit.

Natürlich ist mehrfach festgestellt worden, dass Mark Twains *Tom Sawyer Abroad* in vielen Motiven an Jules Vernes Ballon-Abenteuer angelehnt ist. Auch Twain beschreibt einen Ballonflug; seiner führt über den Osten der Vereinigten Staaten, den Atlantik und Nordafrika bis zur Halbinsel Sinai. Auch hier sind drei Passagiere an Bord der Gondel, nämlich die aus Twains Klassikern bekannten Huckleberry Finn, Tom Sawyer und Jim. Doch der Verweis auf stereotype Motive afrikanischer Reisebeschreibungen wie der Besuch von Oasen, die Begegnung mit Raubkatzen und sandverschütteten Karawanen, Fata Morganas, spektakulären Rettungen vor

Menschen und Tieren¹⁴ erfasst bei weitem nicht das Ausmaß und die Intensität von Twains Auseinandersetzung mit Verne. Twain kann als umfassende Kontrafaktur zu Vernes Vorlage gelesen werden, die dessen zentrale Prämissen – die Wertigkeit des Reisens als Kulturtechnik des Wissenserwerbs, die Kartographie als abstrahierendes Verfahren der Wissensorganisation sowie die Affirmation der Wissbarkeit der Realität – insgesamt negiert. In beiden Geschichten ist ein genialer Konstrukteur Urheber der leistungsfähigen Flugmaschine, doch während Vernes Dr. Fergusson als überzeugungsgewisser und sachkundiger Wissenschaftler dargestellt ist, erscheint Twains Figur als verbitterter Trunkenbold. Fergusson bricht zu seiner Reise mit der Unterstützung der wohl einflussreichsten wissenschaftlichen Vereinigung der Zeit, der Royal Geographical Society, auf und ordnet sich in das von dieser Organisation vertretene Großnarrativ des Fortschritts ein; Twains Luftfahrer handelt allein und folgt keinerlei Plan.

Während Vernes Afrika zum Objekt der Beschreibung, Vermessung und Integration in europäische Wissensarchive reduziert und gleichzeitig als geographische Einheit totalisiert wird, erscheint Twains Afrika als lediglich wegen seiner Vorprägung durch kulturelle Zuschreibungen interessanter Schauplatz für die Verhandlung epistemologischer Anliegen. Entsprechend verwendet Twain zur Markierung der Reiseroute seines Ballons keine abstrakten Koordinaten der Positionsbestimmung (Längen- und Breitengrade), sondern historische und mythologische Wahrzeichen, zum Beispiel die Pyramiden und den Berg Sinai als Schauplatz der Verkündung des Grundgesetzes der westlichen Zivilisation. Twains Orientierungsmarken im Raum sind kulturell relativ und historisch bedingt, sie erheben keinen Anspruch auf Absolutheit.

Die stereotypen Ingredienzien des Abenteuer-raums Afrika treten bei Twain in grotesker und selbstentlarvender Übersteigerung auf; diese Hyperbolik lässt sich als Hinweis lesen, dass Afrika hier als derivate Version eines kulturell ausgehandelten Prätextes verstanden ist, der nur in stereotypen Signifikanten existiert. Die Sichtung eines Löwen, der Emblemfigur des Kontinents, ist für die Ballonfahrer der erste und lange Zeit einzige Hinweis auf ihren Aufenthaltsort, aber sofort kippt die Szene ins Un-

¹⁴ Vgl. John C. Gerber im Vorwort zu Twain 1982, bes. xi, und McKeithan 1949.

glaubwürdige um: „pretty soon there was a couple of dozen of them under me skipping up the ladder and snarling and snapping at each other [...]; and then some tigers come, without an invite, and they started a regular riot out there.“¹⁵ Afrika ist wieder zu einem – jetzt grotesken, selbstironischen – „hic sunt leones“ geworden. Identifizierungen und begriffliche Benennungen können nur aus zweiter Hand vorgenommen werden; Neuentdeckung und authentisches Erleben erscheinen grundsätzlich unmöglich: „It was a pam tree, of course; anybody knows a pam tree the minute he sees it, by the pictures.“¹⁶ Die Weltwahrnehmung der Afrikareisenden ist mithin bewusst und absichtsvoll als derivativ aufgefasst, als abhängig von vorgängigen Ausgestaltungen, welche einzig den Erscheinungen Sinn zu attribuieren in der Lage sind, sie überhaupt identifizierbar machen:

Tom said we was right in the midst of the Arabian Nights, now. He said it was right along here that one of the cutest things in that book happened; so we looked down and watched while he told about it, because there ain't anything that is so interesting to look at as a place that a book has talked about.¹⁷

Andere Elemente eines vorgängigen, stereotypischen Afrika-Bildes dienen ausschließlich als Anlass zur Ausarbeitung von erkenntnistheoretischer Problematik; so Sandstürme, die Gegenstände dem Blick verbergen, und Fata Morganas, die dem Blick im Gegenzug Nichtvorhandenes vorgaukeln und unterschiedliche Reaktionen provozieren: „It ain't anything but imagination“, insistiert Tom; „We all seen it, en dat prove it was dah“, lautet die Gegenposition seiner Begleiter.¹⁸ Dieses Beispiel beleuchtet die Rollenverteilung in der Figurenkonstellation der Gondel und ihr Vorbild: „the group's incessant discussions replicate the structure of minstrel comedy, as Tom plays the erudite middleman, repeatedly defending abstract principles of representation against the horse-sense naïveté of his interlocuters“.¹⁹ Ein Charakteristikum von Minstrel Shows ist, dass sie ethnische Merkmale verwischen, indem die weißen Schausteller als so-

¹⁵ Twain 1982, 35.

¹⁶ Ebd., 63.

¹⁷ Ebd., 49.

¹⁸ Ebd., 55f.

¹⁹ Wonham 2001, 127.

genannte Blackfaces auftraten. Die Oberfläche, die das erste Objekt jeder Wahrnehmung bildet, ist hier unzuverlässig, verschleiert durch Schminke und Rollenspiel den Zugang zum Kern des Wahrgenommenen, dessen Existenz damit grundsätzlich in Frage gestellt ist.

Tom, mit seinem bürgerlichen Bildungshintergrund, ist die Rolle des un-hinterfragt epistemische Prinzipien Akzeptierenden zugewiesen, der die Konventionen von Proportion, Repräsentation und Symbolisierung verinnerlicht hat; Jim spielt nicht nur die Rolle des unverbildeten Skeptikers konventionell vereinbarter Erkenntnisregimes, er beruft sich auch auf ein wörtliches Verständnis der Bibel und christlicher Lehren als verständnisregulierender Mechanismen. Huckleberry Finn scheint wegen seines eigenen eingeschränkten Bildungshorizontes mehr auf der Seite Jims zu stehen; als Chronist der Ereignisse, also in seiner Rolle des Erzählers, wird er zum Vehikel der Verunsicherung, welche die scheinbare Unvereinbarkeit der epistemischen Positionen und zeitigt.²⁰

Zu den abstrakten Prinzipien der Repräsentation gehört bei Twain das zentrale epistemische Werkzeug aus Vernes Text, die Karte. Schon sehr früh auf der Reise entspinnt sich die erste der unablässigen Auseinandersetzungen über die Prinzipien und Ordnungsmechanismen, die das menschliche Weltverständnis bestimmen; der Anlass ist Joes Unverständnis, dass die unterschiedliche Einfärbung der amerikanischen Bundesstaaten nicht den tatsächlichen Farbverhältnissen der Landschaft entspricht („Illinois is green, Indiana is pink. You show me any pink down there if you can“),²¹ also keine mimetische Abbildung, sondern eine abstrahierende Stilisierung bildet, die eine bestimmte Art der Erkenntnis ermöglicht (politische Zuordnung) und deren Verständnis auf einem nichtmimetischen Einverständnis beruht: „It ain't to deceive you, it's to keep you from deceiving yourself“.²² Die Aussage des Vertreters westlicher, die stilisierende Repräsentation als Erkenntnisinstrument akzeptierender Denkweise ist mithin, dass einzig und allein Täuschung, also die Nichtentsprechung von Objekt und Repräsentation Verständnis ermöglicht; der Naive dagegen insistiert auf einem Kongruenzverhältnis zwischen Abbildung

²⁰ Zur epistemologischen Problematik und zur Rolle der Diskutanten vgl. Briden 1989, z.B. 47.

²¹ Twain 1982, 18.

²² Ebd., 19.

und Abgebildetem, Signifikant und Signifikat; er sträubt sich gegen eine den Erscheinungen übergestülpte symbolische Ordnung. Auch das Ordnungssystem der Datumsgrenzen muss von Tom gegen das Unverständnis seiner Mitreisenden behauptet werden: „The Lord made the day, and He made the night, but He didn't invent the hours, and he didn't distribute them around – man done it.“²³ Orientierung ist in dieser Sicht gegründet auf der Akzeptanz bestimmter Vereinbarungen und der Anerkennung der abstrakten Maßsysteme: „It's a matter of proportion, that's what it is.“²⁴ Die Handlung selbst sprengt dagegen alle Grenzen der Verhältnismäßigkeit und Plausibilität (wie sie Verne durch Erklärungen von Luftströmen, Ladegewicht u.s.w. aufrecht erhalten hatte), wenn nämlich Tom vom Berg Sinai, dem Endpunkt der Afrikaüberquerung, Jim nach Hause zum Mississippi schickt, um seine vergessene Tabakspfeife zu holen, indem er vorrechnet, dass die ganze Hin- und Rückreise innerhalb von 48 Stunden zu bewerkstelligen sei: „The balloon come back all right, and brung the pipe; but Aunt Polly had caught Jim when he was getting it, and anybody can guess what happened: she sent for Tom. [...] So then we shoved for home, and not very gay, neither.“²⁵ Die zufällige, arbiträre Weltreise der drei Aeronauten endet mithin in Absurdität. Die demütigende Rückkehr ins Vertraute und Heimische erscheint als Geste der Selbstgenügsamkeit und Selbstbeschränkung, und diese wiederum als Antwort auf Konzepte der Anmaßung von Verständnis und Erkenntnis des Fremden. Afrika als Raum der Wissensexpansion, als erfassbarer, erfahrbarer und kartographisch abbildbarer Raum – diesen Voraussetzungen des Afrikadiskurses des 19. Jahrhunderts erteilt Twain eine Absage. Für ihn ist ein sagenumwoben-irreales, kulturell konstruiertes Afrika nurmehr Anschauungsmaterial, die Grenzen wahrnehmungsbasierter Erkenntnis aufzuzeigen. Afrika ist als Projektionsfläche lediglich ein Behelf in einem Argumentationsgang, an dessen Ende das Objekt der Erkenntnis arbiträr geworden ist und das Subjekt der Erkenntnis nicht als willensmächtiger Agent, sondern als willenloses Opfer einer stärkeren Macht namens Aunt Polly in den Mittelpunkt rückt, die sowohl für Kontingenz wie für Arbitrarität steht. So wird am Ende Afrika re-mythisiert, wird Tom Sawyers Route einge-

²³ Ebd., 21.

²⁴ Ebd., 45.

²⁵ Ebd., 103f.

zeichnet in eine Landkarte, die zwar im Gegensatz zu denen aus Swifts Zeiten die Konturen der Erdteile getreu verzeichnet, sie aber mit Gestalten bevölkert, die durchaus an die Fabelwesen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Weltkarten erinnern. Nur markiert dieser Rückgriff keine Regression in eine voraufklärerische Weltsicht, sondern einen bewussten Akt der Absetzung von den Voraussetzungen der affirmativen Moderne des Fortschritts und der Erkenntnisgewissheit, wie sie Jules Verne verkörpert hatte.

Es erscheint als Paradox, dass ausgerechnet der überbordende Jugendroman Twains Orientierung verweigert, Unterweisung darüber vorenthält, wie sich der einzelne in der Welt verorten und auskennen kann, in welcher ‚proportionalen‘ Beziehung das Individuum zu einer durch das fremde Afrika repräsentierten Totalität steht. Das Buch kennzeichnet implizit das von Verne vertretene moderne Einverständnis als ebenso naiv wie die Unwilligkeit von Huck und Jim, sich auf dessen Logik einzulassen. Verne (1828-1905) und Twain (1835-1910) gehören etwa der gleichen Generation an; die Unterschiede ihres Weltverstehens mögen durch den Zeitpunkt der beiden Werke in ihren jeweiligen Lebensgeschichten bedingt sein (für Verne war *Cinq semaines* sein erster Erfolg; *Tom Sawyer Abroad* ein Alterswerk Twains); sie verdanken sich aber gleichermaßen den unterschiedlichen Positionen in dem rapiden, nur gut eine Generation umfassenden Prozess der europäischen Unterwerfung des afrikanischen Kontinents, an dessen Anfang Verne steht, Twain dagegen an dessen Ende.

Twains Erzählung markiert den Abschied von dem Fortschrittsoptimismus des dritten Entdeckungszeitalters. Das Narrativ der Erfassung und der Erfassbarkeit, der moralischen und fortschrittslogischen Richtigkeit des europäischen Griffs nach Afrika wird hier ins Grotteske verschoben und eine Re-Mythisierung vorgenommen, die der wissenschaftlichen Welterfassung eine bitterböse Absage erteilt. Die Fantastik Twains funktioniert ganz anders als die Fantastik Vernes, dessen Flugobjekt ja auch eine technische Unmöglichkeit darstellt und damit in den Bereich der Fantasie gehört. Vernes Ballon ist Ermöglicher und Motor des ‚Fortschritts‘, der Vervollständigung des Bildes der Erde. Twains Luftschiff stellt dagegen eine unberechenbare Monstrosität dar, dessen Route nicht vorhersehbar, planbar oder steuerbar ist, weil die Besatzung aus ahnungslosen Halb-

wüchsigen besteht. Das Luftschiff allein schon verkörpert die fundamentale Skepsis gegenüber den Prämissen der Verneschen Weltsicht, dass technischer Fortschritt Wissen zu erweitern in der Lage ist. Twain setzt dagegen, dass alle Episteme mit vorgängiger Bedeutung und Projektion aufgeladen sind, das heißt von Einverständnissen und Prägungen bevölkert. Twain behauptet, dass es nur ein vermitteltes Afrika gibt, eines, das der Besucher sich schafft – und nicht dasjenige Vernes, das objektiv und unabhängig vom Beobachter zu sein vorgibt, eben weil es sich kartographisch, also nach den akzeptierten Maßgaben der Repräsentation, fassen lässt.

Vernes Ballon gelangt an ein vorhergeplantes, verlässliches, weil von Europäern verwaltetes, verantwortetes und gesetztes Ziel: die andere Seite des afrikanischen Kontinents; Vernes Ballonreise ist teleologisch wie die Ideologie, welche sie in die Praxis umsetzt. Twains Reise ist zirkulär; sein Ballon kann lediglich zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren, in die Beschränktheit der Provinz, gerufen von der arbiträren Autorität einer Tante Polly. Sein fiktionaler Reisebericht bemüht sich nicht mehr um Plausibilität. Twains grotesker Jugendroman deutet auf eine Tendenz der Reisebeschreibung der emphatischen Moderne voraus, welche Reisen ins Nichts, in die gesteigerte Irrationalität, ins Groteske, ins fremde wie gesteigerte Selbst oder in eine gespenstische Vermitteltheit inszeniert, in der eine Begegnung mit dem Bereisten als Anderem unmöglich geworden, die Dialektik zwischen Ich und Welt ausgesetzt ist.

Literaturverzeichnis

Bassett, Thomas J. u. Philip W. Porter: „From the best authorities: The Mountains of Kong and the cartography of West Africa“, in: *Journal of African History* 32 (1991), 367-413.

Briden, Earl F.: „Twainian Epistemology and the Satiric Design in *Tom Sawyer Abroad*“, in: *American Literary Realism* 22.1 (1989), 43-52.

Harris, Trevor: „Measurement and Mystery in Verne“, in: *Jules Verne. Narratives of Modernity*, hrsg. v. Edmund J. Smyth, Liverpool 2000, 109-121.

McKeithan, D. M.: „Mark Twain’s Tom Sawyer Abroad and Jules Verne’s Five Weeks in a Balloon“, in: *The University of Texas Studies in English* 28 (1949), 257-270.

Smits, Jan: *Petermann’s Maps. Carto-bibliography of the maps in Petermanns Geographische Mitteilungen 1855-1945*, ‘t Goy-Houten 2004.

Stockhammer, Robert: *Kartierung der Erde. Macht und Lust in Karten und Literatur*, München 2007.

Twain, Mark: *Tom Sayer Abroad / Tom Sawyer Detective*, hrsg. v. John C. Gerber u. Terry Firkins, Berkeley 1982.

Twain, Mark: *Tom Sawyers abenteuerliche Ballonfahrt. Erzählt von Huck Finn*, übers. v. Hans Nohl, München 2012.

Verne, Jules: *Cinq semaines en ballon. Voyage de découvertes en Afrique par trois Anglais*, Paris 1867.

Wonham, Henry B.: „The Minstrel and the Detective. The Functions of Ethnic Caricature in Mark Twain’s Writings of the 1890s“, in: *Constructing Mark Twain. New Directions in Scholarship*, hrsg. v. Laura E. Skandera Trombley u. Michael J. Kiskis, Columbia/Missouri 2001, 122-139.

Steffen Richter

Weltreiseverweigerung: Heinrich Seidels *Prosa-Idyllen Leberecht Hühnchen*

Leberecht Hühnchen hätte zweifellos das Zeug zum Weltreisenden gehabt. Sein Wohnort, das Berlin der 1880er Jahre, Hauptstadt des aufstrebenden Deutschen Kaiserreichs, ist eine rasant wachsende Großstadt mit zahlreichen neuen Kommunikations- und Transporteinrichtungen. Wolffs Telegraphisches Bureau steht als eine der ersten großen europäischen Nachrichtenagenturen mit aller Welt in Verbindung, die Hamburger Bahn könnte Hühnchen zu einem Hapag-Dampfer bringen, der im Linienverkehr die Vereinigten Staaten von Amerika bedient. Die Anhalter Bahn verbindet Berlin nicht nur mit Halle und Leipzig, sondern gehört zur Verkehrsachse Berlin – Palermo. Leberecht Hühnchen also könnte über die Welt informiert sein und sie selbst in Augenschein nehmen. Doch im selben Maße, in dem die technischen Mittel zur realen Welterfahrung ihm zuwachsen, scheint er sich der Weltreise zu verweigern. Das ist umso erstaunlicher, als sein Schöpfer Heinrich Seidel zu den klassischen Dichter-Ingenieuren zählt, also über die neuesten Entwicklungen der modernen Verkehrsmedien bestens unterrichtet sein dürfte.

Als Dichter-Ingenieur ist Heinrich Seidel heute noch unbekannter als seine schon recht unbekanntenen zeitgenössischen Kollegen wie Max Eyth oder Kurd Laßwitz.¹ Zu dieser beachtlichen Unbekanntheit gesellt sich

¹ Heinrich Seidel, 1842 in Mecklenburg geboren, absolvierte eine Lehrausbildung in einer Reparaturwerkstatt für Lokomotiven in Schwerin, studierte dann am Polytechnikum in Hannover und an der Gewerbeakademie in Berlin, bevor er als Zeichner in Konstruktionsbüros mit dem Bau von Lokomotiven beschäftigt war. 1872 vollbrachte er eine ingenieurstechnische Meisterleistung, indem er dem Anhalter Bahnhof in Berlin eine über 62 Meter breite eiserne Dachkonstruktion entwarf. Bereits 1864 aber hatte sein „Doppelleben“ mit der Publikation eines literarischen Prosatextes begonnen. Bald wurde er zu Treffen der Autoren des „Tunnels über der Spree“ eingeladen. 1880 gab Seidel seine Tätigkeit als Ingenieur auf und wurde freier Schriftsteller. Gestorben ist er 1906 in Berlin. – Für die biographischen Angaben vgl. Müller 1997 und Seidel 1891.

das meist vernichtende Urteil, das die wenigen über ihn gefällt haben, die sich aus literaturwissenschaftlicher Perspektive und weniger aus lokalpatriotischen Motiven mit ihm beschäftigt haben. Sowohl ästhetisch als auch ideologisch ist dieser Mann äußerst suspekt. Das Spektrum der Urteile reicht vom Vorwurf der „inneren Falschheit“ bis zum bündigen „Welch ein Versagen“.² Für diese Verdikte gibt es gute Gründe – bedauerlich bleiben sie dennoch, wenn sie den Blick auf Seidels Texte verstellen. Diese nämlich waren in den 1880er Jahren nicht nur populärer Lesestoff. Sie formulieren auch interessante ästhetische Positionen zur neuen verkehrstechnisch gestützten Raumerfahrung und der Komplexität des Globalisierungsschubs im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Sie stellen ein nahezu apokryphes Kapitel der deutschen Literaturgeschichte dar, das die literarische Verarbeitung der Modernisierung qua industrieller Technik verhandelt.

Seidels zwischen 1880 und 1893 verstreut publizierte Episoden über den bemerkenswerten Helden *Leberecht Hühnchen* nehmen ihre programmatische Gattungsangabe *Prosa-Idyllen* durchaus ernst. Während im naturalistischen Berlin-Roman etwa bei Max Kretzer die pulsierende Großstadt von forcierter Industrialisierung und gleichzeitiger Proletarisierung geprägt ist, der börsengestützte Finanzkapitalismus sich durchsetzt und Gegenkräfte in Gestalt von Sozialdemokratie und Gewerkschaften auf den Plan ruft, findet man bei Seidel – nichts von alledem. Während Max Eyth in Ägypten, den USA und Sibirien dampfgetriebene Pflugmaschinen verkauft und Kurd Laßwitz sein Personal mit Raumschiffen zwischen Mars und Erde pendeln lässt, bleiben die Bewohner aus dem Kosmos Heinrich Seidels lieber an der heimischen Scholle haften. Mehr noch: Die Hauptstadt des nach Weltgeltung strebenden Kaiserreichs, die boomende Großstadt Berlin, wird zum klassischen lieblichen Ort der Idylldichtung.

Sollte Seidel heute doch noch ein Begriff sein, dann vermutlich durch die Vermittlung Daniel Düsentries und seines Bekenntnisses „Dem Ingeniör ist nichts zu schwör“, das die Übersetzerin Erika Fuchs Seidels Ingenieur-Lied von 1871 entlehnt hat.

² Der erste Vorwurf entstammt der gestrengen ideologiekritischen Lektüre von Thürmer 1989, 104. Mit dem zweiten gerät die misslungene Vermittlung der Sphären von Technik und Literatur in den Blick. Vgl. Promies 1994, 158.

I Berlin – locus amoenus

Dass Berlin zum *locus amoenus* werden kann, verlangt zunächst einige Strategien der Komplexitätsreduktion. Dazu gehört – ich stütze mich auf Klaus R. Scherpe – der „isolierte Blick“ als „Regulativ der Wahrnehmungstätigkeit“.³ Das alle Episoden übergreifende narrative Setting der Hühnchen-Erzählungen sieht folgendermaßen aus: Im Fokus steht der Ingenieur Leberecht Hühnchen mit seiner Frau Lore und den Kindern Hans und Frieda. Das Besondere an Hühnchen besteht in dessen verblüffender Fähigkeit, sich selbst zu genügen, trotz höchst begrenzter materieller Ressourcen alle widrigen Lebensumstände zu seinen Gunsten umzudeuten und letztlich individuelle Glücksfähigkeit unter den nicht gerade glücksfördernden Bedingungen der kapitalistischen Moderne unter Beweis zu stellen. Hühnchen wird von einem namenlosen homodiegetischen Erzähler aus der Perspektive eines *I as witness* als exemplarisches Individuum präsentiert – so wie etwa Serenus Zeitblom Adrian Leverkühn präsentiert und natürlich als Stellvertreter des staunenden Lesers im Text fungiert. Da dieser Erzähler als langjähriger Studienkollege und Freund Hühnchens profiliert wird, schließlich sogar Hühnchens Tochter Frieda heiratet und ins Haus seines Freundes zieht, wird der implizite Leser geschickt ins idyllische Hühnchen-Universum involviert.

Neben der Fokussierung auf eine Figur bildet – zweitens, und immer noch mit Scherpe – die „homogene symbolische Rede“ ein probates Mittel, die „heterogene und differenzierte Lebenswelt der Großstadt“ zu reduzieren.⁴ Seidels Idyllen-Vokabular der Behaglichkeit und der gelegentliche Ausbruch von Orgien des Diminutivs überziehen den Text und suggerieren einen überschaubaren Kleinraum. Das zeigt etwa ein Blick auf die Darstellungen der Wohnverhältnisse Leberecht Hühnchens: Während des Studiums in Hannover gelangt man durch „enge Gassen“ zu seiner Wohnung im „Giebel eines lächerlich kleinen und niedrigen Häuschens“ (LH, 11). In Berlin wohnt er zunächst in der „Gartenstraße“ (LH, 15), dann in der „Villa Hühnchen“, einem „Hafen der Ruhe, des Friedens und des Behagens“ (LH, 103). Nicht zuletzt wird die Stadt Berlin – drittens – auf

³ Scherpe 1991, 82f.

⁴ Ebd., 84f.

einen „Ausschnitt“ reduziert. Ein Großteil der Geschichten spielt an Orten wie Steglitz oder Tegel, die in den 1880er Jahren noch zur hauptstädtischen Peripherie gehören. Doch auch von diesen Ausschnitten gibt es nicht allzu viel zu sehen. Steglitz, Hühnchens Wohnort, schrumpft auf sein Haus mit Garten.

Die ironisch als „Villa Hühnchen“ titulierte ärmliche Behausung erfüllt mit rankendem Wein vorm Fenster, einem Garten samt Laube, Springbrunnen und Birnbaum zur Selbstversorgung in fast idealer Weise die Bedingungen des *locus amoenus*. Sie entspricht der ländlichen Gegend oder dem umzäunten Hof mit Hain, Bach oder Quelle. Auch das Personal der Hühnchen-Familie und ihrer Freunde sowie der gelegentlichen Gäste scheint dezidiert auf Überschaubarkeit angelegt zu sein. Vor allem Lebe-recht Hühnchen selbst ist stets auf Ausgleich aller Interessen bedacht, seine enorme Empathiefähigkeit unterbindet Konflikte zwischen Figuren, bevor sie zum Ausbruch kommen. Als weitere charakteristische Idyllen-Motive firmieren die Freundschaft zwischen dem Erzähler und Hühnchen sowie die Liebe des Erzählers zu Hühnchens Tochter Frieda.⁵ Die „Villa Hühnchen“ wäre also ein klassischer *locus amoenus*? Nein, das ist sie nicht. Dazu nämlich mangelt es ihr an einem wichtigen Merkmal des idealen idyllischen Orts: seiner radikalen Abgeschlossenheit vom Rest der Welt.

⁵ Zwar wird die Idylle um 1800 wegen der Ablehnung der Regelästhetiken seitens der Sturm-und-Drang-Autoren sowie durch die Kritik ihrer regressiven Ausrichtung durch Kant und Schiller zur problematischen Gattung, das ‚Idyllische‘ jedoch rettet sich als „Sammelsurium von Merkmalen“ ins 19. Jahrhundert. Zu diesen Merkmalen zählen „die überschaubare, unheroische, von elementaren Auseinandersetzungen freie, als Binnenraum organisierte und ästhetisch typisierte Szenerie, eine begrenzte Anzahl von in der Regel nichtständischen Agierenden, die Projektion von Konflikten in einen gedanklich evozierten, nicht unmittelbar präsenten Außenraum, die gläubige, oft evasive Fixierung auf gesellschaftliche Harmonieideale, die besondere Bedeutung der liedhaften Komposition in der Idylle selbst sowie die Momente der Freundschaft und der erotischen Attraktion. Diese Charakteristika werden im Rückgriff auf Vergil als ‚arkadisch‘ begriffen und weisen den *locus amoenus* aus, der für die Idyllen-Tradition konstitutiv ist.“ (Mix 2009, 394)

II Berlin, offene Stadt

An einer Wand in Hühnchens Haus hängen die „Photographien einer Lokomotive, die Bilder seiner Eltern und vieler Freunde“ (LH, 59). Mit dieser im familiären Ensemble verstörend wirkenden Lokomotive (die etymologisch auf einen ‚beweglichen Ort‘ verweist) hat es aber seine Richtigkeit: Sie zeigt die Zugehörigkeit des Idyllikers Hühnchen zu einer Welt des Verkehrs und der Technik an. Hühnchen nämlich, der „einfache bürgerliche Ingenieur“ (LH, 184), hatte zunächst in einer „Fabrik vor dem Oranienburger Tor“ gearbeitet, bevor er bei der Eisenbahn eine Stellung bekam. Die „Villa Hühnchen“ jedenfalls gibt auf den zweiten Blick zu erkennen, dass ihr Besitzer doch mehr von der Welt weiß, als er zu betreten geneigt ist. Durch Umbaumaßnahmen ist das Haus in Nord- und Südzimmer unterteilt. An den Enden dieser Zimmer befinden sich Fenster, die die kalten Polarzonen darstellen. Öfen zwischen den Räumen sorgen für einen „tropischen Anhauch“ und stehen für die Wendekreise. Die „Ritzen im Bretterfußboden“ schließlich repräsentieren Breitengrade (LH, 77). So bewohnt Hühnchens Familie in ihrem Haus die ganze Welt.

Zudem ist die periphere „Villa Hühnchen“ eben nur scheinbar isoliert und abgeschlossen. Moderne Transportmedien vernetzen sie bestens mit dem Zentrum. Doch dass Hühnchen etwa für seine Weihnachtseinkäufe die Potsdamer Bahn zwischen seinem Wohnort Steglitz und dem Potsdamer Bahnhof im Stadtzentrum benutzt, bedarf keines Kommentars – die bereits 1838 eröffnete Bahnlinie ist als Routine längst in den urbanen Alltag eingegangen und schlägt nach ihrem Ausbau bis Magdeburg Schneisen in den außerstädtischen Raum. Tatsächlich wird die „Idylle“ durch Verkehrsbauten regelrecht perforiert: Als der besorgte Erzähler seinen Sohn beobachtet, der zum ersten Mal allein zur Schule geht, wird klar, wie auch die Straßen der Stadt in die Welt hineinragen: Der Sohn passiert eine Überführung der Potsdamer Bahn, den Landwehrkanal und schließlich die Möckernbrücke. Träumend marschiert das Kind „immer geradeaus in die weite Welt hinein. Denn wenn er auf diesem Wege fortfuhr, dann kam er wohl schließlich über Südrußland und Westsibirien nach China, aber niemals in seine Schule.“ (LH, 275) Dass auf diesen Straßen und Schienen, den *Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs*, so ein Titel des Geopolitikers und Journalisten Arthur Dix aus dem Jahr 1901, der Welthandel floriert,

das weiß man auch im Hühnchen-Kosmos. Doch wie man dort Globalisierung denkt, wird deutlich während der Vorbereitungen zur Hochzeit zwischen dem Erzähler und Hühnchens Tochter Frieda:

Orient und Okzident wurden in Tätigkeit gesetzt, nur damit wir uns ein Nest bauen konnten. In China spannen die Seidenwürmer, in Schlesien schnurrten die Webstühle, in Solingen hämmerten die Schmiede und an verschiedenen Orten glühten die Porzellan- und Glasöfen für uns. Hölzer aus den fernsten Weltteilen schleppte man herbei, unsere Möbel zu schmücken, der Elefant lieferte seine Zähne, der Wal sein Fischbein, das Pferd sein Haar, das Schaf seine Wolle, Palmen ihren Bast, die Tiere aller Zonen ihre Häute, Hörner und Knochen, nur weil wir heiraten wollten. Die Bergwerke Nevadas gaben ihr Silber her, Australien sein Gold, Britannien sein Zinn, Schweden sein Kupfer und Westfalen sein Eisen. Alles für uns. Wahrlich, wenn man sich eine Vorstellung machen will von dem subtilen Räderwerk der modernen Kultur und von dem weitverzweigten Spinnennetze, das Handel und Verkehr über die ganze Welt gesponnen haben, da braucht man sich nur auszumalen, welcher einen verwickelten Mechanismus ein einziges anspruchsloses Paar in Tätigkeit setzt, nur um sich ein bescheidenes Heim zu gründen. (LH, 147f.)

Der gesamte Globus (Orient wie Okzident) ist involviert und liefert regional spezifische Produkte: China die Seide, Schlesien gewebte Waren, Solingen den Stahl. Die organische Welt in Gestalt von Tieren und Pflanzen sowie die anorganische in Form von edlen und unedlen Metallen wird mobilisiert. Das „subtile Räderwerk“ nimmt die Metaphorik der Mechanisierung und der industriellen Revolution auf, das „weitverzweigte Spinnennetz“ ist abgeleitet von der Organismus-Vorstellung, der auch die industrialisierte Raumerschließung folgt, wie sie beim Pionier der deutschen Technikphilosophie Ernst Kapp oder dem politischen Geographen und Verkehrstheoretiker Friedrich Ratzel gedacht wird. Entscheidend aber ist, dass kein Weg von Hühnchen in diese globalisierte Welt hinauszuführen scheint. Sie existiert nur, um in Dienst genommen zu werden – „Alles für uns.“ Damit unterläuft Seidel den Begriff des globalen Verkehrs, der, wie Peter Sloterdijk befindet, gerade in seiner Reversibilität gründet: „der routinemäßige[n] Beherrschung der Symmetrie von Hinfahrten und

Rückfahrten“.⁶ *Hereinnehmen*, nicht *Herausgeben* ist die handlungspraktische Devise Hühnchens – und die ästhetische Seidels.

III Integrative Idylle mit Technik

Dieses *Hereinnehmen* bestimmt auch die Verfassung der Seidelschen Idylle. Der Hühnchen-Kosmos mit seiner Gleichzeitigkeit von Nah- und Fernraum, Lokalem und Globalem, liefert zunächst ein irritierend uneindeutiges, bisweilen sogar widersprüchliches Bild. Moderne Infrastrukturen des Verkehrs – ich könnte hinzufügen: der Finanzen, des Ressourcenmanagements und der Staatsverwaltung – sind präsent, werden jedoch stets an ein prämodernes Idyllen-Konzept rückgebunden. Natürlich ist der *locus amoenus* mit dem Weltverkehr vernetzt und in den Prozess der Globalisierung eingebunden – allein, Seidels Globalisierung bleibt eine Einbahnstraße.

Dieses Idyll schließt aber nicht aus, sondern ein – es ist integrativ. Interessanterweise sind die Bewohner des *locus amoenus* Ingenieure (Hühnchen), technische Zeichner (Erzähler) oder Chemiker (ein Nachbar). Sie sind einer Welt zugehörig, die üblicherweise keinen Zugang zum Idyllenraum erhält. Bei Seidel aber werden naturwissenschaftlich-technische und künstlerische Intelligenz, urbaner und ländlicher Raum in entspannter Koexistenz inszeniert. Diese widersprüchliche Konstruktion einer Idylle mit Technik lässt nach ihren Voraussetzungen fragen, nach den Bildungskonzepten, die ihr zugrunde liegen.

Der Bildungsbegriff aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie er von Herder, Hegel und vor allem von Wilhelm von Humboldt formuliert wird, kann bei Seidel nur noch sehr eingeschränkte Gültigkeit beanspruchen. Klassisch-idealistische Bildung war aktive Selbstbildung dessen, was bereits im Subjekt angelegt ist.⁷ Eine Ausbildung hingegen, die sich am Nutzen orientiert und die Fabrikation von Wissen betreibt, ist Humboldt ebenso suspekt wie eine Spezialisierung des Wissens, die die „Einheit der

⁶ Sloterdijk 2005, 60.

⁷ „Denn alle Bildung hat ihren Ursprung allein in dem Inneren der Seele, und kann durch äußere Veranstaltungen nur veranlasst, nie hervorgebracht werden.“ Humboldt 1960, 25.

Wissenschaften“ gefährden könnte.⁸ Dieser idealistische Bildungsbegriff bricht sich an den Erfordernissen der modernen kapitalistischen Gesellschaft, zumal in Zeiten der industriellen Revolution. Denn die verlangt nach Ausdifferenzierung und Spezialisierung des Wissens – und integriert naturwissenschaftliche Bildung zunehmend in Philosophische Fakultäten. Um den steigenden Bedarf an Ausgebildeten mit praktischen Fähigkeiten zu decken, wird zudem die Institution des Polytechnikums geschaffen, das eine Vorform der Technischen Universität darstellt. Unter Seidels Figuren werden Debatten über Bildung geführt, die um die moderne Ausdifferenzierung des Wissens kreisen und Aspekte der späteren Zwei-Kulturen-These von Charles Percy Snow vorwegnehmen. Dabei wird dem Status des Ingenieurs größte Hochachtung entgegengebracht. Ein Freund der Familie bricht vor versammelter Hochzeitsgemeinschaft des Erzählers im Hause Hühnchen eine Lanze für den Ingenieur: Wo es dem Berufsstand im Einzelfall an „allgemeiner Bildung“ mangle, so handle es sich um eine Ausnahme, die die Regel bestätige: „denn alle anderen Ingenieure, die ich sonst kennenlernte, erweisen sich als liebenswürdige und fein gebildete Leute“ – ganz besonders natürlich Hühnchen, der „in so mancherlei Gebieten des Wissens zu Hause“ sei (LH, 186). Es ist *gerade* der Ingenieur, der das Ideal der allgemeinen Bildung hochhält. Fast in Umkehrung der idealistischen Hierarchie der Bildungsgüter ist es ein Student der Kunstwissenschaft, dem bescheinigt wird, seine Tischnachbarin mit „lauter unverständlichen Dingen“ zu unterhalten (LH, 188). Dass diese Bildungsdiskussionen ausgerechnet während einer Hochzeitsfeier stattfinden, also dem Fest einer Vereinigung, unterstreicht ihren symbolischen Rang – und den Stellenwert von Bildung in Seidels Idyllen-Konzeption.

Heinrich Seidels Idylle ist ein integratives Unternehmen: eine Idylle mit Technik. Sie verbindet naturwissenschaftlich fundierte Ingenieursausbildung mit klassisch-humanistischer Bildung, sie holt die Welt ins Heim und verschränkt dabei Modernität mit antimodernen Impulsen. Denn Moderne heißt, raumsoziologisch gesprochen, die Herauslösung des Individuums aus traditionellen Nahbeziehungen, heißt Emanzipation vom eigenen Ort.⁹ Seidel amalgamiert die durch modernen Verkehr ver-

⁸ Vgl. Humboldt 1956, 93f.

⁹ Vgl. Schroer 2006, 27.

fügar gewordenen, weit entfernten kontingenten Räume mit dem privilegierten Nahraum der vormodernen Welt.

Dessen aus seiner Vertrautheit resultierende ‚Wärme‘, so ließe sich formulieren, ‚heizt‘ die sozial ‚kalten‘, weil technisch-funktional vermittelten Fernbeziehungen gleichsam ‚auf‘ und macht sie lebbar. Wer im Hühnchen-Kosmos zu Hause ist, muss nicht in die Welt hinaus, weil die Welt zu ihm kommt – zumindest scheint es ihm so. In diesem Kosmos leben die Dagebliebenen – diejenigen, die ganz gewiss keine Weltreise unternehmen werden. Sein Steglitzer Haus hat Hühnchen nicht zufällig einem Schuster abgekauft, der nach Amerika ausgewandert ist. Diese Konstellation des Dableibens bei gleichzeitiger Verfügbarkeit der ganzen Welt verweist deutlich auf eine Folie: die des Kolonialdiskurses der 1880er Jahre.

IV Kolonie Tegel

Die Migrationsbewegung nach Nordamerika bildet wie in den meisten zeitgenössischen Romanen auch bei Seidel einen Hintergrund. Abenteuer und Eroberung aber finden nicht in der Welt, sondern zu Hause statt – hierin erweist sich Leberecht Hühnchen als Verwandter Leonhard Hagebuchers oder Heinrich Schaumanns bei Wilhelm Raabe. Gerade Schaumann, der Kolonisor der Roten Schanze in der niedersächsischen Provinz, aber kann den Blick auf die Motive lenken, die Seidels Loblied des Dableibens zugrundeliegen.

Die Liebesgeschichte des Erzählers mit Frieda, Hühnchens Tochter, beginnt just während eines Ausflugs vor die Tore Berlins, zum damaligen Dorf Tegel. Dort befindet sich auch Schloss Tegel, der Wohnsitz der Familie von Humboldt und insbesondere das Grab Alexanders von Humboldts. Dieser wiederum gilt zu Recht als Inbegriff naturwissenschaftlich forschender Weltaneignung und des friedlichen deutschen Nach-Draußen-Gehens im 19. Jahrhundert, das dem deutschen Eroberungswahn im 20. Jahrhundert präfiguriert. Doch den ersten Kuss im Schatten des Humboldt-Denkmal flankiert die Entschuldigung des Erzählers, „daß wir beide keine Neigung verspürten, seinem Andenken jetzt eine stille Minute zu weihen“ (LH, 144) – das private Glück steht selbstverständlich weit über dem Wunsch nach einem Ausgreifen in den Raum. Angesicht

dieser Initiation der Liebe und der nunmehr bekannten Verfasstheit des Hühnchen-Kosmos kann es kaum verwundern, dass das Ziel der bald folgenden Hochzeitsreise von Frieda und dem Erzähler „nicht in der weiten Welt, sondern in der engen Nachbarschaft“ liegen wird (LH, 193): nämlich wiederum in Tegel.

In einem „Fachwerkhäuschen“ am Wirtshaus „Seeschlösschen“ (LH, 194) proben die frisch Verheirateten ihr zukünftiges, diminutivgesättigtes Eheleben. Dabei liefern sie zugleich eine Parodie deutscher Kolonialdebatten. In ihrer Phantasie nehmen sie eine Insel im Tegeler See in Besitz und beginnen, sie „zu bebauen und zu bepflanzen und sie mit allerlei Getier zu bevölkern“ (LH, 200). In bester Kolonialmanier wird das vermeintlich ‚unentdeckte‘, herrenlose Terrain mit Taufakten überzogen – ein „Wäldchen“ erhält den Namen „Leberechts Hain“, eine „mit Blumen und jungem Gras bewachsene Landspitze“ heißt fortan „Kap Frieda“ (LH, 203). Selbst für die passende, aggressiv-koloniale Begleitmusik ist gesorgt: „Denn auf dem Schießplatz in der Jungfernheide donnerten unablässig die Kanonen“ (LH, 204). Auch führen die Gespräche über die Nutzung des Gartens bald zu einem ersten Ehestreit. Frieda plädiert für Kopfsalat, Mohrrüben und Stangenbohnen, der Erzähler möchte den Raum in ein Vogelparadies verwandeln. Als sie sich der Komik ihres Streits bewusst werden, lösen sie die Situation in „einem stets erneuten Gelächter“ auf: „Oh wie schrecklich“, sagte Frieda dann, ‚wir hätten uns ja beinahe gezankt.‘ – ‚Und um Luft‘, erwiderte ich.“ (LH, 202)

Damit schreibt Seidel sich in jene rege geführten Debatten ein, die im Deutschen Reich, der verspäteten Nation und zu spät gekommenen Kolonialmacht, bis Mitte der 1880er Jahre tatsächlich oft Debatten um „Luft“ sind. Leberecht Hühnchens dezidiert als Kolonialabenteuer inszenierte Hochzeitsreise nach Tegel lässt sich sogar als Paraphrase von Heines *Wintermärchen* lesen: „Franzosen und Russen gehört das Land, / das Meer gehört den Briten, / Wir aber besitzen im Luftreich des Traums / Die Herrschaft unbestritten.“¹⁰ Erst ab 1884 wird Bismarck eine aktive Kolonialpolitik betreiben, erst danach werden verheerende militärische Auseinandersetzungen und Ausrottungskriege in den deutschen Kolonien in Asien und Afrika stattfinden.

¹⁰ Heine 1962, 110.

Nach ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise jedenfalls werden Frieda und der Erzähler begrüßt, als kämen sie „nach langjähriger Reise aus dem Innern von Afrika, wo es uns gelungen war, unter fürchterlichen Gefahren den letzten weißen Fleck auf der Karte zu beseitigen.“ (LH, 218) An der Beseitigung „weißer Flecken“ in Afrika aber ist man im Hühnchen-Kosmos nicht interessiert. Hier genügt es, die Welt im Modell eines Steglitzer Hauses verfügbar zu haben und die koloniale Landnahme im Schrebergarten durchzuspielen. Über die Konsequenzen realer kolonialer Landnahme gibt es keinen Zweifel. In einer signifikanten Szene folgt ein Freund der Familie im Hause Hühnchen einer Wanze bei ihrem Weg über eine topographische Europa-Karte von Palästina über Syrien und den Bosphorus bis nach Mazedonien, wo er sie endlich auf dem Papier erschlägt: „Ich sage Ihnen, meine Herrschaften, ihr Blut – es war eigentlich mein Blut – spritzte über den Balkan hinweg bis nach Bukarest!“ (LH, 177) Dass die mentale Disposition und die Praktiken der Hühnchen-Gemeinde als „stay-at-home colonizers“¹¹ die Situation der Kolonisatoren in Afrika und Asien spiegeln und dem deutschen Publikum die Gelegenheit bieten, ein Selbstverständnis als Kolonialmacht einzuüben, lässt sich kaum übersehen.

Seidels *Leberecht Hühnchen*-Erzählungen schreiben sich also zweifellos in den Diskurs der Popularisierung von Kolonialideologien ein, wie er von Texten etwa Gustav Freytags bis Gustav Frenssens konstituiert – und von denen Wilhelm Raabes oder Kurd Laßwitz' kritisiert wird. Das Dableiben, die Weltreiseverweigerung, lässt sich vor dem Hintergrund der kolonialen Weltaneignung, die mit dem Konzept der Weltreise gerade im 19. Jahrhundert fast unauflöslich verbunden ist, kaum als Verzicht auf Überlegenheitsideologien und Gewalt deuten – das Dableiben ist vielmehr Ergebnis einer etablierten Machtposition. Weltreisender und Kolonisator kann man trefflich auch in Berlin sein.

Damit erweist sich Seidels spezifische Idyllen-Konzeption als eine nicht nur ästhetisch regressive, sondern auch politisch problematische Position. Die Integration von naturwissenschaftlich-technischem Wissen stellt weniger ein Korrektiv zur kolonialen Weltaneignung dar, als dass sie ihr zugute kommt, indem sie neue, raumerschließende Verkehrswege eröff-

¹¹ Byram 2009, 61.

net. Und selbst wenn Seidels Figuren sich dem öffentlichen politischen Diskurs durch Rückzug ins Privatissimum zu entziehen scheinen, nehmen sie doch an ihm teil. Leberecht Hühnchens Lebensform, die ausdrücklich als ebenso kulturell wie technisch gebildete Kleinbürgerlichkeit inszeniert wird, trägt insofern noch Züge des Humboldtschen Bildungsgedankens, als die Bildung des Menschen Vorrang vor der des Bürgers besitzt.¹² In welchem Maße diese Vorstellung mit der ihr eingeschriebenen Politikabstinenz in der Geschichte des deutschen 20. Jahrhunderts verheerend wirkmächtig geworden ist, hat Reinhart Koselleck gezeigt, wenn er beobachtet, wie die „überpolitisch[e], aber politisch abrufbar[e]“ Bildungskonzeption wegen ihrer mangelnden politischen Reflexion an alle politischen Lager anschlussfähig wurde.¹³ Von hier rührt das Unbehagen, das von der Seidelschen Behaglichkeit ausgelöst wird.

Dass man der *Leberecht Hühnchen*-Prosa und ihrem Autor Heinrich Seidel ideologische Skepsis entgegenbringen und ästhetische Probleme vorwerfen kann, liegt auf der Hand. Hühnchen popularisiert koloniale Praktiken, die er als Weltreiseverweigerer zu torpedieren scheint. Vor allem aber ist und bleibt erstaunlich, dass der Ingenieur Leberecht Hühnchen sich nicht als verantwortlich für jene technische Moderne erkennt, der er in seinem Selbstversorger-Idyll entflieht. Dessen ungeachtet transportieren Seidels Texte ein zeitgenössisches Wissen über Formen des Umgangs mit einer neuen verkehrstechnischen Verfügbarkeit des Raums, mit Globalität und Modernität. Vielleicht sollte man statt von einer Verfehlung der Gattungsform Idylle eher von ihrer versuchten Adaption an die Bedingungen von Industrialisierung und Globalisierung sprechen. Denn letztlich stellt die Seidelsche Idylle eine geradezu logische Versuchung dar, Modernisierungsschäden, -opfer und -verluste abzumildern, indem sie neue Gegenstände (etwa Techniken wie die Eisenbahn oder Figurentypen wie den

¹² Vgl. Humboldt 1956, 10.

¹³ Vgl. Koselleck 2010, 128 und 148 sowie 154. Öffentliche Angelegenheiten spielen bei Seidel programmatisch keine Rolle. Symptomatisch ist der eher läppisch-ironische Umgang mit Politik, wenn es von Hühnchens Raben Hoppdiquax heißt, „daß dieses Unglückstier den Vorzug genoß, seinen Geburtstag mit unserem großen Kanzler am gleichen Datum zu feiern.“(LH, 112)

Ingenieur) mit alten Formen und Vokabularen zu verbinden sucht.¹⁴ Dass diese Adaption nicht immer schlüssig ist, macht sie in ihren Brüchen heute zur umso produktiveren Lektüre.

Literaturverzeichnis

Byram, Katra: „Colonialism and the Language of German – German Relations in Raabes's Stopfkuchen“, in: *Wilhelm Raabe. Global Themes – International Perspectives*, hrsg. v. Dirk Göttsche u. Florian Krobb, London 2009, 61-73.

Heine, Heinrich: „Deutschland. Ein Wintermärchen, Caput VII“, in: *Heines Werke in fünf Bänden, ausgewählt und eingeleitet von Helmut Holtzhauer*, Bd. 2, Weimar 1962.

Humboldt, Wilhelm von: *Schriften zur Anthropologie und Bildungslehre*, hrsg. v. Andreas Flitner, Düsseldorf/München 1956.

Humboldt, Wilhelm von: *Über Religion*, in: Ders.: *Werke*, hrsg. v. Andreas Flitner u. Klaus Giel, Bd. 1, Darmstadt 1960, 1-32.

Koselleck, Reinhart: „Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung“, in: Ders.: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt/M. 2010, 105-154.

Mix, York-Gothart: „Idylle“, in: *Handbuch der literarischen Gattungen*, hrsg. v. Dieter Lamping, Stuttgart 2009, 393-402.

Mülder, Friedrich: *Heinrich Seidel. Wie er ein Poet und Ingenieur gewesen. Ein Lebensbild*, Hamburg 1997.

Promies, Wolfgang: „Konstruieren ist Dichter – Dichten ist Konstruieren! Heinrich Seidel, Dichter und Maschinen-Bauer“, in: *Technik in Sprache und Literatur*, hrsg. v. Rudolf Hoberg, Darmstadt 1994, 143-159.

¹⁴ Forciert ist dieses Verfahren in der Science Fiction beobachtbar, zu deren frühen Protagonisten im deutschsprachigen Raum auch Seidel mit seiner Erzählung *Im Jahre 1984* (1895) zählt.

Scherpe, Klaus R.: „Bilder und Mythen zur Bewältigung von Großstadtkomplexität in der Moderne“, in: *Wirkendes Wort* 1/1991, 80-87.

Schroer, Markus: *Räume, Orte Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt/M. 2006.

Seidel, Heinrich: „Kurze Autobiographie“, in: *Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung. Nebst Anhang von Heinrich Seidel*, hrsg. v. Alfred Biese, Kiel/Leipzig 1891, 49-55.

Seidel, Heinrich: *Leberecht Hühnchen. Prosa-Idyllen*, Frankfurt/M. 1985 [im Text mit LH sigliert].

Sloterdijk, Peter: *Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung*, Frankfurt/M. 2005.

Thürmer, Wilfried: „Das Andere als Dasselbe? Zum Wahrheitsmoment der Idyllenproduktion im Werk Heinrich Seidels“, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* (1989), 100-113.

Maria Euchner

Das Lepra-Gelb der Toten Stunde: Die Farben des Orients in Annemarie Schwarzenbachs journalistischem und fiktionalem Werk

Wenn Annemarie Schwarzenbach, die 1942 erst 34-jährig an den Folgen eines Fahrradunfalls starb, 1934 in einem Brief an Klaus Mann konstatiert, beim Gedanken an Europa „nichts finden [zu können], was [sie] dort hielt oder [ihr] auch nur recht erträglich schiene,“¹ beschreibt sie vielleicht einen der Beweggründe für ihre zahlreichen Reisen, die sie vor allem nach Vorderasien und Persien, doch auch in die USA führten. Die gewonnenen Eindrücke verarbeitete die junge Schweizerin sowohl fiktional als auch in journalistischen und fotojournalistischen Arbeiten. Das Ausland reizte sie nicht nur in Bezug auf ihre feuilletonistische und journalistische Tätigkeit, und vor allem bei den Reisen in den Orient handelt es sich eindeutig um stets scheiternde Fluchtversuche, mit denen Schwarzenbach nicht nur Europa, sondern auch sich selbst zu entkommen suchte. Der Thematik ihrer Werke nach zu urteilen, scheint sie die Fremde geradezu als idealen Schreibraum für sich bestimmt zu haben, was ihren häufigen Reisen eine Dimension der Notwendigkeit verleiht. Damit einher geht der Verlust des Begriffs von „Raum und Maß“², also eines konventionellen Referenzrahmens, was genau das ist, wonach sie sich zu sehnen schien. Schwarzenbach selbst bezeichnete diese Bedingung als „mich-in-die-Wüste begeben“ (B, 182), und vielleicht liegt in diesem Wunsch nach Maßlosigkeit, zumindest ansatzweise, auch eine Erklärung für ihre jahrelange Morphinabhängigkeit, die sie mit Klaus Mann teilte.

¹ Fleischmann 1993, 111. Fortan zit. als B.

² Schwarzenbach 2002, *Winter in Vorderasien*, 149. Fortan zit. als WV.

Wenn auch die journalistischen Arbeiten sehr deskriptiv sind, um dem Leser einen möglichst objektiven und akkuraten Einblick in das Leben der Menschen im Ausland zu gewähren, so fällt doch auf, dass Schwarzenbachs Stil hier sehr literarisch, ja nahezu poetisch, ist. Das lässt sich vor allem anhand ihres Gebrauchs von Adjektiven feststellen, insbesondere der Farbbeschreibungen, die sowohl in ihrem fiktionalen als auch in ihrem faktualen Werk eine wichtige Rolle spielen. In manchen Fällen füllt die Reisende in der fiktionalen Verarbeitung ihrer Erlebnisse, von denen sie journalistisch berichtet, bestimmte Fakten lediglich mit ihrer Phantasie aus, doch häufig findet eine Art Über-setzung statt, die die Eindrücke und Beschreibungen der fremden Landschaft in die Seelenlandschaft der Protagonisten oder Erzähler transportiert, so dass sie sich beispielsweise genauso öde und leer fühlen, wie sich ihnen die Wüstenlandschaft Persiens präsentiert, was in vielen Fällen zu mehr oder minder ernsten Krankheiten führt.

Im folgenden soll die Beziehung zwischen Schwarzenbachs journalistischem und fiktionalem Werk anhand ihrer Berichte über die Reisen nach Vorderasien (1933-1934) und Persien (1934-1935) und einer Auswahl der Novellen aus *Bei diesem Regen* und dem zu ihren Lebzeiten unveröffentlichten Romanmanuskript *Tod in Persien* untersucht werden. Darüber hinaus werden die Erzählungen, Feuilletons und Reportagen in *Alle Wege* sind offen mit einbezogen, in denen Schwarzenbach ihre Reise nach Afghanistan (1939/40) dokumentiert, die sie mit Ella Maillart in ihrem neuen Ford unternahm, und die aufschlussreiche Einblicke in ihre Entwicklung nicht nur als Reisende, sondern auch als Schreibende gewähren. Ella Maillarts Eindrücke der Reise, die sie in *The Cruel Way. Switzerland to Afghanistan in a Ford, 1939* verarbeitete, vervollständigen das Bild. Besonderes Augenmerk wird hierbei auf den Gebrauch der Farben sowie der Hell- und Dunkelkontraste, auf die Landschaftsbeschreibungen und die entsprechenden Seelenzustände sowie auf die Trope der Krankheit gerichtet.³

³ Die Trope der Krankheit wurde von mir bereits in „Krankheit als Orientalismus in Annemarie Schwarzenbachs *Tod in Persien*“ in: *inside out. Textorientierte Erkundungen des Werks von Annemarie Schwarzenbach*, hrsg. v. Sofie Decock u. Uta Schaffers, Bielefeld 2008, 131-52 untersucht. Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um eine Erweite-

Vorab sollte bemerkt werden, dass eine strikte Unterteilung der Schriften Schwarzenbachs in Journalismus und Fiktion kaum möglich und darüber hinaus nicht besonders sinnvoll ist, selbst wenn sie, laut Regina Dieterle, „das eine vom andern zu trennen [suchte] [und] mit dem Schriftstellerischen mehr die Intuition, [und] mit dem Journalistischen dagegen die Analyse [verband]“.⁴ Bei all ihren Texten handelt es sich eher um Hybride, bestehend aus Autobiographie, Reisebericht und Erzählung, wobei sich die journalistischen Arbeiten als ‚neutralste‘, da am ehesten dokumentarische, Textform präsentieren, die Schwarzenbach dann oft später mehr oder minder fiktional bearbeitet. Journalistisch war Schwarzenbach zwischen 1933 und 1942, meist unter Pseudonym, tätig und veröffentlichte ihre Beiträge in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, wie zum Beispiel der Neuen Zürcher Zeitung, ABC und der Weltwoche, „ab 1935 eine[r] der wichtigsten antifaschistischen Wochenzeitungen in der Schweiz“. In der Zürcher Illustrierten publizierte sie zahlreiche Bildberichte, doch ihre Arbeiten konnte man auch „in ausländischen Zeitungen und in literarischen Exilzeitschriften“ lesen (AdSN, 349).

Im Oktober 1933 reiste die junge Schweizerin für sieben Monate nach Vorderasien und verarbeitete ihre Eindrücke aus der Türkei, Syrien, dem Libanon, Palästina, Irak und Persien zum ersten Mal beruflich journalistisch. Sie entdeckte ihr archäologisches Interesse und kehrte im Herbst 1934 nach Persien zurück, wo sie sich in Rhages, in der Nähe von Teheran, an den Ausgrabungen der amerikanischen „Joint Expedition to Persia“ beteiligte. Anfang 1935 erlitt Schwarzenbach einen seelischen Zusammenbruch und versuchte – allerdings nicht zum letzten Mal – sich das Leben zu nehmen; ein Ereignis, das der Freund Klaus Mann in seinem Tagebuch kommentierte und auf die schwierigen Familienverhältnisse Schwarzenbachs und auf ihre Drogenabhängigkeit zurückführte. Als Tochter eines einflussreichen Textilindustriellen und Enkelin eines Generals der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg, der mit einer von Bismarck verheiratet war, brachte sie dem Clan mit ihrer Homosexualität, Drogenabhängigkeit und antifaschistischen Sentiments nur Ärger und Schande, was möglicherweise mit ein Grund dafür war, dass sie nach ih-

rung der dort vorgenommenen Analyse, weshalb sich einige Überschneidungen und teilweise direkt übernommene Passagen finden lassen.

⁴ Schwarzenbach 1995, *Auf der Schattenseite*, „Nachwort“, 325. Fortan zit. als AdSN.

rem Fahrradunfall im Engadin nicht ins Krankenhaus eingeliefert wurde, was ihr das Leben hätte retten können. Nach ihrer Erholung heiratete Schwarzenbach den ebenfalls homosexuellen, französischen Diplomaten Claude Clarac in Teheran, den sie während ihres zweiten Persienaufenthalts kennengelernt hatte, doch diese Zweckehe verlief nicht glücklich. Stets rastlos unternahm die Suchende noch viele Reisen, unter anderem in die USA, wo sie aufgrund ihrer Morphiumsucht, Depressionen und Suizidversuche Zwangsaufenthalte in psychiatrischen Kliniken in Kauf nehmen musste. Nach einem Aufenthalt in Belgisch-Kongo kehre sie 1942 in die Schweiz zurück, wo sie im November starb.

I Dialektik des Reisens

Die Eindrücke ihrer ersten Reise nach Vorderasien und Persien hielt Schwarzenbach in ihrem Reisetagebuch *Winter in Vorderasien* fest, das sie einmal als „unpersönliches Tagebuch“⁵ bezeichnete. „Unpersönlich“ ist nicht nur das Reisetagebuch, walten doch in sämtlichen Texten und Textformen, in denen die junge Reisende ihre Orientreisen verarbeitet, Beschreibungen der Entfremdung und Selbstentfremdung. Das unpersönliche Personalpronomen „man“ dominiert, sowohl in Bezug auf Menschen und Charaktere, deren Namen anderenorts erwähnt werden, als auch in Bezug auf die Reporterin oder Ich-Erzählerin, je nachdem, um welche Textgattung es sich handelt. Angesichts der im Orient allgemein herrschenden Kahlheit und Namenlosigkeit – zumindest in der Wahrnehmung der Erzählerin – ist eine wahre Identifizierung der namenlosen Objekte nur schwer möglich, wodurch möglicherweise die Erzählerin selbst ihre Identität in Frage gestellt sieht und somit auch das ‚ich‘ nicht mehr sinnvoll auszufüllen vermag.

Der erste Bericht aus Damaskus, „Nachtflug über die Wüste“, beginnt mit diesem unpersönlichen Personalpronomen: „Man weckte mich in meinem Hotel in Damaskus um halb drei Uhr“ (AdS, 21), und oft ersetzen Passivkonstruktionen eine persönlichere, aktive Erzählform. Im Romanmanuskript *Tod in Persien* stößt man erst am Ende der dritten Druckseite auf

⁵ Schwarzenbach 1995, *Tod in Persien*, 73. Fortan zit. als TP.

ein „ich“, dessen Eindrücke bis dahin allesamt vom unpersönlichen „man“ geschildert werden. Auch im Reisetagebuch Winter in Vorderasien drückt Schwarzenbach das überwältigende Gefühl der Entfremdung mit dem unpersönlichen Personalpronomen aus, manchmal direkt im Wechsel mit dem persönlicheren „ich“ oder „wir“: „[T]rotzdem blieb man beeindruckt und fühlte sich erst erleichtert, als man die Stadt verließ. [...] Wir bogen in die alte Karawanenstrasse ein [...]“ (WV, 32). Doch dieses „man“ ist nicht nur ein entfremdetes Subjekt, sondern erhebt auch Universalitätsanspruch, was nicht von ungefähr kommt, da nicht nur Schwarzenbach selbst vier Mal an der „schreckliche[n] Einsamkeit“ der „ungeheure[n] Einöde“ Persiens (WV, 95, 163) und an seiner „Hoffnungslosigkeit“ und „entsetzlichen Traurigkeit“ (TP, 9, 27) verzweifelt und scheitert, sondern auch die nicht-persischen Charaktere ihrer Erzählungen, bei denen es sich größtenteils um Europäer und Amerikaner handelt, „von einer namenlosen Trostlosigkeit“ ergriffen werden.⁶ Im Reisetagebuch wird es als Tatsache in den Raum gestellt: „Die Europäer fürchten sich in diesem Land. Keiner von ihnen wird heimisch; daran ändern Jahre nichts“ (WV, 22). „Namenlos“ ist ein weiteres Adjektiv, das häufig in Schwarzenbachs Texten auftritt, vor allem in *Tod in Persien*, wo Städte, Wege, Gebirge, Täler, Furcht, Angst, Hoffnungen, Schrecken, Verzweiflungen und Anfechtungen, denen man im Orient erliegt, als namenlos beschrieben werden. Diese Namenlosigkeit ist Teil des Verlusts des „Begriff[s] von Raum und Maß“ (WV, 149), denn „[h]ier gelten unsere Maßstäbe und Erklärungen nicht mehr“ (TP, 11). Mit „unseren Maßstäben“ sind hier nicht nur die vertrauten, europäischen, sondern auch die menschlichen gemeint, zumal das Benennen von Dingen eine dem Menschen angeborene Eigenschaft zu sein scheint sowie die erste Handlung Adams in Genesis 2, Vers 19 bis 20, wo es heißt:

Und Gott der Herr machte aus Erde alle die Tiere auf dem Felde und alle die Vögel unter dem Himmel und brachte sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nannte; denn wie der Mensch jedes Tier nennen würde, so sollte es heißen. Und der Mensch gab einem jeden Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen.

⁶ Schwarzenbach 1989, *Bei diesem Regen*, 207. Fortan zit. als BdR.

Vielleicht gerade weil diese überwältigende Maßlosigkeit und Namenlosigkeit des Orients so absolut und anscheinend un-menschlich sind, „[ist] die Natur hier so stark, dass sie einen tötet. Man müsste aufhören, ein Mensch zu sein, an die menschlichen Bedingungen gebunden“, wie Mrs. Batten in der Erzählung „Fast dasselbe Leiden“ feststellt (BdR, 137).⁷ Eigentlich sollten das ideale Bedingungen für die Schriftstellerin und die Erzählerin des Romans *Tod in Persien* sein, da somit eine Art *tabula rasa* entsteht, die es zu be-schreiben gilt. Schwarzenbach selbst bezeichnet die Wüste im Reisetagebuch als „ungeborene Welt“ (WV, 88), eine starke Metapher für die dynamis,⁸ aus der Schriftsteller schöpfen, um die diversen Welten ihrer Werke zu kreieren. Zumindest Schwarzenbach scheitert an dieser Aufgabe, und vermutlich liegt der Grund dafür in der Natur des Orients. Da er als das absolut Andere, „d[ie] äusserste[] Fremde[]“,⁹ empfunden wird, fehlt der Erzählerin die Fähigkeit, „alles beim rechten Namen [zu] nennen und den Ereignissen ihren rechten Platz zuweisen [zu] können“ (WV, 142), wie sie es in ihrem Reisetagebuch im Zusammenhang mit den Ausgrabungen in Persien erwartet. Doch wenn man nicht gerade der erste Mensch auf Erden ist, kann man bestenfalls Dinge benennen, die man wieder erkennt oder die Ähnlichkeit mit etwas haben, womit man bereits vertraut ist.

Deshalb freut sich die Erzählerin von *Tod in Persien* auch so sehr, als sie alles an Persepolis erkennt, denn dadurch wird die überwältigende Flut von fremden, namenlosen Eindrücken vorerst unterbrochen. Doch ansonsten fühlt sich die Erzählerin, und wahrscheinlich auch Schwarzenbach, im Angesicht der Namenlosigkeit der traurigen Landschaft völlig macht- und hilflos, weshalb sie verständlicherweise auf Namen und Begriffe zurückgreift, die sie ihrer europäischen Heimat und ihrem europäischen, und somit auch kolonialistischen, Vokabular entnimmt. Dadurch

⁷ Bei dieser Aussage scheint es sich um eine auf den Punkt gebrachte Beobachtung der Autorin im Reisetagebuch zu handeln: „In Europa beansprucht uns die Natur fast niemals unfreiwillig, und wenn einmal ein Gewitter unerwartet und mit grosser Macht ausbricht, sind wir davon betroffen wie von einer übernatürlichen Äusserung. Hier ist die Natur immer gegenwärtig und stets stärker als die Menschen“ (WV 23).

⁸ Im aristotelischen Sinne, wonach dynamis oder Potentialität der Materie (hyle) entspricht, die in Verbindung mit einer bestimmten Form (eidos) zu allem Möglichen in Aktualität werden kann.

⁹ Schwarzenbach 2000, *Alle Wege sind offen*, 68. Fortan zit. als AW.

werden die Dinge, die sie zu benennen sucht, nicht richtig benannt, und sie scheitert letztendlich am Beschreiben der tabula rasa. Eben weil sie sich die Fremde, also das völlig Andere, nicht zu eigen machen kann, kann diese tabula rasa nur mit und durch Krankheit beschrieben werden. Befände sich die Erzählerin in einem gesunden Zustand, so wäre sie beim Benennen der Dinge und beim Beschreiben der leeren Tafel erfolgreich. Die Tatsache, dass Krankheit hier als Rahmenbedingung fungiert, ist auch eine bewusste Umkehr der Normen und Konventionen, denen Schwarzenbach einerseits zu entkommen suchte, mit denen sie aber andererseits sehr vertraut war. Innerhalb dieser Normen wußte sie größtenteils, was sie zu erwarten hatte, wohingegen das absolut Fremde voller Überraschungen ist, die sich einem jederzeit in den Weg stellen können. Selbst nachdem Schwarzenbach den Orient bereits mehrmals bereist hatte, schrieb sie auf der Reise nach Afghanistan: „Ich glaubte mich der asiatischen Ödnis nicht gewachsen, die sich in ihrer ganzen Grösse, ihrem Schrecken, ihren herzerschütternden Farbenspielen und ihrer vernichtenden, ehernen Macht noch gar nicht ermass!“ (AW, 115)

Die Erkenntnis, dass der Orient mit Ausnahme einiger Orientierungspunkte größtenteils namenlos ist, muss für Schwarzenbach immer wieder erschütternd gewesen sein, maß sie doch den Namen magische Kräfte bei: „Namen sind mehr als geographische Bezeichnungen, sind Klang und Farbe, Traum und Erinnerung, sind Geheimnis, Magie [...]“ (AW, 54). Sie konstatierte sogar, der Zweck ihrer Reise bestünde in der persönlichen Erfahrung der Namen: „Ich zog aus, nicht um das Fürchten zu lernen, sondern um den Gehalt der Namen zu prüfen und ihre Magie am eigenen Leibe zu spüren [...]“ (AW, 55). Schwarzenbach war sich der Tatsache bewusst, dass ihre Reisen meist (zum Scheitern verurteilte) Fluchtversuche waren, doch die Reise 1939 mit Ella Maillart nach Afghanistan sollte einen anderen Charakter annehmen. Zwei Monate vor Antritt der Reise schrieb sie an Maillart:

Si ce voyage serait une fuite, un expériment [sic], un risque. Non, il est une simple nécessité [sic]. [...] [I]l faut que je détache de moi-même, que je me laisse absorber par notre monde, voir, apprendre, comprendre (zit. in AW, 159).¹⁰

Hier beschreibt sie die Reise, und womöglich das Reisen an sich, grundlegend als einen dialektischen Prozess, demzufolge man sich von sich selbst (These) löst – se détacher de soi-même – sich dem Fremden, Anderen (Antithese) stellt, um sich letztendlich im Nicht-Ich – bereichert um die Kenntnis des Anderen – wieder zu erkennen und zu finden (Synthese). Das, wiederum, ermöglicht das Verständnis und die Erkenntnis, die auch stets Selbsterkenntnis ist. Doch wird das Andere als so „urfremd[]“ (WV, 9) wahr- und aufgenommen wie von Schwarzenbach und den diversen Charakteren ihrer Erzählungen und des Romans, kann die Synthese der dialektischen Bewegung nicht erfolgreich vollzogen werden, d.h. der Erkenntnisprozess – also apprendre und comprendre – wird unterbrochen, in falsche Bahnen gelenkt oder findet gar nicht erst statt und führt somit nicht zur ersehnten Selbsterkenntnis. Wie es scheint, hat Schwarzenbach auch auf dieser Reise, trotz aller guten Vorsätze, den dialektischen Prozess der Reise nicht erfolgreich vollzogen, fiel sie doch dem Morphinum immer wieder zum Opfer, was die Beziehung zwischen Schwarzenbach und Maillart sehr strapazierte und letztendlich dazu führte, dass sich die zwei Reisenden in Kabul dazu entschlossen, getrennte Wege zu gehen. So reiste Maillart nach Indien weiter, wo sie die nächsten fünf Jahre verbrachte, und Schwarzenbach kehrte nach einem Aufenthalt in Turkestan im Norden Afghanistans im Januar 1940 nach Europa zurück, wo zwischenzeitlich der zweite Weltkrieg ausgebrochen war und wo sie diesbezüglich irgendeine nützliche Aufgabe zu finden hoffte.

¹⁰ Bei Maillart verleiht Christina (Schwarzenbachs Name musste für die Publikation geändert werden) der Notwendigkeit dieser Reise folgendermaßen Ausdruck: „It is the last chance to mend my ways, to take myself in hand. [...] This journey must be a means towards our end. We can help each other to become conscious, responsible persons. [...] there must be some purpose for which I could gladly die or live!“ (The Cruel Way, 4).

II Der „farbige[] Orient“

Der Kahlheit und namenlosen Einöde, die die Beschreibungen Persiens sowohl in Winter in Vorderasien als auch in Tod in Persien bestimmen, steht die Tatsache entgegen, dass „dieses Land Farben [hat]“, wie Mrs. Batten beobachtet (BdR, 136). Farbbeschreibungen dominieren die Texte, in denen Schwarzenbach sich mit dem Orient auseinandersetzt. Im ersten journalistischen Text allein zählt man auf drei Druckseiten einundzwanzig Farbnennungen, und im Reisetagebuch Winter in Vorderasien, Tod in Persien und den Erzählungen aus Bei diesem Regen sind sie so zahlreich, dass sie sich wie Orientierungspunkte auf einer Landkarte zu visuellen Markierungen ballen. Deskriptive Adjektive eignen sich für dokumentarische Texte, doch im Farbenkatalog der Journalistin Schwarzenbach verbirgt sich stets auch unverkennbar die Schriftstellerin. Wenn sie Farben zusätzlich qualifiziert, z.B. zu „[s]anftviolett“ (AdS, 74) oder vom „stumpfe[n] Gelb“ oder dem „schwefelgelben Horizont“ (AdS, 75) spricht oder die Farben gar personifiziert, so dass sie „wellenförmig über den [...] Boden [gleiten]“ (AdS, 74), ist die Journalistin von der Schriftstellerin nicht mehr zu unterscheiden. Diese Beschreibungen entstammen dem Text „Die Stadt“, der während Schwarzenbachs zweitem Persienaufenthalt in Rhages entstand und am 22. November 1934 in der National-Zeitung veröffentlicht wurde. Hier spricht sie auch von der „toten Stunde“, die sich zwischen das frohe Farbenspiel und die Dunkelheit schiebt und „von jener Leprafarbe [ist], die man auf Strassen, Feldern, Mauern und Häusern Persiens wiederfindet“ (AdS, 74).¹¹ Laut der Autorin handelt es sich hierbei um „die verbreitetste und eigentümliche Farbe des Landes, die Farbe des Staubs und des Kamelhaares, des rohen Lehms, der gebrannten Tonkrüge, der Soldaten.“ Sie fährt fort, dass es leicht sein könnte,

dass jemand, der auf der Strasse [...] von der toten Stunde überrascht wird und mit ansehen muss, wie alles ringsum und bis zum Horizont, von seinen geliehenen Farben entkleidet, zurücksinkt in das stumpfe Gelb, sich nicht mehr entschliessen könnte weiterzugehen, sondern gleichsam auf der Stelle zur Salzsäure erstarrte vor Traurigkeit (AdS, 74-75).

¹¹ Diese Beschreibung ist höchst sonderbar und schwer einzuordnen, da die Farbe Gelb für gewöhnlich nicht mit Lepra in Verbindung gebracht wird. Von Lepra infizierte Haut wird bei hellhäutigen Menschen rötlich bis violett und bei dunkelhäutigen hell.

Das ist nicht länger Analyse und neutraler Bericht, sondern eine höchst subjektive und poetische Art der Schilderung! Das „einförmige[] Lepragelb“ (TP, 15) taucht später im Roman *Tod in Persien* wieder auf, wo es die Erzählerin bedrückt und Teil der Fremde ist, die „Macht über uns [gewinnt] und uns unserem eigenen Herzen [entfremdet]“ (TP, 74). Auch im Reisetagebuch schreibt sie von der „Leprafarbe‘ tödlicher Schwermut, ein gedämpftes und lustloses Gelb“ (WV, 148) und 1939 auf der Reise nach Afghanistan spricht sie immer noch von „der einsamen, lepragelben Fläche Persiens“ (AW, 25).

Selbst wenn dieses matte Gelb am häufigsten erwähnt wird, neben ähnlich stumpfen und teilweise bedrückenden Farben wie grau, braun, silbern und schwarz, gibt es doch auch fröhlichere, leuchtende und intensive Farben, wie rot, türkisblau, grün, blau, gelb und golden, und auch die Vielfarbigkeit des Himmels findet des Öfteren Bewunderung. Diese Ambivalenz, die das Reich der Farben beherbergt und im paradox anmutenden Begriff der „farbenreichen Ödnis“ in *Tod in Persien* (63) zum Ausdruck kommt, ist eine Konzentration der Ambivalenz, die ganz Persien zu beherrschen scheint. Einerseits ist es ein „entsetzlich[es] Land“ (BdR, 138) der Hoffnungslosigkeit, in dem „man an gar nichts [glaubt]“ (TP, 75) und andererseits „ist [es] doch ein schönes und grossartiges Land“ (BdR, 138), dessen „Schönheit und [...] Vollkommenheit“ Schwarzenbach mit einem „Gefühl von Ohnmacht und Hingerissenheit erfüll[en]“ (WV, 55). Selbst der Schönheit der leuchtenden Farben kann sie nicht völlig vertrauen und stets scheint sich dahinter etwas Bedrohliches oder zumindest eine negative Kraft zu verbergen:

Der blasse Himmel senkte sich plötzlich wie ein schwerer Baldachin, unter welchem alles Leben erstickte, und im rasch hereinbrechenden Abend färbte er sich violett und schwefelgelb, rostbraun, feuerrot – das Schauspiel war schön, aber beklemmend wie eine Vision in der ‚Göttlichen Komödie‘. (AW, 36)

und am Oxus-Ufer ist sie bereits gewappnet gegen die verführerischen Eigenschaften der orientalischen Natur:

Nein, ich liess mich nicht mehr täuschen durch den trügerischen Anblick von ein bisschen Grün, welches jetzt auch schon herbstlich wurde, dürr und vom Wind weggetragen, noch verführen vom Anblick gleissender

Schwingen im fröhlichen Himmel, der doch, ich wusste es, unbewegt und tödlich werden konnte, von einer Stunde zur anderen – eine erzene Glocke ohne Klang. Ich liess mich nicht mehr täuschen, denn dort draussen, ganz nahe, durch eines Atemzugs Dauer nur von mir getrennt, war die Wüste (AW, 85).

Wenn man auch Schwarzenbachs Texte nicht in ein simples, binäres Denksystem zwingen sollte, ist doch auffällig, dass sie gern mit absoluten Gegenteilen zu spielen schien. Etwas ist entweder Wüste oder Garten, krank oder gesund, fremd oder heimisch, europäisch oder asiatisch, matt oder leuchtend, groß oder klein, eng oder weit, traurig oder glücklich sowie hell oder dunkel. Wie bei den Farbbeschreibungen der Landschaft behaftet Schwarzenbach diese mit qualifizierenden Eigenschaften, so dass „die Wüste, eben noch tot und von stumpfer Farblosigkeit, sich nun in einen breiten fließenden Strom mit goldener Oberfläche [verwandelte]“ (AdS, 22) oder „[e]in Rot und ein Sanftviolett, ein Kobaltblau und ein samtiges Türkisgrün gleiten wellenförmig über den ebenen Boden“ (AdS, 74). Ähnliche Effekte erzielt die Rastlose auf ihrer „Flucht ins Unerreichbare“ (WV, 66), wie sie ihre Orientreisen im Reisetagebuch bezeichnete, mit Hell- und Dunkelkontrasten in der Beschreibung ihrer Eindrücke.

Wie die Schweizerin in *Interview ohne Reporter*, einem ihrer journalistischen Texte über ihren ersten Amerikaaufenthalt 1937, schrieb, „gibt [es] überall Licht und Schatten zu entdecken, aber man schreibt“ – hier wieder das unpersönliche Personalpronomen – „über das, was einem auf den Nägeln brennt“ (AdS, 12). Licht und Schatten, ein weiterer binärer Gegensatz, prägen vor allem das Sprachbild des Romanmanuskripts *Tod in Persien*, womit wiederum der bereits erwähnten Ambivalenz des Landes, seiner Landschaft und seiner Leute verstärkt Ausdruck verliehen wird. Beispielsweise werden die Nächte in Persepolis als „hell“ beschrieben, wo es „helle[], leichte[], traurige[] Gespräche und den hellen, leichten Wodka-Rausch“ gibt, wohingegen während der meisten anderen Nächte in Persien „alles im Dunkel [lag] und ausweglos [war]“ (TP, 59). Dass die hell/dunkel-Markierungen auch die herkömmlichen Assoziationen mit Klarheit und Erkenntnis und Unklarheit und Unkenntnis – und hier vor allem auch mit Fremde – im Leser auslösen, dürfte kaum überraschen. Selbst Vertrautes hüllt sich hier in den Mantel des Merkwürdigen, Befremdlichen und Unheimlichen. In *Winter in Vorderasien* beschreibt

Schwarzenbach eine Pferdeherde, die aus etwas dreißig Tieren besteht: „Sie tauchten über den Hügelrand empor [...], dunkel, sonderbar gross, unwettert von weissem Licht [und] verschwanden dann wieder in den Schatten“ (WV, 23). Überhaupt ist hier auffällig, dass Licht und Schatten eigentlich nie in Isolation auftreten, sondern in einem steten Wechselspiel, was wiederum zur Orientierungslosigkeit, einem Nebenprodukt der Maß- und Regellosigkeit, der Orientreisenden beiträgt. Als unabdingbare Gegenkraft dazu fungiert das Vertraute, also Europäische, das jedoch gleichzeitig auch das Koloniale verkörpert, und das ist, worauf Schwarzenbach immer wieder zurückfällt, wenn sie ihre Eindrücke in der persischen Fremde, die immer eine solche bleiben wird, schriftlich festhält.

III Die Trope der Krankheit

Da die überwältigende Maß-, Regel- und Orientierungslosigkeit Persiens der Reisenden und Schreibenden zu fremd war, um sie sich zu eigen zu machen, konnte sie die karge, einsame Leere der weiten Einöde des Landes nicht erfolgreich beschreiben. Diese Ohnmacht, also Unfähigkeit „alles beim rechten Namen [zu] nennen“ (WV, 142), führt dazu, dass die orientalische Kahlheit zu einem Ort der Krankheit wird. Manche der Charaktere in Schwarzenbachs Novellen erliegen der „persischen Krankheit“ (B, 159), wie sie sie in einem Brief an Klaus Mann nannte, andere überleben sie zwar, sind jedoch für den Rest ihres Lebens davon gezeichnet und geschwächt. Hier versucht Schwarzenbach sich selbst, wie es scheint, und Klaus davon zu überzeugen, ein Gegenmittel gefunden zu haben, mit dem sie sich gegen das omnipräsente Leiden wappnet. Über ihren Ehemann Claude schrieb sie:

[...] die persische Krankheit scheint ihn, vielleicht weil er sich ihr so lange verschloss, fast heftiger u. wehrloser gepackt [zu haben] als mich, die ich sie doch stets durch das Medium der Droge sozusagen ‚brach‘ u. träumend besänftigte (B, 159).

Doch letztendlich stellt dieser Drogentraum nichts anderes als eine Flucht vor der überwältigenden Realität dar und Schwarzenbach gelingt es somit

nicht, „sich dem Land an[zu]vertrauen und darin auf[zu]gehen“, wie es Mrs. Batten in „Fast dasselbe Leiden“ für notwendig hält (BdR, 137).

Das Thema der Krankheit zog sich wie ein roter Faden durch Schwarzenbachs Leben und Werk, das sie in ihrer Korrespondenz mit Erika und Klaus Mann ausgiebig behandelte. In den Briefen an Klaus, die im Jahr 1933 einsetzen, kann man oft von Krankheitszuständen lesen, die eindeutig Folge des Drogenkonsums der Autorin waren und interessanterweise hauptsächlich während ihrer Orientreise 1934 auftraten. Hier handelt es sich nicht um Hals- oder Kopfschmerzen, sondern um Seelenzustände, die sich physisch manifestieren. Auch die Liebe und Beziehung zwischen der Erzählerin und Jalé in *Tod in Persien* kann sich nur im Kontext der Krankheit beider entfalten, und nur durch eine Inversion der Normen und Konventionen kann die Erzählerin versuchen, in der weiten Fremde des Orients eine kleine Nische des Glücks für sich zu errichten. Dass dieses Glück nicht wahren kann für sie, die doch eigentlich „nur zurückkehren“ (TP, 121) möchte, ist daher nicht überraschend. Präsentiert sich der jungen Reisenden und Suchenden der Orient generell als absolut fremd, wird die seit Jahrhunderten gültige, traditionelle Orientbefahrung europäischer Reisender bestätigt.

Der Bereitschaft zum Kranksein steht der Wille zum Gesundsein gegenüber, den die Erzählerin aus *Tod in Persien* von Zeit zu Zeit zu verspüren scheint, auch wenn die Aufrichtigkeit dieses Willens eher fraglich ist. Aufgrund der eindeutig vorhandenen Verbindung zwischen Persien und Krankheit im Denken der Erzählerin und ihrer Schöpferin kann keine der beiden Frauen in Persien gesund sein. Die Gesundheit ist hier ein fernes, auch geographisch weit entferntes, Ziel, das im Zustand der Krankheit und in Persien so nie erreicht werden kann, und es ist anzunehmen, dass die Erzählerin sich dieser Tatsache durchaus bewusst ist, weshalb man ihr den Wunsch nach Genesung nicht wirklich abnehmen kann. Wollte sie tatsächlich vollständig genesen, hätte sie Persien längst verlassen sollen.

Bei Schwarzenbach selbst zeichnete sich eine ähnliche Einstellung ab, schrieb sie doch Ende September 1935 an Klaus: „Ich werde auch gesund werden – Lieber, ich habe, glaube ich, die Hölle an unfasslichen Zuständen hinter mir. [...] – Ich werde aber gesund werden“ (B, 140). Auch hier ist der Vorsatz gesund zu werden wenig überzeugend, obwohl sie im November, während ihres Entzugsaufenthalts in der Klinik des Schweizer

Psychiaters Oscar Forel, behauptete: „Ich bin gesund“, was auch gleich in der nächsten Zeile in Klammern mit „(wenn auch klein und schwach)“ modifiziert wird (B, 142). Leider wissen wir aus ihrem Lebenslauf und Briefen, dass sie nicht gesund blieb.

Falls die Krankheit tatsächlich als Zufluchtsort für Schwarzenbach fungierte, dann sieht man sich auch in der Vermutung bestätigt, dass ihre diversen Reisen Fluchtversuche waren, denn ihren Briefen lässt sich entnehmen, dass sie – abgesehen von den zu erwartenden Erkältungen und grippalen Infekten – hauptsächlich während des Reisens krank war. Schwarzenbachs Pendeln zwischen der bekannten Heimat und dem fremden Ausland entspricht also ihrem Pendeln zwischen Gesundheit, bzw. Genesung und Erkrankung, was auch auf die Erzählerin in Tod in Persien zutrifft. Ihre Situation ist eigentlich aussichtslos, da sie sich eine Niederlage auf ganzer Linie eingestehen muss: Ihr Versuch, sich den absolut fremden Orient zu eigen zu machen und sich seinem Modus der Krankheit anzupassen, ist gescheitert, und die Umkehr der Normen und Konventionen war offenbar zu extrem für sie. Ihre unkonventionelle Liebe zur unheilbar kranken Jalé ist von Anfang an zum Scheitern verurteilt und wäre unter anderen, d.h. gesunden, und daher nicht-persischen Umständen, gar nicht erst zustande gekommen. Eine Beziehung, die auf dem Prinzip des Krankseins basiert, kann keine Zukunft haben, da sich die Erzählerin nicht außerhalb der ihr vertrauten Konventionen bewegen kann, wie sich herausstellt, so sehr sie es auch wünscht. Hinzu kommt noch die große Angst, die immer wieder zum Ausdruck kommt und die Erzählerin an so vielem hindert. Und so finden sich neben der Angst auch all die anderen Schlüsselbegriffe gegen Ende des Romans in einem Paragraphen voller Selbstzweifel, von der Erzählerin ganz bewusst wahrgenommen und zusammengefasst:

Sollten nicht die Flucht, der Ausweg, die Verirrung falsch sein, die mich hierher – an den äußersten Rand – gebracht haben? Hätte auch daraus ein gutes und tapferes Leben werden können, wenn ich der Krankheit und der Angst widerstanden hätte? Wird man mich zur Verantwortung ziehen, nur weil ich der namenlosen und qualvollen Verzweiflung nichts entgegengesetzen konnte?“ (TP, 120)

Obwohl sie sich nichts sehnlicher wünscht als nach Europa zurückzukehren, fühlt sie sich nicht in der Lage dazu. Nicht einmal auf die so ein-

drücklich beschriebenen Farben kann sie sich mehr verlassen, denn ihre Zukunft birgt „keine Farbe [und] dort ist es [auch] nicht dunkel und nicht hell“ (TP, 119). Die Protagonistin ist am Ende des Romans vollkommen allein, wird selbst von der Krankheit langsam verlassen, und bereitet sich, zumindest äußerlich, auf das Schreiben vor. Das Schreiben war für Schwarzenbach, wie das Reisen auch, Notwendigkeit, mit dem sie immer wieder haderte, da sie zeitweise, deprimiert, allein, drogensüchtig, dem Schreiben abzuschwören versuchte, wie z.B. 1939 auf der Reise nach Afghanistan, in Isfahan:

Es erschien mir auch selbstverständlich, dass ich nie wieder eine Feder in die Hand nehmen, ein Blatt Papier beschreiben würde. Dieser Beruf schien mir zu beschwerlich, ein beständiges Spiegelbild unseres unerlösten Daseins, das ich ja auch nicht hinnehmen und ertragen wollte. (AW, 117)

Dies sollte ihr nicht gelingen, und so blieb sie bis zu ihrem frühen Tod die ewig Reisende und Schreibende.

Literaturverzeichnis

Dieterle, Regina: „Nachwort“, in: *Auf der Schattenseite. Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933-1942*, hrsg. v. Regina Dieterle u. Roger Perret, Basel 1995.

Maillart, Ella K.: *The Cruel Way. Switzerland to Afghanistan in a Ford, 1939*, Chicago 2013.

Schwarzenbach, Annemarie: *Alle Wege sind offen. Die Reise nach Afghanistan 1939/1940*, Basel 2011.

Schwarzenbach, Annemarie: *Auf der Schattenseite. Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933-1942*, hrsg. v. Regina Dieterle u. Roger Perret, Basel 1995.

Schwarzenbach, Annemarie: *Bei diesem Regen. Erzählungen*, hrsg. v. Roger Perret, Basel 1989.

Schwarzenbach, Annemarie: *Tod in Persien*, hrsg. von Roger Perret, Basel 1995.

Schwarzenbach, Annemarie: *Winter in Vorderasien. Tagebuch einer Reise*, Basel 2002.

Schwarzenbach, Annemarie: „*Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben.*“ *Annemarie Schwarzenbach an Erika und Klaus Mann. Briefe 1930-1942*, hrsg. v. Uta Fleischmann, Pfaffenweiler 1993.

Christiane Weller

Im Blick die Angst – Christoph Ransmayrs *Atlas eines ängstlichen Mannes* mit W.G. Sebalds *Die Ringe des Saturn*

I Zur Bestimmung der Angst

Das gemeinhin sinnvoll-gefügte Panorama der Weltreise, die unaufhaltsame Bewegung im Raum von Heimathafen zurück zu Heimathafen, zerfällt in Ransmayrs Reiseroman *Atlas eines ängstlichen Mannes* (2012) in lange, gleichsam andächtige Einstellungen, einen verhaltenen, zurückgenommenen Blick, der den Dingen – Menschen wie Tieren – ihren Raum lässt. Jedes Bild wird eingeführt durch ein apokalyptisch anmutendes „Ich sah“, getrennt vom nachfolgenden als Schwarzblende inszenierten Schnitt, in der sich die Bewegung des Reisenden von einem Ort zum nächsten, von einer Zeit zur anderen, verliert. Die Weltreise wird statisch, die 70 Reiseepisoden werden (Post-)Karten in einem Atlas; das reisende Ich verwandelt sich in Auge und Resonanzboden, wo sich das Beobachtete und Gehörte verfängt. Doch schon der Titel *Atlas eines ängstlichen Mannes* kündigt an, dass es hier nicht so sehr um ruhige Aufmerksamkeit und wohlwollende Distanz geht, sondern dass der Blick unterfangen oder motiviert ist von der Angst des Betrachters. Er sieht, wie der Seher der *Geheimen Offenbarung*, das „was gegenwärtig ist und was danach geschehen soll“ (Offb. 1,19-20), die kommenden Katastrophen, die es aufzuzeichnen gilt. Schon in dieser anfänglichen Motivierung des Seh- und Schreibprozesses scheint der Ransmayr'sche Text den W. G. Sebalds auf den Plan zu rufen, praktizieren doch auch die Sebald'schen Erzähler die Produktion und Ausdeutung der materiellen und immateriellen Bilder; der in den Text eingelassenen verschatteten Fotografien und der verstörenden Erinnerungsabdrücke, die von einer vergangenen Katastrophe zeugen. Mag man das Sebald'sche Schreiben als „melancholische Bastelei“ beschreiben, eine

Zusammenstellung von „Fundstücken“ unter Verweis auf die unterschiedlichsten Intertexte,¹ so setzt sich bei auffallenden Gemeinsamkeiten Ransmayrs Welterfassung und -beschreibung jedoch in entscheidenden Aspekten von Sebald ab. Denn obwohl sowohl Ransmayr als auch Sebald sammelnd Traumatisches in den Blick nehmen, so ist bei Ransmayr die Erzählhaltung nicht ausschließlich erinnerungsmelancholisch motiviert, sondern, wie im Titel des Romans programmatisch vorgeschlagen, durch die antizipatorische Angst bzw. die Ängstlichkeit, und somit durch Affekt bzw. Affektbereitschaft.

Der *Atlas*, eine Bewegung verfolgend, die durch die Angst motiviert ist, zielt allerdings, ähnlich wie bei Sebald, nicht so sehr auf die vermeintliche Wirklichkeit des auf der Reise Beobachteten, sondern ist vor allem ein Spiel mit der Literatur; den eigenen drei Reisebüchern *Die letzte Welt*, *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* und *Der fliegende Berg*, aber auch den Reisebeschreibungen anderer, so z.B. Sebalds *Die Ringe des Saturn*. In Bezug auf die Konzeptualisierung von Trauma wird die Nähe zwischen Ransmayr und Sebald evident; Trauma fungiert hier als Fluchtpunkt für Sebalds Melancholie als auch für Ransmayrs Angst. Doch die Angst, wenn auch über das Trauma aufs engste verflochten mit der Melancholie, hat als Dispositiv eine andere Wertigkeit bzw. ermöglicht ein anders gelagertes Narrativ. Daher soll an dieser Stelle der Begriff der Angst, wie er im Folgenden eine Rolle spielen wird, kurz skizziert werden.

Angst kann nach Freud zum einen als automatische Angst verstanden. Hier wird das Subjekt in einer traumatischen Situation vom Reiz überflutet. Es findet sich der Situation ausgeliefert und kann somit nicht mehr anders, als mit Angst reagieren. Zum anderen kann Angst aber auch als Angstsignal verstanden werden. Die Angst ist eine nachträgliche Reaktion, eine abgeschwächte Wiederholung einer traumatischen Angst, die jetzt im Nachhinein das Subjekt vor Reizüberflutung schützen soll. Jacques Lacan bezeichnet die Angst als Affekt, der nicht verdrängt immer auf etwas verweist, somit durchaus nicht ohne Objekt ist. Doch die Verweisungsstruktur des Affekts Angst ist uneindeutig. Lacan spricht davon, dass sie „aus ihren Vertäuungen gerissen ist“, „abdriftet“.² Die Angst als Affekt setzt

¹ Vgl. Öhlschläger/Niehaus 2006, 9.

² Vgl. Lacan, 25. Siehe zur gegenwärtigen Diskussion der Freud'schen und Lacan'schen Affekttheorien auch Angerer 2010.

voraus, dass das Subjekt von etwas affiziert ist, d.h. in einen libidinös-emotionalen (gleichsam erotischen) Diskurs eingebunden ist. Die Angst ist daher immer schon Resultat einer besonderen Beziehung zum Objekt. Und hier setzt die Reiseliteratur an, denn das Objekt, zu dem sich das Subjekt in Beziehung setzt, wirft zwangsläufig die Dimension des Fremden auf.³ Das Fremde erscheint im Übergang vom Heimlichen zum Unheimlichen. Dieser Ort des Heimlich-Unheimlichen wird durch die Angst markiert; sprich, die Angst verweist auf ein Doppel, auf einen Anderen, der in seiner Fremdheit familiär, da zutiefst subjektbezogen ist, oder umgekehrt auf einen Punkt, an dem das Eigene fremd wird. Freud hat dieses Moment der Unheimlichkeit in seiner Abhandlung zu E. T. A. Hoffmanns *Sandmann* an die Kastrationsangst geknüpft;⁴ die Traumaneurose figuriert so als Auslöser einer fundamentalen Angst, die das Subjekt, jedes Subjekt, an den eigenen Mangel bzw. an den eigenen Tod erinnert. Die Angst, könnte man sagen, ist demnach ein Schnitt, der das Subjekt hin öffnet auf etwas „Unerwartetes“, eine „Vorahnung“ oder ein „Vor-Gefühl“;⁵ die Angst ist also wiederum vorgeprägt durch etwas zutiefst Heimlich-Familiäres. Freud und Lacan sprechen hier von einem „Schauplatz“,⁶ ein Schauplatz der Angst also, ein herausgehobener Moment, der sowohl das Sehen als auch den Raum, in dem dieser Moment inszeniert wird, evoziert, und der das Subjekt von dieser Szene, von diesem Schauplatz aus, hinauskatapultiert in die Welt.⁷

II Schreckensräume

In Ransmayrs Topographie wird die Angst zum Scharnier zwischen Selbstbezug, Gedächtnis und Welt. Als Angst oder Erschrecken wird dies in vielfältiger Weise und mit graduellen Unterschieden inszeniert. Vom scheinbar unvermittelten Einbruch des Schreckens über eine vermittelte oder gebrochene Trauer ob der vergangenen Zerstörungen zu einer me-

³ Vgl. ebd., 82.

⁴ Vgl. Freud 1999.

⁵ Vgl. Lacan, 101.

⁶ Ebd., 146f.

⁷ Vgl. ebd., 147.

lancholisch-resignativen Versöhnung mit den Unzulänglichkeiten der besuchten Orte reicht die Skala des ‚ängstlichen‘ Erlebens. In den Episoden „Ein Schatten der Rettung“ und „Die Drohung“ wird der Angstraum physisch erlebbar, das Objekt im Zentrum dieses Raumes des Schreckens affiziert und distanziert den Betrachter. In der Episode auf Mauritius spielend, ist es ein im Sturm auf ein Riff gelaufener Kutter, dessen Mannschaft das Schiff verlassen hatte und von der keine Spur mehr gefunden wurde. Dieser Kutter liegt jetzt im Hafenbecken „[a]ls hätte der Tod oder das Geheimnis des Verschwindens so vieler Seeleute einen Schreckensraum um ihn herum entstehen lassen“.⁸

In einer weiteren Episode an der Grenze von Thailand nach Malaysia ist es eine junge thailändische Mitreisende, die von den Grenzkontrollen des Drogenschmuggels verdächtigt worden war, und nach einem längeren Verhör nun wieder mit den anderen Reisenden im Bus sitzt.

Meiner Erinnerung nach war der Bus [...] bis auf den letzten Platz besetzt gewesen. [...] Aber nun, als die Henkerschlinge hinter jagenden Wasserschleiern verschwand, hatte der Schrecken, der bloße Schatten des Todes, Raum geschaffen. Die Verdächtige saß, wo sie saß. Aber der Platz neben ihr blieb leer.⁹

Das Objekt, Schiff oder Frau, steht in direkter Beziehung zum Tod, einem Tod, der auch die Beobachter hätte treffen können. Besonders in dieser zweiten Episode ist jegliche Empathie verlorengegangen. Die Ausgrenzung der vermeintlichen Drogenschmugglerin ist eine Ausgrenzung des Todes, ein Moment, in dem der Gedanke der eigenen Nichtexistenz als Trauma aufscheint und augenblicklich abgespalten und verworfen werden muss. Giorgio Agamben beschreibt dies als ein Umkippen vom Zustand des Menschen in den Nicht-Menschen.¹⁰ Hier wird die Angst des Betrachters am fassbarsten. Sie konzentriert sich auf den Moment, auf den Punkt, der im Miterleben die Instabilität der eigenen Position zur Gewissheit werden lässt. Wird die Entäußerung des Todes oder die Ausgrenzung der jungen Frau in der zweiten Episode nicht wieder aufgefangen, so endet die erste Episode in einer versöhnlichen Geste. Eine Hindu-

⁸ Ransmayr 2013, 236.

⁹ Ebd. 317.

¹⁰ Vgl. Agamben, 45.

istin übergießt das Geisterschiff mit Wasser des Ganges und überführt so die Trauer über die Toten in einen „Schatten der Rettung“.¹¹ Diese ‚Schreckensräume‘ nehmen im *Atlas* Ransmayrs eine gewisse Sonderstellung ein, da in ihnen Unmittelbarkeit inszeniert wird, der Betrachter oder Augenzeuge so nah an das Objekt herangeführt wird, dass dieses ihn nahezu überwältigt. Die Selbsterhaltung des Ichs, die vom Anderen im Rahmen eines sozialen Kontexts abhängt, verlangt nach Abspaltung vom Gegenüber, wenn dieser nicht mehr zu retten ist.¹² In dieser Konfrontation mit dem Tod wird das Objekt als Abjekt erlebbar.

III Orte der Gewalt

Eine weitere Ausdeutung erfährt die Angst in Episoden, die institutionelle Gewalt oder auch unvermittelt auftretende individuelle Gewaltausbrüche in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. In der Episode „Unter Verdacht“ wird im Südafrika zwei Jahre nach der Apartheid eine Welt vorgestellt, die geprägt ist von den Verwerfungen einer Gesellschaft, die jahrzehntelang die Unterdrückung der schwarzen Mehrheit institutionalisiert hatte. Die Ermordung einer Frau und ihrer Kinder wird ihrem weißen Mann, einem Polizisten, der seine Unschuld beteuert, zur Last gelegt. Die allerortens aufgehängten Plakate, die zur Lynchjustiz aufrufen, werden von einem Paar indischer Abstammung auf einer Raststätte diskutiert, die Frau die Hinrichtung des Polizisten fordernd, der Mann die Unschuld des vermeintlichen Mörders erwägend. Beim Wiedereinsteigen in den Bus, „macht der Mann an ihrer Seite plötzlich kehrt, war mit einigen schnellen Schritten bei dem schlafenden Hund und trat mit einer solchen Wut gegen seine ausgestreckten Hinterläufe, daß das Tier jaulend hochsprang“.¹³ Das Tier, „ein von der Räude geplagtes, zu Tode erschöpftes Wesen“,¹⁴ wird zum Substitut für eine Regierung, die den ‚Coloured Man‘ als Zwitterwesen, nicht weiß und nicht schwarz, eine Sonderstellung zugewiesen hatte. Seine Parteinahme für den weißen Polizisten und seine Gewalt gegen den

¹¹ Ransmayr 2013, 237.

¹² Vgl. hierzu auch Butler 2009, 26-29

¹³ Ransmayr 2013, 323f.

¹⁴ Ebd., 324.

räudigen Hund, d.h. die Bestialität der Lynchforderung zurückweisend, um gleichzeitig das wehrlose Tier bestialisch zu treten, spiegeln sowohl die Zerrissenheit des Täters, aber auch und vor allem die Zerrissenheit des Betrachters, der verdammt dazu ist, unbeteiligter Zuschauer zu bleiben. Die Angst hier ist auch eine Angst vor Einmischung. Das 70mal einleitend wiederholte „Ich sah“ wird Gesetz, ein Rahmen, der nicht gesprengt werden kann. Es verdammt den Reisenden als Augenzeugen zur Untätigkeit.

Besonders deutlich wird dies in einer Passage, in der wiederum ein Tier der Gewalt oder der Gleichgültigkeit der Menschen zum Opfer fällt. In der Episode „Sturz aus der Nacht“, die das Sonnenwendfest im indischen Jaipur beschreibt, bringen die Papierdrachen, deren Leinen mit Glassplittern versehen sind, um die anderen Drachen zu beschädigen und aus dem Feld zu schlagen, einen Flughund, tödlich verletzt, zum Absturz. Zwei Mädchen versuchen dem Tier zu helfen.

Ich stellte mir vor, nein: ich wünschte mir, der Gestürzte und nun so liebevoll, ja ehrfürchtig Behütete wäre in den Armen eines der Mädchen bloß vertrauensvoll eingeschlafen und nicht deswegen so still und bewegungslos, weil er bereits für immer von allen Bindungen an die Erde gelöst war [...].¹⁵

Die Liste der gequälten Tiere in Ransmayrs *Atlas* ist lang. Sie reicht von Hunden über Fledermäuse, einen Stier in der Arena, eine Anakonda, die mutwillig von einem Lastwagen überfahren wird und mit gebrochenem Rückgrat zurück in den Dschungel kriecht, zu einem gefangenen, blutenden Waran, der auf dem Rücksitz eines verunglückten Motorrads den Tod erwartet. Dabei hält der Waran das Auge geheftet auf das mit ihm verunglückte Kind des Waranjägers, das weinend aber unverletzt von den Passanten herumgereicht und zum Lachen gebracht wird, nun als „unverwundbar“, „unsterblich“, „einer kindlichen Gottheit“¹⁶ gleich erscheint, so dass der Waran die Augen für immer schließen kann.

Die geschundene Kreatur wird bei Ransmayr in ihrer ‚Gottergebenheit‘, ihrem Wissen um den bevorstehenden Tod, zur Übergangs- oder Mittlerfigur. Sie transzendiert die Angst, während der Betrachter aus der Distanz

¹⁵ Ebd., 202.

¹⁶ Vgl. ebd., 381.

ihr Sterben beobachtet. Im Blick des Tieres wird auch die menschliche Vergänglichkeit spürbar. Als sterbender Blick wird der Tod des Menschen heraufbeschworen. Andererseits kann aber auch im gleichgültigen Blick des Tieres der Mensch vergehen. Als Vernichtung oder Auslöschung erfährt dies der Erzähler in der Begegnung mit einer Buckelwalkuh. Er glaubt

in ihrem Blick eine so abgrundtiefe Gleichgültigkeit zu sehen – vergleichbar der eines Berges gegenüber dem, der ihn besteigt, der des Himmels gegenüber dem, der ihn durchfliegt –, daß mich ein Gefühl überkam, als müßte ich mich unter diesen Augen ohne den geringsten Rest auflösen, müßte unter diesen Augen verschwinden, so, als hätte ich nie gelebt.¹⁷

Die Ambivalenz oder emotionale Indifferenz dieser Episoden findet teilweise Entsprechung in W. G. Sebalds *Die Ringe des Saturn*. Die Misshandlung der Tiere, so präsent im Ransmayr'schen *Atlas*, wird bei Sebald vor allem in einer Episode abgeschwächt vorgeprägt, nämlich in der, in welcher im Park von Somerleyton die demente chinesische Wachtel an den Gitterstäben ihres Käfigs auf und ablaufend wie Rilkes Panther, „den Kopf schüttelte, als begreife sie nicht, wie sie in diese aussichtslose Lage geraten sei“.¹⁸ Die Wachtel, in ihrer Vergesslichkeit, fremd in ihrem englischen Käfig, umgeben von einem langsam verdämmernden Park, wird zum Sinnbild nicht so sehr des immanenten Todes, sondern des langsam melancholisch erlöschenden Daseins.

IV Zerstörte Welten

Erst wenn die Tiere nicht in ihrem Einzelschicksal Gegenstand der Betrachtung sind, sondern als Schwärme – z.B. von Zikaden, Pilzmücken oder Lachsen –, schließt sich der Kreis zu Sebald tatsächlich. Der Wille zur Fortpflanzung dieser Fische und Insekten muss bezahlt werden mit einem hundert- oder tausendfachen Tod. In der *Atlas*-Episode „Der Pianist“ sind es die Zikaden, die nach einem langjährigen Larvenstadium als

¹⁷ Ebd., 128.

¹⁸ Sebald, 50.

„Flügelwesen“¹⁹ nur noch ein paar Tage haben, um dann „wie Laub von den Bäumen“²⁰ zu fallen.

Ich hatte auf meinem Weg [...] aus den Bäumen gefallene Zikaden gesehen. Wie ausgesät lagen sie auf unfruchtbaren Böden, Autodächern, Fahrbahnen, Gehwegen, Plätzen. Anfangs hatte ich noch versucht, den Gefallenen auszuweichen, war irgendwann aber weitergegangen, ohne noch auf das Knacken von Chitinpanzern, das Knistern von Sprungbeinen und Flügeln unter meinen Schuhen zu achten.²¹

In der ähnlich gelagerten Episode „Im Weltraum“ besucht der Erzähler eine neuseeländische Höhle, die einem Sternenhimmel gleich beleuchtet wird von tausenden phosphorizierenden Pilzmückenlarven. Der Boden der Höhle ist bedeckt durch eine meterhohe Schicht toter Insekten, die nach der Verpuppung und Transformation nur noch ein paar Tage zur Fortpflanzung haben, um dann verhungert vom Höhlenfirmament zu fallen. Auch die Fische reihen sich in diese Szenarien der Zerstörung: so die kanadischen Lachse, die, nach Jahren im Meer an ihren Ursprungsort zurückkehrend, versuchen, dem ausgetrocknetem Flusslauf zu folgen und schließlich an einem Wasserfall, der nurmehr ein Rinnsal ist, scheitern und sterbend den immer noch nachkommenden Lachsen entgegenströmen. In *Die Ringe des Saturn* sind es ebenfalls Insekten und Fische, hier Seidenspinner und Heringe, die zu Tausenden ihren Tod finden, etwa die Heringe, teils durch Überfischung, teils dadurch, dass sie infolge von Übervermehrung mit den Wellen auf den Strand geschwemmt werden und dort verenden; die Seidenspinner durch die industriell betriebene Zucht zur Gewinnung von Seide. Sobald Tiere jedoch haben immer einen augenfälligen Verweisungscharakter. Die Betrachtung über die im Tode phosphorizierenden Heringe, die man gar zur Stadtbeleuchtung nutzen will, d.h. diese „äußerste Zuspitzung des Leidensgeschichte einer ständig von Katastrophen bedrohten Art“,²² leitet bei Sebald direkt über zur Vernichtung der Juden. Von dem „ruhelosen Wanderer des Meeres“, verladen in Güterwagen, „um ihn an die Stätten zu bringen, wo sich sein Schicksal

¹⁹ Ransmayr 2013, 203.

²⁰ Ebd., 204.

²¹ Ebd.

²² Sebald, 74.

auf dieser Erde endgültig erfüllen wird“,²³ ist es für Sebald nicht weit zu den Leichenbergen von Bergen-Belsen. Auch der von China bis Nazi-deutschland gezüchtete Seidenspinner, dessen reinweißer Faden schwarz eingefärbt werden muss, um sich als Netz zum Heringsfang zu eignen, genießt nur so lange ein behütetes Dasein, wie er mit der Produktion des Seidenfadens beschäftigt ist. Der Tod, ob durch Verbrühen oder Vergasen, führt das Tier seiner eigentlichen Bestimmung zu. Was sich bei Sebald zu einem dichten Gewebe zusammenschiebt, wird bei Ransmayr auseinanderdividiert und ausbuchstabiert. Doch die Geschichte der Zerstörung muss auch bei Ransmayr – auch über den Umweg Sebald – immer mitgedacht werden. Sind bei Sebald die Orte der großen geschichtlichen Katastrophen auf seiner Wanderung durch East Anglia aus jedem Gespräch mit den oftmals zurückgezogen lebenden Bewohnern, jedem verfallenen Herrenhaus, jedem vom Sturm entwurzelten Baum, aber vor allem an den Heringen und immer wieder den Seidenspinnern ablesbar, so wird Ransmayr die ganze Welt zum Schauplatz der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zerstörungen. Episoden der intimen, kleinteiligen Beobachtung einer scheinbar vertrauten und harmlosen Szenerie wechseln hier ab mit solchen, in denen hinter der Nahbeobachtung die Katastrophe des Weltgeschehens aufscheint. So leitet z.B. eine Straßenszene in Nepal über zu der Vernichtung des nepalesischen Königshauses, das Wasserfest am Tonle Sap zu den Schrecken der kambodschanischen Killing Fields, ein Prediger in einem ehemaligen Fußballstadion zu der Zerstörung Warschaws durch die Deutschen, eine Fahrt mit einem srilankanischen Tuk Tuk zum Tsunami von 2004, und ein Hongkonger Fest zu Ehren der Göttin Tin Hau als „Erinnerung an die Zukunft“²⁴ deutet schon auf das sich gerade entfaltende Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens. Diese Katastrophen der Vergangenheit, die dem Muster der Melancholie folgen, werden somit ergänzt durch Episoden, in denen die Katastrophe ganz im Sinne der Denkfigur ‚Angst‘ noch nicht stattgefunden hat bzw. vorgeprägt durch eine gewaltsame Geschichte als Zerstörungspotential vorausgeahnt wird.

²³ Ebd., 71.

²⁴ Ransmayr 2013, 393.

In dem Kapitel „Parlamentsbesucher“ wartet eine Menschenschlange im winterlichen Berlin auf Einlass in den neubauten Reichstag, um die Kuppel dieser „Monströsität“,²⁵ die „nicht nur den Regierungspalast, sondern die ganze Stadt zu überwölben“²⁶ schien, hier wohl eher an Hitlers Germania als an das moderne Berlin erinnernd, in Augenschein zu nehmen. Unter den Wartenden ein barfüßiger, aber ansonsten gutangezogener Mann, der die Aufmerksamkeit, die er erregt, auch die des Mädchens Miriam, nicht zur Kenntnis zu nehmen scheint. Ein dicker Mann, der das Warten satt hat, wendet sich mit unverhohlener Aggression an den Barfüßigen, ihm bescheidend, dass ein barfüßiger Mann niemals Eintritt bekäme in den Reichstag dieses Landes, das „gut gerüstet, von Polizei, Armee und Geheimdiensten geschützt“, und „größter Waffenexporteur der Welt“²⁷ ist. Die Figur des barfüßigen Mannes, ausgeschlossen nicht nur vom Parlament des Landes, sondern von der „Gemeinschaft der Landesbewohner“,²⁸ ist zugleich Christus-Figur und Sinnbild des von der deutschen Volksgemeinschaft verstoßenen Juden. Das Mädchen Miriam, das begriffen hatte, „daß von diesem Mann keine Antwort zu erhoffen war“,²⁹ vereinigt in seinem Namen die jüdische und die christliche Tradition: Miriam, die jüdische Seherin und Schwester Moses, und in der griechisch-lateinischen Umschreibung Maria, die Muttergottes. Was bei Sebald in melancholisch-gelehrter Resignation der Nachträglichkeit, des immer schon Gewesenen, der nie einholbaren Katastrophe inszeniert wird, erfährt bei Ransmayr eine neue Unmittelbarkeit, und eine neue Potenz; als seien die Zerstörungen immer wieder Träger neuer Zerstörungen. Die barfüßige Christusfigur führt dem deutschen Leser vor, dass die Vergangenheit nie vergangen sein wird. Er wird hier im Sinne Benjamins zur heterogenen Allegorie, die „etwas, und etwas anderes sagt“,³⁰ das heißt, hier wird die Melancholie operationalisiert. Christian Kläui stellt fest:

²⁵ Vgl. Ebd., 246.

²⁶ Ebd., 245.

²⁷ Vgl. ebd., 248.

²⁸ Ebd., 249.

²⁹ Ebd., 247.

³⁰ Vgl. Kläui 2003, 18.

daß im allegorischen Modus der melancholischen Rede eine innere Gegensätzlichkeit auftaucht, denn die aus der Vergänglichkeit des Lebenden entlassenen Trümmer können zu neuen Bausteinen werden, die vom lebenden Sinn entkleidete, übriggebliebene tote Schrift kann neu gelesen werden. Aus der melancholischen Reduktion auf den toten Stein wird in einer zweiten, gegenläufigen Bewegung ihre Baustein-Seite.³¹

Diese „Transformation ins Offene“³² ist bei Ransmayr eine immer neu durchgespielte, imaginierte oder im Zusammenhang der Reise real erlebte Serie von Zerstörungen und nicht endenwollender Gewalt. Anhand der nahezu mythischen Orte, die die Reiseliteratur seit Jahrhunderten durchziehen – Isla Salas y Gómez, Isla Robinsón Crusoe, die Osterinsel, Pitcairn, der Nordpol – werden die Erinnerungen an die Gewalt und Verwüstung früherer Zeiten komplementiert durch die der neueren Zeit. Pitcairn wird zum Ort, an dem die neuseeländische Regierung alarmiert versucht, der vermeintlichen sexuellen Gewalt gegenüber Kindern Herr zu werden; eine Geschichte der Aneignung und Versklavung, die ihren Ausgang in der Meuterei hatte und sich bis in die Gegenwart zieht; die Osterinsel als nahezu entvölkerter Flecken auf der Landkarte, die ihre Wiederentdeckung dem chilenischen Diktator Pinochet verdankt, deren Untergang aber nochmals in der Gegenwart wiederholt wird, als der Erzähler auf seinen Wanderungen bei einem verlassenen Gehöft hilflos mitansehen muss, wie eine Herde von Rindern und Pferden vor Durst elend kriecht; und das felsige, wüste Salas y Gómez als Ort der Götter aus der Sicht der Rapa Nui, deren dünner Vertreter in der ersten Episode den Hungertod seines Volkes beklagt; die Isla Robinsón Crusoe, auf der Selkirk gestrandet war und auf der jetzt nach dem Tsunami die Toten aus ihren überschwemmten Gräbern exhumiert und erneut bestattet werden müssen; und schließlich die Arktis, das Ziel der 20 Jahre zuvor vom Erzähler beschriebenen Payer-Weyprecht Expedition, die jetzt dem Hubschrauberpiloten durch einen Absturz fast das Leben kostet. Das was einmal beschrieben und eingeschrieben ist, schreibt sich weiter, so die historische Payer-Weyprecht-Expedition in Ransmayrs *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*, und anschließend im *Atlas* als „Zweiter Geburtstag“, als

³¹ Ebd., 18.

³² Ebd., 19.

glückliche Auferstehung nach einem potentiell tödlich endenden Unglück. Man könnte als sagen, nicht nur Geschichte schreibt sich ein in die Orte, sondern auch Geschichten. Einmal geschrieben, gibt es kein Entkommen, keine Möglichkeit, weiße Flecken zu hinterlassen. Nicht an diesem Ort in der Arktis, dem letzten weißen Flecken, der von der Payer-Weyprecht-Expedition beschriftet wurde, noch an den anderen von Ransmayr selbst wiederholt beschriebenen Orten. So findet *Der fliegende Berg* Wiederaufnahme in verschiedenen Episoden, besonders augenfällig aber in „Der Schreiber“ und in der letzten Episode „Die Ankunft“.

In „Der Schreiber“ ist es Tibet, besetzt und drangsaliert von China, das unbeirrt sein Mantra auf die Gebetsfahnen schreibt und in die Steine meißelt. Hier wird gar ein ganzer See zur Gebetsmühle, den Urklang des Universums in die Welt tragend. Im letzten Kapitel dann gelangt der Erzähler mit seinem Freund hoch in den nepalesischen Bergen in die Höhle von Mönchen, die am Feuer betend das Einschlafen des Erzählers begleiten, der nunmehr „angekommen“ war.³³

Diese Selbstreferentialität aber wird in der Episode „Die Arbeit der Engel“ gleichsam überschrieben von einem Eingebundensein in den Diskurs der Melancholie, wie ihn Benjamin, Sebald und andere vorformuliert haben. In der Tschechoslowakei ist es der nicht-jüdische Pavlik, der zum selbsternannten Hüter des jüdischen Friedhofs wird; die Einfassungsmauer wieder herstellt, die Grabsteine von Moos befreit und die Inschriften entziffert. Ein zweiter Pythagoras, der wie sein Vorgänger, der Knecht Ovids in *Die letzte Welt*, die Geschichten der Verstorbenen und Vergessenen bewahrt bzw. diese erst zu dem macht, was sie sind: Geschichten. Diese „Arbeit der Engel“ lässt Pavlik zum Benjaminischen Engel der Geschichte werden, der allerdings nicht nur sich vor ihm auftürmende Katastrophen der Geschichte sieht, sondern diese über die Entzifferung, Übersetzung und erneute Verschriftung öffnet für das Zukünftige, hier für die Welt nach 1989 und die kommenden Besucher. Während Ransmayr also die Insignien des Melancholiediskurses – auch des Sebald’schen – immer wieder aufgreift und transformiert, über die Tiere, die Orte, die Dinge, oder die legendären Gestalten, wie z.B. die chinesische Kaiserwit-

³³ Ransmayr 2013, 456.

we Tse Hsi,³⁴ eine Schlüsselfigur auch in Sebalds *Die Ringe des Saturn*,³⁵ so ist es doch letztlich die Einführung der Angst als bestimmendes Moment, das diesem melancholischen Narrativ eine andere Stoßrichtung gibt.

V Unbehauste Heimat

Die vorletzte Episode „Mädchen im Wintergewitter“, eingeleitet wieder von einem „Ich sah“, obwohl der Erzähler nicht Augenzeuge hat sein können, mag als Kippfigur fungieren. Ein Mädchen von 6 oder 7 Jahren, das an einem Wintertag mit dem Bruder zur Schule geht, wird von diesem allein auf dem Feld zurückgelassen; hier der Angst vor zwei Gefahren ausgesetzt, die dem Kind als die schrecklichsten erscheinen; dem Licht und einem Hund, genauer dem blendenden Licht des Wintergewitters und dem bellenden, bissigen Hund des naheliegenden Bauernhofs. Das Mädchen, früh verstorbene Geliebte des Erzählers, reicht ihre Angst an den Erzähler weiter, dessen eigene komplementäre Angst vor der Dunkelheit im letzten Kapitel von einem Funken des erlöschenden Feuers zur Ruhe gelegt werden kann. Die Aufnahme einer anderen Erzählerstimme, die Erinnerung an die geliebte Person über den Tod hinweg, führt in dieser melancholischen Geste an den Ursprungsort der Angst, d.h. der kindlichen Verlassenheit. Der melancholisch-nachgetragene Diskurs ist, wie bei Sebald, ein Diskurs, in dem das Verlorene psychisch festgeschrieben von einer resignativen Struktur des Genießens – d.h. einem Genießen der Trauer um das Verlorene – geprägt ist. Bei Ransmayr, so möchte ich behaupten, ist der melancholische Diskurs, so er denn einer ist, immer im Übergang, auf ein Zukünftiges, d.h. auf ein Begehren, nicht auf ein nostalgisches Genießen hin ausgerichtet. Ein Begehren hier auf etwas, was verloren ist, verloren sein wird, aber dennoch zur treibenden Kraft einer, wie Kläui es nennt, Transformation ins Offene werden kann. Die Angst bezeichnet genau diesen Punkt. Sie verweigert sich der melancholischen Geste und markiert stattdessen das Umschlagen in einen Zukunftsent-

³⁴ Vgl. ebd., 333.

³⁵ Vgl. Sebald, 177 (hier als Tz'u-hsi bezeichnet).

wurf, der wiederum die Spuren der Verwüstung weiterträgt, oder anders, eines Begehrens, das noch nicht dem Genuss überantwortet worden ist. In Ransmayrs *Atlas* wird die Denkfigur der Angst zum Fokus, fast möchte man sagen zur Transformationsmaschine, in der die Rückwärtsgerichtetheit der Melancholie auf die Zukunft hin geöffnet wird; die Impotenz der Resignation in die Potenz der ängstlichen Erwartung verwandelt wird, in der aber auch der Sebald'sche Intertext von den Schichtungen des Gedächtnisses und der Archäologie der Vergangenheit auf die (zukünftige) Welt übertragen und lesbar wird. Letzendlich aber ist Ransmayrs Projekt immer auch ein zirkuläres; die Über- und Weiterschreibung der verschrifteten Welt. Der *Atlas* kehrt so letztlich an den Ort des *Fliegenden Berges* oder besonders an den der *Letzten Welt* zurück, in der das Repertoire des Weltgeschehens – aus dem Mythischen heraus – ins Mythische zurückgeführt wird; vorgeprägt durch den Stein, die Ruine, die Gebetsfahne, den toten Buchstaben, Cottas Echo des eigenen Namens, wie es in *Die letzte Welt* vom Olymp zurückschallt, bevor dieser eingeht in den Berg. All dies verharrt in der Petrifikation, bis die Angst als Movens eine erneute Transformation, einen neuen Zukunftsentwurf und eine Weiterschreibung der Welt möglich macht.

Literaturverzeichnis

Agamben, Giorgio: *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge*, Frankfurt/M. 2003.

Angerer, Marie-Luise: „Gefühlsblindheit oder von der Schwierigkeit, Gefühle wissenschaftlich zu erklären“, in: *Emotionen* (Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2010), hrsg. v. Daniela Hammer-Tugenthat und Christina Lutter, Bielefeld 2010, 51-59.

Benjamin, Walter: „Über den Begriff der Geschichte“, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. I/2, hrsg. v. Hermann Schweppenhäuser u. Rolf Tiedemann, Frankfurt/M. 1991, 690-708.

Butler, Judith: „Über Lebensbedingungen“, in: *Krieg und Affekt*, hrsg. v. Judith Mohrmann, Juliane Rebentisch u. Eva von Redecker, Zürich/Berlin 2009, 11-52.

Freud, Sigmund: „Das Unheimliche“, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 12, hrsg. v. Anna Freud et al., Frankfurt/M. 1999, 227-268.

Lacan, Jacques: *Die Angst. Das Seminar. Buch X*, Wien/Berlin 2010.

Kläui, Christian: „Melancholie: ein in sich gegensätzlicher Begriff“, in: *Melancholie und Depression. Jahrbuch für klinische Psychoanalyse 5*, hrsg. v. André Michels et al, Tübingen 2003, 11-19.

Öhlschläger, Claudia u. Michael Niehaus: „Vorwort“, in: *W. G. Sebald. Politische Archäologie und melancholische Bastelei*, hrsg. v. Michael Niehaus u. Claudia Öhlschläger, Berlin 2006, 7-11.

Ransmayr, Christoph: *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*, Frankfurt/M. 2007 [1984].

Ransmayr, Christoph: *Die letzte Welt*, Frankfurt/M. 2004 [1988].

Ransmayr, Christoph: *Der fliegende Berg*, Frankfurt/M. 2006.

Ransmayr, Christoph: *Der Atlas eines ängstlichen Mannes*, Frankfurt/M. 2013 [2012].

Sebald, W. G.: *Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt*, Frankfurt/M. 2004 [1995].

David Wachter

Apokalypse und Voodoo. Zur Poetik von H.C. Buchs Haiti-Romanen

Der Prolog zur *Hochzeit von Port-au-Prince*, dem ersten Roman aus Hans Christoph Buchs literarischer Haiti-Trilogie, entwirft ein schillerndes Tableau.¹ In einem „verfallene[n] Schloss“ (HP 7-10) treffen Figuren aus dunkler Vergangenheit zum grotesken Reigen zusammen. Den Meister der Zeremonie gibt Baron Samedi, im haitianischen Voodoo der androgyne Herr der Friedhöfe, gekleidet in die löchrige Uniform Henri Christophe, des selbst ernannten Königs in Nord-Haiti von 1811 bis 1820. Die Gäste sind Zombies, unerlöste Wiedergänger historischen Personals, Getriebene auf der Schwelle von Leben und Tod. Im Empfangssaal verhaftet ein französischer Offizier namens Vincent den haitianischen Befreiungskämpfer Toussaint Louverture und sperrt ihn in ein Verlies. Währenddessen wird der kommunistische Dichter Pierre Roumel zu Tode gefoltert, die haitianische Großmutter des Autors mischt den Salat, und Tante Toni sieht sich einen alten Horrorfilm an.

Diese fiktive Ruine verbindet drei reale Orte auf Haiti: Henri Christophe's Zitadelle, sein repräsentatives Schloss Monrepos sowie das Gefängnis Fort Dimanche, wo der Diktator François Duvalier seit Ende der 1950er Jahre seine politischen Gegner massakrieren ließ. Im imaginären Bild überlagern sich heterogene Zeitschichten auf einem hybriden Schauplatz; Prolog wie anschließender Roman folgen einer Logik der mythischen Wiederholung.²

¹ Vgl. Buch 1984, 7-10. [Im Folgenden mit der Sigle HP zitiert.] Die weiteren, hier nicht berücksichtigten Romane der Trilogie sind: *Haïti Chérie*, Frankfurt/M. 1990, sowie *Die Rede des toten Kolumbus am Tag des jüngsten Gerichts*, Frankfurt/M. 1992.

² So auch die Deutung Herbert Uerlings in seiner brillanten Analyse der *Hochzeit von Port-au-Prince* in Uerlings 1997, 149-241, hier 155.

I Haiti – Apokalypse und Voodoo

Im Folgenden möchte ich zunächst einige Konturen der literarischen Historiografie von Hans Christoph Buchs *Hochzeit von Port-au-Prince* (1984) skizzieren. In einem zweiten Schritt untersuche ich den Grenzgang zwischen journalistischer Reportage und literarischer Fiktion im ‚Romanessay‘³ *Tanzende Schatten oder Der Zombie bin ich* (2004)⁴. Beide Texte beschreiben die gewaltsamen Umwälzungen in den Antillen als Katastrophengeschichte. Der poetische Modus dieser Darstellung ist die Apokalypse. Gemeinsam mit Voodoo und Karneval, die als Prägungsfaktoren haitianischer Identität dargestellt werden, prägt sie die Texte inhaltlich wie formal. Ein wichtiges Merkmal ist dabei die Hybridisierung von Textgattungen – die Kontamination von historischem und phantastischem Roman im Fall der *Hochzeit von Port-au-Prince*, die Grenzüberschreitung von faktuellem und fiktionalem Schreiben im Fall der *Tanzenden Schatten*.⁵ Besonders die *Hochzeit von Port-au-Prince* ist dabei von einer „karnevalesken Dekonstruktion“⁶ geprägt. Darunter lässt sich ein parodistisches Erzählen verstehen, das koloniale Diskursmuster in der Begegnung zwischen Europa und Karibik vorführt und zugleich die kulturelle wie individuelle Identität seiner Romanfiguren fragwürdig werden lässt. Zu den oft sehr ernsten Verwirrspielen, in die Buchs Roman seine Leser verwickelt, gehört besonders das Spannungsverhältnis von realistischem und phantastischem Erzählen. Offensichtlich steht Buch hier in der Tradition des ‚real maravilloso‘, etwa des von ihm bewunderten Alejo Carpentier, an dessen Roman *Das Reich von dieser Welt* (span. 1949, dt. 1964) sich seine Haiti-Fiktionen explizit orientieren.⁷

Auch der synkretistische Kult des haitianischen Voodoo ist in einem solchen Schwellenbereich angesiedelt. Lässt sich die komplexe Welt des

³ Die Genre-Bezeichnung ‚Romanessay‘ findet sich explizit im Untertitel des Romans.

⁴ Buch 2004 [Im Folgenden mit der Sigle TS zitiert.]

⁵ Zur doppelten Bedeutung des Begriffs ‚Hybridisierung‘ – zum einen kulturelle Vermischung, zum anderen Textverfahren neuer Genres – siehe Seibel 2013.

⁶ Uerlings 1997, 228.

⁷ In *Tanzende Schatten* erwähnt Buch ausdrücklich Carpentiers ‚real maravilloso‘, nimmt aber gegenüber der deutschen Übersetzung als „magischer Realismus“ eine ambivalente Haltung ein. (Vgl. TS 63f.)

Voodoo nur schwer in wenigen Worten zusammenfassen,⁸ so sei gleichwohl als Hintergrund knapp festgehalten, dass es sich um einen Besessenheitskult afroamerikanischer Prägung handelt. In dessen Zentrum stehen die sogenannten *Loas*,⁹ eher Geisterwesen als Götter, die häufig mit christlichen Heiligenfiguren überblendet werden.¹⁰ Zur Voodoo-Beschwörung gehören Praktiken weißer und schwarzer Magie: In der haitianischen Variante wird die friedfertige Familie der *Rada*-Geister durch eine gewalttätigere Familie der *Petro*-Geister ergänzt, die mit ihren militärischen Symbolen auf die antikolonialen Befreiungskriege Ende des 18. Jahrhunderts zurückverweisen.

Was hat es mit diesen Befreiungskriegen auf sich? – Es gehört zur besonderen Tragik Haitis, dass seine neuere Geschichte vielversprechend begann. Mit der Unabhängigkeit im Jahr 1804 gelang dem fruchtbaren Land die historisch erste Dekolonisation.¹¹ Sie war das Ergebnis jahrelanger Revolutionswirren, die mit den Unabhängigkeitsbestrebungen der Mulatten ab 1790 sowie den zeitgleichen Aufständen schwarzer Sklaven anfangen. Schon im Jahr 1792 kam es zur Erklärung der Bürgerrechte für die sogenannten ‚freien Farbigen‘, also jene Mulatten, die ihrerseits im ethnisch-sozialen Spannungsgefüge des Inselstaates eine privilegierte Position einnahmen. Im Jahr 1794 erfolgte die Abschaffung der Sklaverei, in deren Nachgang der Unabhängigkeitskämpfer Toussaint Louverture zum Brigadegeneral ernannt wurde und als solcher zum Herrscher über die (immer noch französische) Kolonie Haiti aufstieg. Doch knapp zehn Jahre später, ab 1802, versuchte Napoleon die Sklaverei aus wirtschaftlichen Gründen erneut einzuführen. Seine Invasionsarmee traf auf den bewaffneten Widerstand Toussaint Louvertures, der 1803 in französischer Haft starb, sowie des Generals Jean-Jacques Dessalines. Unter dessen Führung wurden fast alle im Land verbliebenen Franzosen massakriert und im Jahr 1804 die Unabhängigkeit proklamiert, wobei sich Louverture und Dessalines ihrerseits als brutale Despoten erwiesen. Neben den sozialen Span-

⁸ Für eine umfassende und systematische Einführung siehe Métraux 1994.

⁹ Vgl. ebd., 103-134.

¹⁰ Vgl. ebd., 373-414.

¹¹ Für eine konzise Einführung in die Geschichte Haitis siehe Bernecker 1996 (zu Sklavenaufstand und Unabhängigkeitsbewegung siehe bes. 37-46), vgl. dazu auch Girard 2010.

nungen zwischen Mulatten und Schwarzen prägte nicht zuletzt diese Dialektik von Befreiung, Bürgerkrieg und Gewaltherrschaft die weitere Geschichte Haitis mit ihren zahllosen Umstürzen, Militärputschen, Invasionen fremder Mächte (v.a. der USA) und Regierungswechseln, die im 20. Jahrhundert besonders die Despoten Francois und Jean-Claude Duvalier (Papa Doc & Baby Doc) an die Macht brachten.

Mit dieser Geschichte der Umwälzungen setzt sich Hans Christoph Buch seit den späten 1960er Jahren intensiv auseinander. Als Enkel des deutschen Auswanderers Louis Buch und der Mulattin Luce Laraque steht der 1944 geborene Autor in einer eng mit Haiti verflochtenen Familiengeschichte. Nicht zuletzt daher rührt wohl sein Interesse an dem Antillenstaat, den er seit 1968 regelmäßig bereist und über den er neben der erwähnten Romantrilogie zahlreiche Essays, Reiseberichte und literarische Reportagen veröffentlicht hat.¹²

II Karnevaleske Geschichtsschreibung

Buchs frühes Werk *Die Hochzeit von Port-au-Prince* kann als erzählerisch dichtester seiner Haiti-Romane betrachtet werden.¹³ In drei Büchern verknüpft der Text historische Begebenheiten mit Stationen aus der Familiengeschichte des Autors. So entsteht eine komplexe historische Erzählung, die realistische mit phantastischen und parodistischen Erzählelementen überblendet. Das erste Buch erzählt von der Landung der französischen Invasionsarmee unter General Lerclerc und ihrer Niederlage im Partisanenkrieg gegen die Aufständischen. Das zweite Buch montiert historische Quellen zum ‚Fall Lüders‘: Im Jahr 1897 führte die Verhaftung eines deutschen Geschäftsmannes zu einer diplomatischen Krise zwischen Port-au-Prince und Berlin, welche das Kaiserreich mit Bombendrohungen zu seinen Gunsten entschied. Vor dem Hintergrund dieser Kolonialgeschichte wendet sich das dritte Buch der Familienbiografie des Autors

¹² Siehe u.a. die Haiti-Reportagen in Buch 1985 sowie in Buch 1993.

¹³ Trotz ihrer literarischen Qualität als experimentelle Historiografie hat Buchs Haiti-Trilogie nur eine begrenzte Aufmerksamkeit seitens der literaturwissenschaftlichen Forschung gefunden. Zu erwähnen sind neben Uerlings eingehender Analyse der *Hochzeit von Port-au-Prince* v.a. Streese 1991, Weigel 1991 und Lützelner 1999.

zu. In einer Reihe in sich weitgehend geschlossener Novellen erzählt es von der Einwanderung seines Großvaters Louis Buch und dessen erster Frau Pauline sowie von den Kindern Toni, Guillaume und Georg aus zweiter Ehe, die sich alle drei in einem Schwellenraum zwischen Deutschland und Haiti bewegen.

Wie Herbert Uerlings gezeigt hat, parodiert Buch in der *Hochzeit von Port-au-Prince* exotistische Stereotype der kolonialen Unterhaltungsliteratur, indem er sie durch Überzeichnung dekonstruiert.¹⁴ Das gleiche gilt für gängige Schemata des populären Abenteuerromans, etwa die überraschende Wende oder das unverhoffte Wiedersehen. So wird im ersten Buch der französische Oberst Vincent, die rechte Hand General Leclercs und Hauptprotagonist der Erzählung, von haitianischen Polizisten verhaftet. Die Hitze des Gefängnisses überlebt er nur, weil ihm eine „schöne Unbekannte“ (HP 24) – die sich im Nachhinein überraschend als der maskeierte Freiheitskämpfer Toussaint Louverture herausstellt – ihre Muttermilch spendet.¹⁵ Der Baumstamm, auf dem der Schiffsarzt Dr. Dupuy bei einer Kaimanjagd im Dschungel Platz nimmt, erweist sich als schlafendes Krokodil. Im Kampf mit dem „menschenmordenden Monster“ (HP 33), wie die Echse in sensationsheischender Alliteration apostrophiert wird, zieht der Doktor den Kürzeren und verschwindet im Tümpel, nur um nach einer „wunderbaren Rettung“ (HP 34) wenig später wieder aufzutauchen.

Abenteuerliche Volten wie diese parodieren nicht nur Handlungsmuster des Unterhaltungsromans, sondern auch koloniale Stereotype von ‚abergläubischen Wilden‘. Zugleich werden hier Übergänge von realistischem zu phantastischem Erzählen erkennbar. Der Kaiman dient nämlich nicht nur als exotisches Requisit einer Abenteuerexpedition. Wie das „Postscriptum“ (HP 79) betont, ist er auch der geheime Erzähler des Romans. Mehrere hundert Jahre alt, verfügt er über sieben Leben und verknüpft in seinem kolossalen „Gedächtnis“ (HP 82) die historischen Episoden der Erzählung miteinander. Die „trübe Tiefe oder Untiefe seines Teichs“ (HP 82) erhält hier poetologische Relevanz – verkörpert er doch

¹⁴ Vgl. Uerlings 1997, 163-168.

¹⁵ Gemäß dem Prinzip der Wiederholung wird diese Figur in wechselnden Identitäten an unterschiedlichen Stellen des Romans aufgegriffen und taucht auch in den *Tanzenden Schatten* wieder auf.

die instabile Legitimationsbasis eines pseudo-historischen Erzählens, welches seine ironische Einstellung zur Wahrheit offen erkennen lässt. Die „verworrene Geschichte“ (ebd.) beruht demgemäß auf den Lauten „Krick?“ (HP 79) und „Krack!“ (ebd.), welche der Erzähler in Narration übersetzt, ohne ihre Mehrdeutigkeit kohärent auflösen zu können.

Darüber hinaus verweist der erwähnte Kaiman auf den Bois Caiman, wo in der historischen Realität 1791 der erste Sklavenaufstand unter Boukman mit einer Voodoo-Zeremonie begann. Diese nationale Urszene erlebt in Buchs Fiktion der französische Oberst Vincent nach. Vermeintlich von einem Erschießungskommando der Dessalinschen Armee füsiliert, steigt er „im Traum“ (HP 71) in das aufgesperrte Maul des Kaimans ein und wohnt dort der Zeremonie bei, welche einen Hybridisierungseffekt auf ihn ausübt. Der französische Oberst wird vom Taumel des Rituals aufgesogen und erlebt die Entgrenzung seines Ichs: „[S]ie waren alle in ihm, er war der Wald, und er war der uralte Kaiman“ (HP 72). In einem späteren Traumbild muss Vincent beim Versuch, Toussaint Louverture zu verhaften, mit Schrecken erkennen, „daß seine Haut schwarz geworden“ (HP 75) ist, während der Rebellenführer sich seinerseits in Napoleon Bonaparte verwandelt hat. Zwar überlebt Vincent den Traum, wird in letzter Sekunde vor der Hinrichtung gerettet und beginnt eine Affäre mit Pauline Bonaparte, der Witwe des Generals Leclerc; doch der uneheliche Nachkomme Vincenzo, den er mit ihr zeugt, bleibt mit seiner „milchkaffeebraun[en]“ (HP 81) Hautfarbe gleichwohl Mulatte. So wird der Einbruch des Phantastischen vermeintlich auf einen bloßen Traum zurückgeführt, der sich nach unverhoffter Rettung zu verflüchtigen scheint, und bleibt doch zuletzt ohne narrative Auflösung quer zur innerfiktionalen Wirklichkeit bestehen.

Diese Grenzirritation verstärkt sich im dritten Romanteil. Neben intertextuellen Verweisen, etwa auf Kleists *Verlobung in St. Domingo*,¹⁶ ist hier besonders der Voodoo-Kult omnipräsent. Seine narrative Bedeutung erkennt man an der Erzählung von Pauline Buch, der nervös-hysterischen Ehefrau des Großvaters. Aus früherer Ehe bringt sie eine sexuelle Traumatisierung mit: Lange Zeit war sie ohne ihr Wissen mit einem Syphilitiker verheiratet, der später im Wahn verstarb. Die körperliche Erinnerung

¹⁶ Zu Buchs Umgang mit Kleists Prätext siehe Lützelers 1999.

daran prägt ihre Seekrankheit auf der Überfahrt und die erste Zeit auf Haiti: Pauline verträgt die Tropen nicht.¹⁷ Um ihr zu helfen engagiert die Amme Anaise eine Mambô, die Voodoo-priesterin Délira Délivrance, die Pauline einer rituellen Initiation unterzieht. Was dann stattfindet, ist die „Hochzeit von Port-au-Prince“, die der Roman im Titel führt – wird doch die Initiation in den Voodoo-Kult auch als ‚mariage‘ bezeichnet.¹⁸ Angerufen werden in dieser Zeremonie der Herr der Friedhöfe Baron Samedi, die Liebesgöttin Maitresse Erzulie und der Herr der Schwellen und Kreuzwege Papa Legba. Eine Schwelle überschreitet auch Pauline: Sie wird von Voodoo-Göttern besessen und erlebt, in buchstäblicher Korrespondenz zum Namen der Mambô, ihre Trance (*délira*) als Erlösung (*délivrance*) von der Krankheit. Die Genesung währt allerdings nur kurz: Bald wird Pauline erneut von Alpträumen und Tropenkrankheiten heimgesucht. Ein Kur-Aufenthalt in Wiesbaden bringt nur temporäre Linderung. Auf der Rückreise nach Haiti schließlich erlebt Pauline ihren finalen Alptraum: Sie hört die Voodoo-Trommeln, wird von einem weißen Ziegenbock namens Baron Samedi begattet und „gebar ein höllisches Zwitterwesen, wie sie es als Kind auf einem Söller des Straßburger Doms gesehen hatte, mit den Hufen und Hörnern eines Ziegenbocks und dem geschuppten Schwanz eines Krokodils.“ (HP 209) Offensichtlich ist hier die Kreuzung von europäischem und karibischem Imaginärem, von Katholizismus und afrikanischer Religion, vom Trauma der ersten Ehe und der Faszination für den Voodoo.¹⁹ Diese textuelle Hybridisierung setzt sich fort und betrifft zunehmend die Schwelle von realistischem und phantastischem Erzählen. Pauline Buch stirbt nämlich im selben Augenblick, in dem der Geschäftsfreund ihres Vaters mit dem schlüpfrigen Namen „Herr Stecher“ auf Schatzsuche eine leere Flasche mit Haaren und abgeschnittenen Fingernägeln ausgräbt. Die Körperteile gehören Pauline; es handelt sich um die

¹⁷ Zur Verknüpfung von Natur, Exotik und Weiblichkeit bei Buch, Seghers und Müller siehe Weigel 1991.

¹⁸ Siehe auch das Kapitel „Die mystische Hochzeit im Voodoo-Kult“ in Métraux 1994, 247-255.

¹⁹ So heißt es auch über die Gebete der Mambô: „Die Priesterin rezitierte lateinische Litaneien, um die Erlaubnis der christlichen Heiligen zur Anrufung der heidnischen Götter zu erbitten.“ (HP 196) Zum kulturell-religiösen kommt hier der sprachliche Synkretismus von Latein und Kreolisch hinzu.

klassischen Requisiten eines *Ouanga*, also eines Voodoo-Fluchs, der durch symbolische Beerdigung den Tod seines Opfers bewirkt.²⁰ Offen bleibt, wie real dieser Fluch ist – wie „Unklarheit“ (HP 212) überhaupt zur literarischen Konstruktion der *Hochzeit von Port-au-Prince* gehört.

So auch in der abschließenden Szene dieses Erzählstrangs. Er beginnt mit einer Bildbeschreibung der Stickerei, an der Pauline bis zum Tag ihres Todes arbeitete. Das Handwerk zeigt ein hybrides Arrangement von deutsch-haitianischen Eindrücken, die zu einer apokalyptischen „Nature Morte“ (HP 211) zusammengefügt sind. Es handelt sich um Bilder des Untergangs und der Verwesung, die Paulines mit Faszination vermischte Angst vor der Karibik visualisieren. Auf der Suche nach dieser Stickerei öffnen die Erben nach Jahrzehnten Paulines Grab. Sie finden den Sarg leer; an die Stelle des verschwundenen Leichnams ist ein höchst lebendiger Ziegenbock getreten, der über die Friedhofsmauern entkommt. So brechen die Bildwelten aus Paulines Traum in die fiktionale Wirklichkeit ein und konstituieren eine phantastische Textebene. Insofern diese mit einer realistischen Erzählweise verschränkt wird, entsteht ein textueller Schwellenraum.

III Grenzgänge des Fiktionalen

Mit neuen Erzählverfahren experimentiert auch *Tanzende Schatten oder Der Zombie bin ich* aus dem Jahr 2004. Die *innerfiktionale* Spannung zwischen realistischem und phantastischem Erzählen, welche *Die Hochzeit von Port-au-Prince* prägt, wird hier zu einem Grenzgang zwischen fiktionaler Erzählung und faktualer Reportage erweitert. Die selbstgewählte Genre-Bezeichnung ‚Romanessay‘ mit ihrem Ineinander von fiktionaler Erzählung (‚Roman‘) und nichtfiktionaler Reflexion (‚Essay‘) deutet das bereits an. Doch auf welche Weise experimentiert Buch in *Tanzende Schatten*, und welche Schreibweisen entstehen daraus?²¹

²⁰ Allerdings wird diese Episode insofern weiter verunklart, als nicht schon die Beerdigung, sondern erst die Zerstörung der Flasche durch Herrn Stecher Paulines Tod bewirkt.

²¹ Obwohl die experimentellen Schreibweisen des ‚Romanessays‘ als hybrider Form sehr innovativ sind, wurden das Genre und seine spezifischen Textverfahren in der – ohne-

Auf *einer* Textebene entwirft Buch eine historische Narration mit auto-diegetischem Ich-Erzähler. „In meinem vorigen Leben war ich Sklavenhändler“ (TS 40) – der wendige Unternehmer Bapst, hier bereits als Wiedergänger seiner selbst erkennbar, erzählt in chronologischer Abfolge die Stationen seines Berufs- und Lebensweges, der von der Kolonialgeschichte Haitis nicht zu trennen ist. Gleichwohl lässt schon ein erster Blick in den Band erkennen, dass die historische Erzählung von Aktualität getränkt ist. Vor und nach dem Romantext nämlich finden sich zwei Fotobögen des Fotografen Russell Liebman. In Schwarzweiß halten sie Momentaufnahmen aus den Unruhen fest, die Haiti im Herbst 1994 ergriffen, als der im Jahr 1991 aus dem Amt geputschte Präsident Aristide durch amerikanische Invasion zurück ins Amt gebracht wurde. In dieser Zeit stand Haiti am Rande eines Bürgerkriegs, den Hans Christoph Buch als Besucher seiner haitianischen Familie und Freunde, aber auch als Reporter u.a. für DIE ZEIT am eigenen Leib erfuhr. Russel Liebmans Fotos geben einen visuellen Eindruck davon, welches Chaos Haiti erfasste: Kinder mit verunsicherten Augen auf einer Müllkippe; ein Toter im Schlamm der Straße; eine Frau auf der Suche nach Nahrung in einem Müllsack; das Porträt Aristides; die US-amerikanischen Besatzer; zuletzt der Autor mit einem dunkelhäutigen Haitianer vor einem kleinen Altar mit Marienbildnissen.

In *Tanzende Schatten* ergänzen die Fotos den zweiten Erzählstrang: Der Reporter schildert hier seine Erlebnisse vor, während und nach der US-amerikanischen Invasion. Auf den ersten Blick handelt es sich um eine faktuale Textsorte – man könnte sie mit Blick auf ihre subjektive Prägung, ihren Bezug auf reale Erlebnisse des Autors als Augenzeugen, vielleicht als „literarische Reportage“ bezeichnen. Allerdings wird der Autorname mit

hin erst rudimentär ausgeprägten – Forschung zu Hans Christoph Buchs Œuvre bislang kaum eingehender untersucht. Eine partielle Ausnahme stellt Anne-Rose Meyers jüngster Aufsatz „Der Schriftsteller als Zeuge und Zuschauer“ dar (Meyer 2014). Mit Blick auf Buchs Roman *Kain und Abel in Afrika*, aber ohne ausdrücklichen Bezug auf den ‚Romanessay‘ als Genre, untersucht Meyer selbstreferentielle Aspekte des Schreibens auf der Grenze zwischen Faktizität und Fiktionalität und charakterisiert sie als Ausdrucksformen einer Zeugenschaft, die als krisenhafte Erfahrung literarisch auf die eigenen Aporien reflektiert.

„B.“ abgekürzt, die Erlebnisse werden in der dritten Person geschildert.²² Die narrative Funktion dieses Verfahrens besteht offenkundig darin, nachträglich eine wenigstens minimale Distanz zum erlebten Grauen herzustellen, ohne dadurch den Realitätsbezug zu kappen. Denn die bürgerkriegsähnlichen Wirren überwältigen in ihrer schockierenden Brutalität auch den hartgesottenen Reporter. So etwa in folgender Passage, welche die unerwartete Konfrontation mit einer Leiche am Straßenrand schildert:

Die Hitze hatte ihn aufgebläht wie einen mit Gas gefüllten Ballon, aber er lag nicht mehr auf dem Rücken, sondern auf dem Bauch. Streunende Hunde oder Schweine, die in den Armenvierteln frei herumliefen, hatten ihn aus dem Straßengraben gezerrt und seine inneren Organe ausgeweitet. Nur der in einem braunen Schuh steckende linke Fuß war noch intakt, aber schwerer erträglich als der Anblick der von Fliegen umsummten Leiche war der Gestank, der durch die Nasenflügel in die Lungen eindrang und sich in B.s Innerem festsetzte wie ein Krebsgeschwür: Wer den Verwesungsgeruch einmal eingeatmet hatte, wurde ihn nie mehr los. (TS 94)

Diese drastische Darstellung aufgeschlitzter, erschossener oder verkolhter Körper spiegelt mit ihrer Ästhetik des Ekels jenen Schock, den das Erlebte auf den Augenzeugen ausübt, wenn er etwa die „Schädelstätte“ (TS 107) eines öffentlichen Massengraves besucht, in dem die Opfer der bürgerkriegsähnlichen Gewalt achtlos verscharrt werden.

Dieser Schock prägt die literarisch-ästhetische Faktur des ‚Romanessays‘. Zur apokalyptischen Sicht auf das „Endzeit-Szenarium“ (TS 77) gehört die Auflösung jeder chronologischen Ordnung – jedenfalls auf der Textebene der Reportage von „B.“, die dadurch in einen scharfen Kontrast zur intakten Chronologie der historischen Erzählung gesetzt wird. Im Reigen der Toten, die auf öffentlichen Straßen in ihrem Blut liegen, wird der temporale Ort des Jetzt prekär. Generell bleiben die zeitlichen Koordinaten des Erlebten unklar. Daten fehlen nahezu vollständig; auch der Ablauf der Ereignisse bleibt undurchsichtig. Während sich B. in den Kapiteln 1 und 3 bereits mitten im Chaos von Port-au-Prince befindet, wartet er in Kapitel

²² Zur Problematik der Zeugenschaft in Buchs Reportagen aus Kriegsgebieten, die in seine Romane Eingang gefunden haben, siehe grundsätzlich Meyer 2014.

5 in der Dominikanischen Republik auf sein Einreisevisum, ohne dass aus dem Text heraus erkennbar würde, ob er in der Zwischenzeit das Land verlassen hat oder vielmehr Buchs *narration* die zeitliche Struktur der *histoire* durchkreuzt.

Zudem tritt an die Stelle linearer Erzählung eine Kreisbewegung. B. mäandert zwischen dem Grauen der Straße, der diplomatischen Welt mit Botschaftern und Repräsentanten sowie dem privaten Wohnort seiner haitianischen Tante hin und her. Als „Endlosschleife“ (TS 238) – die Rede ist auch von einer „Spirale“ (TS 318) oder einem „Tanz“ (ebd.) – erscheint nicht nur die unmittelbare Gegenwart, sondern auch die ihr zugrunde liegende Katastrophengeschichte Haitis. Diese auch poetologisch reflektierten Befunde passen zu Erkenntnissen der Trauma-Forschung, nach denen ein Schockerlebnis „die individuellen Bewältigungsmöglichkeiten überfordert“²³ und als Erinnerungsfragment in Form von Halluzinationen oder Träumen unablässig wiederholt wird. Charakteristisch für eine Literatur des Traumas sind die Krise konventioneller Darstellungsformen und das Experimentieren mit neuen Schreibweisen, etwa die Auflösung von Handlungseinheiten oder die Tendenz zur Metafiktion.

Diesen psychologisch-ästhetischen Merkmalen entspricht Hans Christoph Buchs *Tanzende Schatten oder Der Zombie bin ich* in vieler Hinsicht genau. Seine Darstellungstechniken beinhalten formal eine Vervielfältigung der Textebenen in Verbindung mit poetologischen Selbstreflexionen, inhaltlich die erwähnte Kreisbewegung. Bemerkenswert ist in diesem Kontext die Spannung zwischen Wirklichkeit und Traum. In einer Episode hört B. „im Traum“ (TS 20) eine meckernde Ziege, gefolgt von bellenden Hunden, einem rumpelnden Lastwagen, einem Schuss und der Stimme eines Radioreporters – ein Kontinuum von Halbschlaf-Eindrücken, bei dem die Grenze zum Erwachen unmarkiert bleibt. Dieses Oszillieren auf der Schwelle von Realität und Halluzination betrifft nicht zuletzt die personale Integrität des Erzählersubjektes selbst. Dem zweiten Teil des Romantitels entsprechend, beschreibt B. sich nach einem Besuch beim Präsidenten Aristide als „Zombie“ (TS 184): Infolge schockierender Erlebnisse von Chaos und Gewalt ist seine Selbstwahrnehmung prekär geworden.

²³ Neumann 2013, 763.

Zur Poetik des ‚Romanessays‘ gehört außerdem eine karnevaleske Hybridisierung der Protagonisten. Wie er im Nachwort selbst erläutert, hat Hans Christoph Buch die Ereignisse vom Herbst 1994 mit ihren handelnden Personen literarisch verfremdet. Er ändert die Namen seiner Figuren und situiert sie auf der Schwelle zwischen Realität und Fiktion, zwischen Geschichte und Gegenwart sowie zwischen profaner Welt und Voodoo-Kult. So tritt der haitianische Kolumnist Aubelin Jolicoeur durchgängig unter dem Namen Petit Pierre in Erscheinung, den ihm Graham Greene in seinem Roman *The Comedians* verpasst hat,²⁴ und der Unabhängigkeitskämpfer Capois la Mort ist wie die auf den Voodoo verweisenden Figuren Toto Bonange und Doktor Samedi zum Schergen der Tontons Macoute mutiert.

Zu Buchs Problematisierung eigener Zeugenschaft gehört auch die Reflexion auf mediale Bedingungen des Sehens und Schreibens. In den *Tanzenden Schatten* geht das nicht selten mit einer harschen Medien- und Journalistenkritik einher. So heißt es zu Beginn des ersten Kapitels über Journalisten in einer Hotelhalle: „Sie wußten kaum etwas über das Land, in dem sie sich aufhielten, und trugen ihre Gehirne in rechteckigen Koffern mit sich herum.“ (TS 13) Mit Blick auf Formulierungen wie diese bleibt es eine offene Frage, wie die experimentelle Dimension der *Tanzenden Schatten* zu jener Tendenz zu auktorialen Pauschalurteilen passt, die sich im Text ebenfalls beobachten lässt: „Der Tote am frühen Morgen gehörte zur quisqueyanischen Folklore wie das goldgelbe Guavengelee auf dem Frühstückstisch und die aufgeschnittene Papaya, in der die schwarzen Kerne wie Kaviarkörner glänzten.“ (TS 22)

Hier verbindet sich ein frivol-makabrer Zynismus, welcher den Schock des mit eigenen Augen Erlebten drastisch bricht und selbstreflexiv kommentiert, mit konventionellen Klischees und Kalauern. Solche irritierenden Konventionen kann man sicherlich als Indizien für die schwankende literarische Qualität des Textes²⁵ kritisieren, nicht minder plausibel aber auch als literarische Strategie zur Bewältigung erlebter Gewalt ernst nehmen.

²⁴ Vgl. Greene 1966.

²⁵ So der bei grundsätzlicher Bewunderung gleichwohl kritische Einwand in Döring 2004.

IV Abwärtsspirale

Auf einer dritten Ebene befindet sich der am deutlichsten ‚essayistische‘ Teil des Romans. Hier reflektiert das ‚Ich‘ Hans Christoph Buch über Kultur, Geschichte und Literatur Haitis, aber auch über seine persönliche Wahrnehmung des Antillenstaates. Interessant sind hier besonders seine Gedanken über die apokalyptischen Züge der haitianischen Geschichte, deren „Abwärtsspirale sich immer schneller dreht“ (TS 77), aber auch seine Beobachtungen über die eigene Initiation in den Voodoo sowie über den Karneval als kulturelle Logik des Antillenstaates:

Blutiger Karneval ist keine bloße Metapher in Haiti, wo der Voodoo-Totengott Baron Samedi das närrische Treiben dirigiert – nichts ist vitaler als der Tod! –, bis ein tropischer Regenguß Konfetti und Blut von den Straßen spült. (TS 317)

Beobachtungen wie diese formulieren ein poetologisches Prinzip, das Buch in *Tanzende Schatten* in experimentelle Textverfahren umzusetzen versucht. So beginnt der Text mit einem programmatischen Szenario. Hier ist es der Straßenkarneval, der im Jahr 2004 – also knapp zehn Jahre nach den geschilderten Ereignissen – unter dem Motto „Schalom“ stattfindet. Im grotesken Reigen des Karnevalszuges promenieren zunächst Dinosaurier, dann Ureinwohner, Konquistadoren, Kolonialherren, Helden des Freiheitskampfes und zuletzt einige Teufelsfratzen. Schnell erkennt man: Es handelt sich wohl um eine allegorische Revue der haitianischen Geschichte. In der Kombination von historischem Personal und Dinosauriern verknüpft sie das historische Chaos im instabilen Haiti mit einer subhumanen Geologie der Zerstörung. Wie in der *Hochzeit von Port-au-Prince*, so auch hier eine Konfiguration ungleichzeitiger Gleichzeitigkeit, zusammengefügt in der Bildkategorie das „Tableau“ (TS 9). Allerdings gehört es eben auch zur Poetik dieses ‚Romanessays‘, dass seine halb fiktive, halb reale Karnevals-Inszenierung urplötzlich in unbezweifelbaren Mord umschlägt:

Im Mittelpunkt des Zuges marschierten zwei halbnackte Gladiatoren, der eine mit Mehl geweißt, der andere mit Ruß geschwärzt, die statt eines Lendenschurzes auf Schnüre gereihte Menschenschädel um die Hüften gewunden hatten, keine Scherzartikel aus Plastik, sondern richtige Toten-

köpfe, die bei jedem Schritt geräuschvoll gegeneinanderrasselten, Knochensplitter und Zähne stoben durch die Luft, während die Männer im Zickzack über die Straße liefen, einander verfolgend durch die Menge, in der sich eine Gasse öffnete, bis der Schwarze dem Weißen oder der Weiße dem Schwarzen ein Messer in den Rücken stieß, kein Bowie-Messer, sondern einen rostigen Wehrmachtsdolch, und die rötliche Flüssigkeit, die wie ein Geysir aus der Wunde schoß, war kein Tomatenketchup, sondern Menschenblut, das zu einer klebrigen Pfütze auf dem mit Konfetti gesprenkelten Asphalt zusammenfloß. (TS 10f.)

In dieser Passage verbindet sich die Schwelle zwischen karnevalesker Inszenierung und realem Blutvergießen, die in Haiti für Buch zu einer Zone der Unentscheidbarkeit zusammentreffen, mit einer Katastrophengeschichte der Gewalt. Unterschiedliche Zeitebenen – die antike Welt mit den römischen ‚Gladiatoren‘, die Weltkriege des 20. Jahrhunderts in Gestalt des ‚Wehrmachtsdolches‘ – werden in einem apokalyptischen Jetzt präsent. So löst sich die Chronologie von Ereignissen, die in B.s Haiti-Eindrücken fragwürdig wird, auch auf der historischen Metaebene auf. Bereits der Prolog setzt jene nicht zu beantwortende Frage ins Bild, welche die *Tanzenden Schatten* insgesamt umtreibt: „Ist Haiti ein maßstabgerecht verkleinertes Modell für den Rest der Welt, und wiederholt es deren politische Torheiten und historische Illusionen als Karikatur, Parodie oder bluttriefendes Grand Guignol?“ (TS 69)

Literaturverzeichnis

- Bernecker, Walther L.: *Kleine Geschichte Haitis*, Frankfurt/M. 1996.
- Buch, Hans Christoph: *Die Hochzeit von Port-au-Prince*, Frankfurt/M. 1984.
- Buch, Hans Christoph: *Karibische Kaltluft. Berichte und Reportagen*, Frankfurt/M. 1985.
- Buch, Hans Christoph: *Tropische Früchte. Afro-amerikanische Impressionen*, Frankfurt/M. 1993.
- Hans Christoph Buch: *Tanzende Schatten oder Der Zombie bin ich*, Frankfurt/M. 2004.

Döring, Tobias: „Zwischenruf des Zombies. Ungebetener Dauer-gast: Zwei Bücher von Hans Christoph Buch“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 267 (2004-11-15), 37.

Girard, Philippe: *Haiti. The Tumultuous History – From Pearl of the Caribbean to Broken Nation*, New York 2010.

Greene, Graham: *The Comedians*, London 1966.

Kleist, Heinrich von: „Die Verlobung in St. Domingo“, in: *Sämtliche Werke und Briefe Bd. 3: Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften*, hrsg. v. Klaus Müller-Salget, Frankfurt/M. 1990, 222-264.

Lützeler, Paul Michael: „Hans Christoph Buch und Heinrich von Kleist: Verlobung, Hochzeit und Scheidung in St. Domingo“, in: *Signaturen der Gegenwartsliteratur*, hrsg. v. Dieter Borchmeyer, Würzburg 1999, 155-165.

Métraux, Alfred: *Voodoo in Haiti*, Gifkendorf 1994 (frz. Original: *Le Vaudou haïtien*, Paris 1958).

Seibel, Klaudia: „Hybridisierung“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, hrsg. v. Ansgar Nünning, 5. Aufl., Stuttgart/Weimar 2013, 314.

Meyer, Anne-Rose: „Der Schriftsteller als Zeuge und Zuschauer. Die Beispiele Hans Christoph Buch und Nick McDonell“, in: *Figuren des Globalen. Weltbezug und Welterzeugung in Literatur, Kunst und Medien*, hrsg. v. Christian Moser u. Linda Simonis, Göttingen 2014, 467-479.

Neumann, Birgit: „Trauma und Literatur“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, hrsg. v. Ansgar Nünning, 5. Aufl., Stuttgart/Weimar 2013, 763f.

Streese, Konstanze: „Cric?“ – „Crac!“. *Vier literarische Versuche, mit dem Kolonialismus umzugehen*, Bern u.a. 1991, 101-142.

Uerlings, Herbert: *Poetiken der Interkulturalität. Haiti bei Kleist, Seghers, Müller, Buch und Fichte*, Tübingen 1997.

Weigel, Sigrid: „Ein neues Alphabet schreiben auf andre Leiber‘. Fremde Kultur und Weiblichkeit in den Karibischen Geschichten von Anna Seghers, Hans Christoph Buch und Heiner Müller“, in: *Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990*, Bd. 11, hrsg. v. Eijiro Iwasaki, München 1991, 296-304.

Dorit Müller

Am äußersten Meer:

G.W. Steller und W.G. Sebald erkunden das Ende der Welt

Der Beitrag beschäftigt sich mit zwei Autoren, die in ihren Texten das „Ende der Welt“ erkunden: die nördlichen und östlichen Küstenlinien Sibiriens und darüber hinaus das Meer, welches Kamtschatka mit Alaska verbindet – das sogenannte Beringmeer. Es handelt sich um Georg Wilhelm Stellers Reisebericht über die letzte Expedition Vitus Berings von Kamtschatka nach Alaska im Jahre 1741 bis 1742¹ und W. G. Sebalds Prosagedicht *Und blieb ich am äußersten Meer* (1984).² Letzteres entwirft ein Porträt des Naturforschers Steller und zugleich eine Relektüre seines Reiseberichts. Trotz markanter Unterschiede, die allein schon durch den zeitlichen Abstand von knapp zweihundertfünfzig Jahren begründet sind, lassen sich beide Texte als ambitionierte literarische Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen, den Praktiken und Präsentationsweisen wissenschaftlichen Reisens zur Erkundung der Welt lesen. Sie geben Auskunft, welche Funktionen Reiseliteratur³ (dokumentarische wie fiktionale) in historisch wechselnden Konstellationen für die Aushandlung von Wissensansprüchen über die Beschaffenheit durchreister Räume übernehmen kann.

Beide Texte unterliegen nicht nur bestimmten wissenshistorischen und kulturellen Bedingungen, die spezifische literarische Beschreibungsformen und Perspektivierungen von Forschungsreisen und Reisewissen jeweils hervorbringen. Sie folgen auch, so meine Ausgangsthese, den Eigen-

¹ Steller 1793.

² Sebald 1984.

³ Der Begriff ‚Reiseliteratur‘ wird hier nicht im engeren Sinn als Gattungsbegriff, sondern in einem weiten, auf das Motiv der Reise bezogenen Sinn verwendet. Dies trifft insbesondere auf Sebalds „Prosagedicht“ zu, das ein weites Spektrum unterschiedlichster Gattungsbezüge vereint.

logiken der unterschiedlichen Gattungen Reisebericht und Prosagedicht, welche konstitutive Bedeutung für die Thematisierung- und Gestaltungsweise von Reisewissen besitzen. Denn konzipiert man Reisen als ein spezifisches Verfahren des Wissenszugangs, der Wissensaneignung und der Wissensproduktion⁴, so rücken notwendigerweise auch seine medialen und ästhetischen Bedingungen in den Blick. Nur diejenigen Ergebnisse einer Reise, die nach der Rückkehr in Form von Korrespondenzen und Tagebüchern, Skizzen und Fotografien, Reiseberichten und Reiseromanen in die Archive des Wissens eingeordnet werden, erhalten epistemologische Relevanz. Das Untersuchungsinteresse für den Zusammenhang zwischen Darstellungsaspekten und Wissensproduktion lenkt den Blick naturgemäß auch auf die Gattungsformen, welche die Darstellungsverfahren mitbestimmen und somit „Relevanz [...] für sachlich und inhaltlich bestimmte Wissensordnungen haben können.“⁵

Der Beitrag wird diesem skizzierten Zusammenhang von Reisen, Wissen und ästhetischer Umsetzung am Beispiel der beiden literarischen Texte in mehrfacher Hinsicht nachgehen: Er zeigt zunächst die wissenshistorischen Bedingungen auf, die den Reiseaufzeichnungen Stellers zugrunde liegen (I). Daran anknüpfend untersucht er die Beschreibungsformen und Perspektivierungen des Wissensprozesses im Reisebericht, wobei der Fokus auf Gattungsbezügen und ihren Funktionen liegt (II). Der letzte Teil zeigt die epistemische Bedeutung von Genre-Experimenten und intertextuellen Verflechtungen in Sebalds Text auf, welche einen Gegendiskurs zum Reisenarrativ der Aufklärung etablieren (III).

I Zur Wissensgeschichte der Alaska-Reise

Stellers Reisebericht entsteht im Rahmen der von Russland finanzierten und von Vitus Bering geleiteten Zweiten Kamtschatkaexpedition (1733 bis 1743), deren Durchführung keineswegs nur auf wissenschaftlichem Erkenntnisdrang beruhte. Dem zur europäischen Großmacht aufsteigenden Zarenreich ging es in erster Linie darum, Handelsmöglichkeiten mit

⁴ Zuletzt Bies/Košénina 2014.

⁵ Gamper/Bies/Kleeberger 2013, 7.

Amerika und Japan abzuklären, d.h. außenpolitischen und wirtschaftlichen Nutzen aus der Expedition zu ziehen. Das offizielle Forschungsprogramm hingegen umfasste: Sibirien zu erforschen, die nördlichen Küsten des Russischen Reiches zu vermessen und Seewege vom ostsibirischen Ochotsk nach Nordamerika und Japan zu erkunden.⁶

Steller, der nach einem Studium der Medizin und Naturwissenschaften in Leipzig, Jena und Halle mehrere Jahre in St. Petersburg weilte, wurde 1737 als Naturforscher für die Expedition verpflichtet. Er nutzte bereits die Anreise – eine dreijährige Erkundungsfahrt nach Kamtschatka – für eine umfassende wissenschaftliche Beobachtungs- und Sammeltätigkeit. 1740 begann sein vierjähriger Forschungsaufenthalt auf Kamtschatka, der durch die Amerika-Reise mit Vitus Bering zwischen Juni 1741 und August 1742 unterbrochen wurde. Ziel dieser Reise war die Erkundung des Seewegs zwischen Kamtschatka und Alaska sowie eine Untersuchung der Mineralien des zu entdeckenden Landes, für die Steller vorgesehen war. Doch umfassten die Ergebnisse seiner Entdeckungsreise ein weit größeres Spektrum: Er entdeckte 160 Pflanzenarten auf der Kayak-Insel, die er in einem Katalog versammelte, sowie eine Vogelart – den nach ihm benannten *Diademhäher* (*Cyanocitta stelleri*), dessen Sichtung ihm als Beweis galt, in Amerika zu sein. Auf der Beringinsel (etwa zweihundert Kilometer vor Kamtschatka), wo das Expeditionsschiff auf der Rückreise strandete und überwinterte, beobachtete Steller Seevögel, Steinfüchse, Wale und Seelöwen, deren Körperbau, Lebensgewohnheiten und Nutzen in wissenschaftlichen Abhandlungen detailreich beschrieben wurden.⁷ Ruhm erlangte der Naturwissenschaftler vor allem durch die Entdeckung der nach ihm benannten „Stellerschen Seekuh“, ein bis zu acht Meter langes Säugetier, das sich ausschließlich von Wasserpflanzen ernährte und das Steller als einziger Wissenschaftler jemals zu Gesicht bekam. Nur knapp dreißig Jahre nach seiner Entdeckung war das urzeitliche Meeressäuger auf Grund intensiver Bejagung quasi ausgerottet.⁸

⁶ Die erste Kamtschatkaexpedition fand zwischen 1725 und 1730 ebenfalls unter dem dänischen Marineoffizier Vitus Bering statt und hatte die Feststellung der Ostgrenze des Russischen Reiches sowie den Nachweis einer Landverbindung zwischen Asien und Amerika zum Ziel. Zur Geschichte beider Expeditionen vgl. Matthies 2013, 11-32.

⁷ Steller 1751.

⁸ Rothausch 2008.

Stellers Studien verorten sich in einer „Zeitenwende der Naturwissenschaften“⁹: Als Zeitgenosse Carl von Linnés, welcher die moderne zoologische und botanische Systematik begründete, bemühte sich Steller um exakte Naturbeobachtung und deren Beschreibung. In der Forschungsliteratur wird er als „der erste naturwissenschaftlich gebildete Forschungsreisende im Gebiet des Nordpazifiks“¹⁰ und als „Pionier der Naturgeschichte Alaskas“¹¹ bezeichnet. Doch sind seine Abhandlungen und insbesondere der postum aus Tagebuchnotizen zusammengestellte Reisebericht nicht allein für die Geschichte der Zoologie und Botanik von Interesse. Denn Steller diskutiert auch die schwierigen Zugangsformen zum Wissen, dokumentiert die Interessenkonflikte zwischen den Reisenden, kommentiert die Auswirkungen interkultureller Praktiken und berichtet über die Techniken, mit denen gestrandete Forschungsreisende in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihr Überleben und damit auch die Wissensarchivierung sicherten. Diese Aspekte sind bislang kaum berücksichtigt worden. Ebenso wenig wurde der Reisebericht Stellers zum Gegenstand literaturwissenschaftlicher Reiseforschung erhoben.

II Stellers Reisebericht als Aushandlungsort wissenschaftlicher Praktiken

Die *Reise von Kamtschatka nach Amerika* kann als frühes Beispiel aufklärerischer Reiseliteratur gelten, welche den Beginn einer Verwissenschaftlichung der Entdeckungsreisen reflektiert und mitgestaltet.¹² Dass diese „Verwissenschaftlichung“ der Reisen in den 1740er Jahren noch in den allerersten Anfängen steckt, ja, dass die Zugangsmöglichkeiten zum Wissen auf vielfältige Weise beschränkt und erschwert wurden, und dass diese Erschwernisse experimentelle Verfahren der Wissenserhebung hervorbrachten, erweist sich als eine der zentralen Aussagen seiner Reisebe-

⁹ Matthies 2013, 57.

¹⁰ Ebd., 58.

¹¹ Stejneger 1936. Titel dieser Studie ist *Georg Wilhelm Steller: The Pioneer of Alaskan Natural History*.

¹² Zur Verwissenschaftlichung der Entdeckungsreisen seit Mitte des 18. Jahrhunderts siehe: Brenner 1990, 443-449. Bezogen auf Polarreisen auch Frömel 2013, insb. 25-55.

schreibung. So thematisiert Steller in erster Linie den frustrierenden Kampf des Forschers, welcher sich auf Reisen gegen die Ignoranz und Anmaßung der See-Offiziere zur Wehr setzen muss, um seinen Aufgaben nachkommen zu können.¹³ Sowohl Stellers Kompetenzen als Kartenleser und scharfsinniger Beobachter von Indizien als auch seine medizinischen Kenntnisse zur Vermeidung von Skorbut werden ignoriert. Als man nach einer Irrfahrt endlich Land auf der amerikanischen Seite sieht, muss Steller sich gegen etliche Widerstände durchsetzen, um für nur einige Stunden die Natur erkunden zu dürfen. Er ahnt, dass er nicht aus wissenschaftlichen Gründen, sondern lediglich deshalb an Bord genommen wurde, um „der ganzen Sache ein größeres Ansehn [zu] geben, und übrigens die Stelle eines Schif- und Leibarztes [zu] vertreten“.¹⁴ Die Landnahme selbst, der „Hauptpunkt der zehnjährigen Expedition“ (26), scheint in den Augen des Forschers zur Farce zu werden. Nicht nur, dass sie von Bering geradezu unbeteiligt aufgenommen wurde: „Dieser (Bering) aber hörte nicht nur alles sehr gleichgültig und ohne sonderliche Freude an, sondern zuckte sogar in aller Gegenwart, nach dem Lande sehend die Schultern“ (ebd.). Auch die Umstände des Landgangs, bei dem lediglich frisches Trinkwasser an Bord des Schiffes gebracht werden soll, um dann sogleich die Rückreise anzutreten, spotten den herkömmlichen Narrativen einer zielgerichteten und heroischen Eroberung des Unbekannten. Um seinen Forschungen nachzugehen, muss Steller „ein besondres Gebet“ vorbringen, wird dann von Bering „ohne die geringste Hülfe und ohne einen Menschen“ kurzzeitig an Land gelassen, wobei man ihm beim Abschied vom Schiff spaßeshalber mit Trompeten nachbläst (30).

Die Darstellungsweise dieser Vorfälle demonstriert das Changieren des Reiseberichts zwischen wissenschaftlichem Anspruch und unterhaltsamer Reiseschilderung. Zum einen scheint Steller sich bei der wissenschaftlichen Nachwelt für die vermeintlich geringe Ausbeute seiner empirischen Sammlung legitimieren zu wollen. Zum anderen folgt der Reisebericht in

¹³ Mit der Marginalisierung und Behinderung des Forschers auf Entdeckungsreisen hat ein dreiviertel Jahrhundert später auch noch Adelbert von Chamisso auf der Weltreise mit dem in russischen Diensten stehenden Otto von Kotzebue zu tun. Zu den Konflikten zwischen Chamisso und Kotzebue siehe Görbert 2013, 33-50.

¹⁴ Steller 1793, 30. Ab sofort Seitenangaben im Haupttext.

gewissem Maße dem Schema des Abenteuerromans.¹⁵ Die zu erwartenden Prüfungen, an denen der Held reifen soll, erweisen sich aus der Perspektive des Ich-Erzählers zunächst einmal als Interessenkonflikte der Mannschaftsmitglieder eines Schiffes, deren Zielvorstellungen uneinheitlich sind. Später gelingt es ihm, mit den Eingeborenen der Insel Kontakt aufzunehmen, also die Schwelle in eine fremde Kultur zu überschreiten. Den Widerständen zum Trotz kann Steller in kurzer Zeit wichtige Beobachtungen über die Ernährung und Kultur der Einheimischen auf der Insel zusammentragen. Stellers Reisebericht zeigt hier bereits zentrale Verfahren der Wissenserhebung und Wissensvermittlung auf, welche für die wissenschaftliche Reiseliteratur der Aufklärung Ende des 18. Jahrhunderts konstitutiv werden¹⁶: er beobachtet, protokolliert, vergleicht, klassifiziert und konstruiert Fallgeschichten. Das Ganze wird in einem popularisierenden allgemeinverständlichen Stil vorgebracht: Belehrung und Unterhaltung werden verknüpft, Wissensbestände personalisiert und perspektiviert:

Ein Theil der Insulaner [...] luden uns durch öfters Winken zu sich: Als wir ihnen aber mit allerley Zeichen zu verstehen gaben, wie uns dieses unmöglich wäre, so setzte sich einer in seinen Kahn, den er mit einer Hand aufgehoben und unterm Arm nach dem Wasser getragen hatte, und kam zu uns gerudert. Man bewillkommte ihn mit einer Schale Brantwein, die er unserm Beyspiel zufolge behende austrank aber auch sogleich wieder ausspie, und sich wunderlich darüber geberdete, als wenn er über diesen vermeynten Betrug nicht allzu vergnügt schiene. Ohngeachtet ich nun solches, wie den Tabak und die Pfeifen mißrieth, so meynten unsre Herren doch, die Amerikaner hätten Matrosen-Magen, wollten also den ersten Verdruß mit einem neuen heben und übergaben dem Fremdling eine angerauchte Pfeife Tabak die er zwar annahm, aber ganz mißvergnügt und davon ruderte. Und eben das würde der klügste Europäer thun, wenn man ihn mit Fliegenschwamm oder fauler Fischsuppe und Weidenrinde tractiren wollte, die doch den Kamtschadalen so lecker dünken. (67f.)

¹⁵ Motive sind hier der Abschied aus der vertrauten Umgebung, das Erleben von Abenteuern auf der Reise, Bekanntschaft mit dem Anderen vor Ort, das Bestehen von Prüfungen und die persönliche Reifung („Mannwerdung“ durch Initiation) sowie die Heimkehr als (gewandelter, erfahrener) Held. Vgl. Steinbrink 1992, 13f. und Schmiedt 2000, 3.

¹⁶ Vgl. Brenner 1990, 275.

Stellers literarische Präsentation der interkulturellen Begegnung mittels Fallgeschichte verknüpft unterschiedliche Wissensbereiche (Bootsbau, Ernährungs- und Verhaltensweisen der Insulaner) und diverse Wissensformen: Erfahrungswissen (wie verkehre ich mit Eingeborenen, die ich nicht einschätzen kann), rituales Wissen (Bewirtungsrituale) und Wissen, das z.B. durch Analogiebildungen erworben wird (der Vergleich mit der Verhaltensweise des Europäers in einer adäquaten Situation). Die Mikroerzählung ermöglicht eine Narrativierung, Perspektivierung, Beschreibung und Kontextualisierung dieser Wissensformen. Auffällig ist die kritische Reflexion der europäischen Wissenschaftspraxis, die bereits in dieser Episode durch den Vergleich mit der Perspektive des Europäers angedeutet wird. Sie kommt noch mehr zum Tragen, wenn Steller über die Konsequenzen des Eingriffs in die fremde Kultur nachdenkt. Als zum Beispiel die Offiziere den von ihm bereits gesichteten Keller der Eingeborenen plündern, um im Gegenzug dafür einige Gegenstände der eigenen Produktion hineinzulegen, nimmt Steller einen Perspektivwechsel vor und argumentiert aus Sicht der Eingeborenen:

Man schickte [...] einen eisernen Kessel, ein Pfund Tabak, eine Chinesische Pfeife und ein Stück Chinesisch Seidenzeug nach dem Keller, plünderte aber dagegen denselben dergestalt, daß gewiß die Leute, wenn man wieder in diese Gegend kommen sollte, noch viel schneller fliehen, oder sich eben so feindlich bezeigen würden, als man ihnen begegnet ist; zumal wenn sie sich des Tabaks im Essen oder Trinken zu bedienen hätten einfallen lassen, dessen rechter Gebrauch ihnen vermuthlich so wenig als der Pfeifen, bekanntseyn kann. — Viel mehr Aufmerksamkeit würden bey diesen Wilden ein Paar Messer und Beile erweckt haben, deren Gebrauch ihnen sogleich in die Augen leuchten mußte (37f.).

Stellers Text kann als literarischer Ort „wechselseitiger Interpretation und Relativierung von kulturellen Selbstverständlichkeiten“ gedeutet werden und damit als frühes Zeugnis einer selbstreflexiven Wissenschaftskultur gelten, welche bisher erst den Forschungsreisen seit Georg Forster zugeordnet wurde.¹⁷ Kasten macht in Stellers Forschungstätigkeit sogar „erste Ansätze zu der heute geführten Debatte um indigenes Wissen oder ‚native

¹⁷ May 2011, 18.

knowledge' im Ressourcen-Management in zirkumpolaren Gebieten" aus.¹⁸

Darüber hinaus kann Stellers Reisebericht als ein Kompendium der Überlebenstechniken gestrandeter Entdecker „am Rande der Welt“ gelesen werden. Denn er gibt Einblick in die Errichtung von Erdhöhlen, schildert die Möglichkeiten der Nahrungssuche und Nahrungszubereitung, berichtet über Krankenpflege, Schiffbau zur Rettung von der Insel und von sozialen Umbauten im Sinne der Lebensrettung: „Wir sahen alle ein, daß Rang, Wissenschaft und andere Verdienste, hier künftighin keinen Vorzug geben, noch zu unserm Lebensunterhalt hinlänglich seyn würden; ehe uns also Schande und Noth dazu zwingen möchte, entschlossen wir uns selbst, nach den noch übrigen Kräften zu arbeiten.“ (109) Bis zuletzt versuchte Steller trotz aller Widrigkeiten auf der Insel, seine Forschungen voranzutreiben. Im Forschungsbericht *Über die sonderbaren Meerthiere* der Beringinsel inszeniert er seine Untersuchung der von ihm entdeckten Seekühe als unerbittlichen Kampf gegen Wind und Kälte, gegen die Gezeiten des Meeres, gegen Nahrungsmittelmangel, gegen das Fehlen wissenschaftlicher Infrastrukturen und als aussichtslose Schlacht gegen die „räuberische[n] Meervögel“, welche die Insel überschwemmt, und ihm, wie er schreibt „Papier, Bücher und Dinte“ wegstahlen oder die Untersuchungsobjekte anfraßen. Mit seiner Beschwörung des Lesers, nicht an seinem „Willen und Forschbegierde“ zu zweifeln, sondern „vielmehr auf die Umstände zu sehen“¹⁹, bewegt Steller sich dann fast schon in den rhetorischen Bahnen der Entdeckerkultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, welche Forschung als heroischen Kampf und Opferdienst für die Wissenschaft verherrlichte.²⁰ Rekurse auf die Schablonen der Heldenreise und des aus ihr hervorgehenden Abenteuerromans²¹ sind in Stellers Reisebericht also durchaus zu finden, auch wenn sie in spezifischer Hinsicht umgedeutet werden. Der Grundbestand an Stoffen, Motiven und Figuren, den der Abenteuerroman aufweist und zu dem Dunker „Schiff und Schiff-

¹⁸ Im Nachwort von Steller 1996, 292.

¹⁹ Steller 1753, 92f.

²⁰ Siehe u.a. dazu Stephan 2006; Müller 2012.

²¹ Vgl. Dunker 2009, 3: „Vorläufer des Abenteuerromans finden sich bereits in der Antike mit den Homerischen Epen.“

bruch, einsame Inseln, Naturgewalten, wilde Tiere und böse Menschen“²² zählt, scheint auch die Bauformen des Stellerschen Reiseberichts zu bestimmen. Doch sind die Motive hier nicht in imaginären Geographien verortet und dienen auch nicht der Veranschaulichung psychologischer Spannungen innerhalb von Figuren. Vielmehr werden sie zum real erfahrenen Schauplatz und zugleich zum Objekt der wissenschaftlichen Begierde. Sämtliche im Reisebericht geschilderten Ereignisse wie auch ihre Kommentierung unterliegen der Frage, welchen epistemischen Mehrwert sie hervorbringen. So wird das gefährliche und „geheimnisvolle Fremde“ des Abenteuerromans zum Spielfeld der Erprobung und methodischen Reflexion von Kulturkontakt und Fremderfahrung, die „Naturgewalten“ und „wilden Tiere“ gerinnen zu empirischen Daten, die der Auswertung und Klassifizierung harren, die „bösen Menschen“ erscheinen in Form ignoranter und unfähiger Reisetilnehmer, die das wissenschaftliche Ziel der Reise torpedieren wollen. Selbst der Schiffbruch und die Übersiedlung auf die menschenlose Insel, auf welcher der Expeditionsleiter Vitus Bering und weitere achtzehn Seeleute während der neunmonatigen Überwinterung sterben sollen, werden trotz gelegentlicher Exkurse in religiöse Bereiche eher als wissenschaftliche Herausforderung denn als Prüfung Gottes wahrgenommen.

Letztlich gelingt es den Überlebenden, nach vielen Monaten aus den Resten des Expeditionsschiffes ein Boot zu bauen, mit dem sie am 6. September 1742 den Peter und Pauls-Hafen in Kamtschatka erreichen, doch erwartet sie hier keine triumphale Begrüßung. Da die Reisenden für tot gehalten wurden, war ihr Nachlass „unter fremde Hände gerathen, und größtentheils weggeführt“ worden (132). Dass Stellers Text mit dieser ambivalent gezeichneten Heimkehr endet, scheint ein weiteres Indiz dafür zu sein, dass Muster der Gattungstradition in die Darstellung zwar eingehen, gleichzeitig jedoch umgedeutet werden. Der Anspruch von Stellers Bericht, den auf der Reise stattfindenden Wissensprozess zu dokumentieren, führt so zu einer Modifikation und Ausdifferenzierung des Gattungskomplexes Heldenreise, Abenteuerroman und Robinsonade hin zu einer

²² Dunker 2009, 3.

Textsorte, die sich als literarische Reisebeschreibung erst innerhalb der nächsten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts stabilisiert.²³

Wie wird nun dieser durch Steller spezifisch literarisch gerahmte Entdeckerdiskurs der Frühaufklärung in Sebalds Text transformiert? Welche Rolle spielt das Genre des Prosagedichts für die Thematisierung und Gestaltung der Entdeckungsreise? Inwieweit fungiert die literarische Umsetzung bei Sebald als eine Neuperspektivierung des Reiseberichts und seiner Wissensthematik?

III Gattungsexperiment und Gegennarrativ: Sebalds Relektüre des Reiseberichts

W. G. Sebalds Prosagedicht *Und blieb ich am äußersten Meer* von 1984, gibt sich auf den ersten Blick als Rekonstruktion der Biographie Stellers und seiner Entdeckungsreise aus. Weitgehend chronologisch lässt Sebald die Lebensgeschichte des Naturforschers von einem extradiegetischen Erzähler präsentieren. In teils berichtendem teils magisch-beschwörendem Ton werden in ungebundener Versform und in einundzwanzig titellosen Kapiteln Stellers Ausbildungsweg (I-II), seine Reise nach St. Petersburg (III-V) und der Aufenthalt in der russischen Hauptstadt (VI-VIII) sowie die vierjährige Erforschung Sibiriens (IX) geschildert. Den Höhepunkt bildet die erste Begegnung Stellers mit Vitus Bering im zehnten Kapitel, das in die ausführliche Darstellung der Amerikareise mündet (XI-XVI), bevor in den letzten Kapiteln Stellers Forschungen auf Kamtschatka (XVII-XIX) und die Umstände seines Todes (XX-XXI) ausgebreitet werden. Obwohl sich das „poetische Portrait“²⁴ des Naturforschers an den historischen Fakten orientiert, zeigt eine Analyse der Rhetorik, der intertextuellen Bezüge und der Gattungsproblematik des Gedichts, dass Sebald eine Umdeutung sowohl der historischen Person Steller als auch des wissenschaftlichen Kontextes der Entdeckungsreise und des ihr zugrunde liegenden Forschungsprogramms vornimmt.

²³ Siehe die Forschungsdiskussion bei Görbert 2014, 9-18.

²⁴ So eine treffende Gattungsbezeichnung des Textes, verwendet von van Hoorn 2009, 108, 111.

Zunächst einmal fällt auf, dass der Sprachgestus mit fortschreitender Lebensbeschreibung des Naturforschers von einem relativ nüchternen berichtenden Stil zu einem eher emphatischen, mit rätselhaften Anspielungen durchsetzten Stil wechselt. So dominieren in Kapitel IV, wo die Überfahrt Stellers von Danzig nach St Petersburg geschildert wird, noch sachlich-detaillierte Beschreibungen der geographischen Fixpunkte beim Verlassen der Küste: „Als das Schiff auslief aus der Danziger Bucht, / stand Steller, der die See / zum erstenmal sah, eine Zeitlang an Deck, verwunderte sich über die Fahrt / auf dem Wasser´, über Gewalt und Gewicht, / über das Salz in der Luft [...] / Zur Linken / den äußersten Punkt der Putziger Nehrung, / rechts die dem frischen Haff vorgelagerte Landzunge [...]“.²⁵ Als es in Kapitel XI zur zweiten Schiffsreise, nämlich der Expedition nach Alaska, kommt, ändert sich die Sprache: Die Fahrt wird nun als eine Art Odyssee durch rätselhafte Trugbilder beschrieben: Optische Täuschungen (eine vermeintlich entdeckte Felseninsel entpuppt sich als „ein toter, vom Spiel des Mirage / vielfach vergrößerter, bäuchlings treibender Wal“ [50]), magische Visionen (ein „Landstrich aus weißem / kristallinischem Marmor“ taucht auf und verschwindet [50]) und apokalyptische Szenarien („Ein schwarzer Himmel / überhing jetzt das Meer“ [51]) wechseln einander ab. Unübersehbar werden die semantischen Umbauten jedoch spätestens dann, wenn Stellers Landgang thematisiert wird. Von seinem Kampf um Anerkennung als Naturforscher, den akribischen Beschreibungen der Landschaft, den Begegnungen mit den Eingeborenen und den Reflexionen der wissenschaftlichen Praxis, welche der Reisebericht verzeichnet, ist hier keine Rede. Stattdessen lässt der Erzähler Steller entrückt durch die Natur wandeln, welche sich ihm, wie einem Heiligen, zu Füßen legt: „Unverstört näherten sich / Steller die Tiere, schwarze und rote / Füchse, auch Elstern, Häher und Krähen / gingen mit ihm auf dem Weg / über den Strand. Im durchsichtigen Dunkel / zwischen den Bäumen bewegte er sich / mit geradezu schwebendem Schritt / über die einen Fuß dicken Polster aus Moos“ (54).

Das frühaufklärerische Forschungsprogramm wird quasi ins Gegenteil verkehrt. Nicht Steller greift zielgerichtet auf seine Untersuchungsobjekte zu, um sie zu erfassen und zu katalogisieren, sondern diese wandern mit

²⁵ Sebald 2012, 40. Seitenzahlen ab sofort im Haupttext.

ihm über den Strand und wecken in Steller Verschmelzungsphantasien: „Nahe war er daran, bergwärts / immer nur weiterzugehen, hinein in die kühle Wildnis“. (ebd.) Von der völligen Hingabe und dem Eintauchen in die Natur halten ihn schließlich aber doch die „Konstruktionen der Wissenschaft“ (ebd.) zurück, welche seinen Kopf besetzen, ausgerichtet auf eine „Verringerung der Unordnung in der Welt“ (ebd.) – so lautet die Kurzformel des aufklärerischen Wissenschaftskonzepts, welches jedoch in mystische und romantische Konzepte eingebettet wird.

Denn Sebald bedient sich eines breiten Spektrums an Prätexten literarischer, religiöser, philosophischer und naturwissenschaftlicher Provenienz, durch welche das Portrait Stellers in neue Wissenskontexte gesetzt, damit angereichert und überformt, wird. So lenkt das vorangestellte Zitat aus Klopstocks Elegie *Die Welten*²⁶ die Aufmerksamkeit auf die Schiffskatastrophe und setzt damit den Fokus eher auf die Grenzen, die Unwägbarkeiten, das Scheitern als auf die Erträge des Forschungsunternehmens. Hinzu kommen zahlreiche Anspielungen auf die Lehre des frühneuzeitlichen Paracelsus, dessen wörtliche Formulierungen Steller in den Mund gelegt werden, so dass dieser mit einer spirituellen, religiösen Form der Naturerkenntnis in Beziehung gebracht wird.²⁷ Weitere Bezüge betreffen Rousseaus utopische Vorstellungen vom Leben im Einklang mit der Natur durch Flucht aus der Zivilisation in eine herrschaftsfreie Umwelt.²⁸ In gewisser Weise knüpfen diese Vorstellungen auch an einen hundert Jahre später nach Alaska reisenden Schriftsteller und Botaniker an, der explizit im Gedicht genannt wird – an Adelbert von Chamisso, aus dessen 1836 publizierter *Reise um die Welt* diverse Versatzstücke in das Stellersche

²⁶ Friedrich Gottlieb Klopstock: *Die Welten* (1746): „Immer steigender hebst, Woge, du dich! / Ach! Die letzte, letzte bist du! das Schiff geht unter! / Und den Todesgesang heulet dumpf noch fort, / Auf dem großen, immer noch offenen Grabe, der Sturm!“

²⁷ So sinniert etwa der Arzt Steller angesichts der sterbenden Seeleute: „Im Sterben verlieren die astra / im Leib ihre Eigenschaft, ihre Art, ihre Substanz / und ihr Wesen“ (57). Van Hoorn weist an zahlreichen ins Deutsche übersetzten Zitaten nach, dass Sebald sich auf eine kleine populäre Auswahl der Texte des Philosophen mit Titel *Das Licht der Natur* bezogen habe. Van Hoorn 2009, 117.

²⁸ Die Bezüge zu Jean-Jacques Rousseaus Texten thematisiert Baumgärtel 2010, 95-100.

Portrait einfließen.²⁹ Stellers Forschungsunternehmen wird damit in den Kontext einer später stattfindenden, den Spuren Stellers folgenden Reise gestellt, das Verhältnis von Wegbereiter und Nachfahre wird ins Gegenteil gekehrt, die Zeitfolge wird außer Kraft gesetzt. Insgesamt erzeugt Sebald ein engmaschiges Bezugssystem sich kreuzender, einander durchdringender oder auch gegenläufiger Intertexte aus reise- und völkerkundlicher, naturwissenschaftlicher und didaktischer, philosophischer und fiktionaler Literatur, welche Stellers Forschungsreise in ein vielfach gestaffeltes und zugleich überaus ambivalentes wissenshistorisches Setting stellen.

Diese Art der Verknüpfung zwischen verschiedenen Text- und Wissensbezügen findet in einem experimentellen Gattungssetting statt. Dass Sebald, der sich als Verfasser von Erzähltexten profilierte, für diese frühe literarische Arbeit die Form des Prosagedichts wählt, scheint kein Zufall zu sein. Denn die Gattungsform ermöglicht nicht nur eine spannungsreiche „Vermischung konkreter Beschreibung und abstrakter Reflexion, anschaulichen Erzählens und gelehrten Zitierens“³⁰, sondern sie lenkt auch den Blick auf das Kontrastive seiner Steller-Lektüre. Anders als die Biographie, welche dem raumfordernden „Modell einer eindrucksvollen Lebensverwirklichung“ folgt³¹, wird das Prosagedicht aufgrund seiner ambivalenten Mischform als Text gewordener „counterdiscourse“³² oder auch als „absolute Gegensatzstruktur“ begriffen.³³ Diese Zuschreibung korrespondiert dem Anliegen des Sebaldschen Textes, eine Gegenbewegung zum aufklärerischen Reisebericht, eine Art Gegenlektüre zur einengenden biographischen Schreibweise zu bieten.

Eine Intensivierung erfährt die kontrastierende Lesart durch die nachträgliche Verortung des Steller-Portraits innerhalb einer dreiteiligen Sammlung von Prosagedichten, welche für die Deutung des Textes nicht unerheblich ist. Nachdem das Langgedicht zunächst 1984 als selbständige Publikation in der österreichischen Literaturzeitschrift *Manuskripte* publi-

²⁹ Kapitel XII spielt auf jene Passagen in Chamissos Reisebericht an, die – trotz insgesamt fortschrittsaffiner Haltung – den beherrschenden menschlichen Zugriff auf die Natur durch das Bild der Walfischzähmung ad absurdum führen. Chamisso 1975, 103.

³⁰ Anz 1997, 59.

³¹ Scheuer 2009, 65.

³² Terdiman 1985.

³³ Bunzel 2009, 591.

ziert worden war, wurde es mit zwei weiteren Texten als mittlerer Teil eines literarischen Triptychons³⁴ unter dem Titel *Nach der Natur. Ein Elementargedicht* (1988) zusammengebunden. Vermag bereits der Einzeltext die Reise in ein Netz unterschiedlicher Wissenstraditionen einzubinden, so avanciert sie im Zentrum des Gesamttextes zum Bestandteil einer noch weiter gefassten ästhetischen und philosophischen Debatte. Der mehrdeutige Titel eröffnet vielfältige Perspektiven: Zunächst verweist er auf eine spezifische Art der naturwissenschaftlichen Forschung; das durch Steller repräsentierte, aber durch Intertexte mehrfach gebrochene aufklärerische Forschungsprogramm – den durch empirisch-induktives Verfahren vollzogenen Wissenserwerb. Zweitens kann der Titel temporal verstanden werden und demnach auf eine „postnaturale Perspektive“ hinweisen, welche sich dem Kontext eines ökologischen Krisenbewusstseins der 1980er Jahre verdankt.³⁵ Innerhalb dieses Deutungsrahmens wäre die Wissenschaftsauffassung Stellers eine, welche die Entfremdung von der Natur und ihre zunehmende Zerstörung befördert. Drittens – und dies scheint mir zentral zu sein – verweist der Titel auf mimetische Verfahren der Kunstproduktion, lenkt also den Blick auf ein spezifisches Verfahren der künstlerischen Auseinandersetzung mit Wirklichkeit.

Letzteres Verfahren spielt in allen drei Gedichten eine bedeutsame Rolle. Das erste Gedicht *Wie der Schnee auf den Alpen* erzählt vom Leben und den künstlerischen Werken des Malers Matthias Grünewald in der Zeit zwischen 1500 und 1525, wobei hier die Bildbeschreibung als literarisches Verfahren eine zentrale Rolle spielt. Das dritte mit der Überschrift *Die dunkle Nacht fährt aus* befasst sich mit der eigenen Geschichte des Autors, markiert durch den Wechsel zum Ich-Erzähler, der Stationen aus Sebalds Lebensgeschichte, angefangen mit der Hochzeit der Großeltern bis zur unmittelbaren Lebensphase des Autors, dem Leser vor Augen führt. Die Biographie Stellers wird dadurch zum Mittelstück einer durch raumzeitliche Verbindungen miteinander verwobenen Reihe von Lebensportraits, die als dreifaches Selbstbildnis Sebalds gedeutet wurden³⁶ oder zumindest

³⁴ Diese an die mittelalterliche Kunstgattung angelehnte Bezeichnung für Sebalds Gesamttext verwendet zuerst Anz 1989.

³⁵ Riordan 2004.

³⁶ Franklin 2002.

als Versuch des Autors, „sich schreibend selbst zu porträtieren“.³⁷ Diese These wird gestützt durch die räumliche Verflechtung der durch jeweils rund zweihundert Jahre voneinander getrennten Lebenswege der Protagonisten Grünewald, Steller und Sebald. Ihre Wege kreuzen sich in Windsheim – wo Steller 1709 geboren wird, Grünewald 1525 „in der Werkstatt Jakob Secklers“ eine Auftragsarbeit abholt (29) und wo die Mutter des Ich-Erzählers 1943 erfährt, dass sie mit ihm schwanger ist (74). Weitere Bezüge zwischen den Einzelgedichten lassen sich vor allem auf der thematischen Ebene finden. Alle drei Protagonisten weisen ein intensives Interesse an der Natur auf, indem sie sich bemühen diese getreu nachzuahmen: Grünewald mittels naturgetreuer künstlerischer Abbildung des Heilsgeschehens, Steller durch Beschreibung und Klassifikation der Naturobjekte und der Ich-Erzähler durch die getreue poetische Portraitierung seiner selbst. Diese Bemühungen scheitern jedoch, weil sich das jeweilige Referenzobjekt (das Heilsgeschehen, die Natur und das Selbst) einer Eindeutigkeit bzw. Stillstellung entzieht. Das Erzählverfahren Sebalds weist sowohl durch die Verfahren der Bildbetrachtung in den drei Gedichten³⁸ als auch durch die intertextuellen Verfahren auf eben diese Referenzlosigkeit hin und stellt damit das mimetische Verfahren der Kunst- und Wissensproduktion radikal in Frage.

Nimmt man nun die Gattungsbezeichnung des Triptychons als räumliche Konstellation für die Gedichtsammlung ernst und zieht in Betracht, dass der Gesamtaufbau (eine breite Mitteltafel, zwei schmale Seitentafeln) durchaus in der Struktur des Bandes erkennbar ist (8-21-7 Strophen), dann stellt sich die Frage, worin die besondere Rolle des zentralen Teils bestehen könnte. Es liegt nahe, dass Sebalds Steller-Portrait exponiert ist, weil es als Paradebeispiel des Scheiterns an dem oben beschriebenen Dilemma und damit des aufklärerischen Natur- und Wissenskonzeptes gelten kann. So gesehen verhandelt der Mitteltext des Triptychons nicht nur die Verortung Stellers innerhalb divergierender widersprüchlicher Wissensüberlieferungen, sondern führt auch zu einer Neubefragung des Welt-

³⁷ Albes 2006, 49.

³⁸ Albes kommt nach Analyse der Bildbeschreibungen im Text zu dem Ergebnis, „daß vor allem die Beschreibungen der Porträts mit den Mitteln der Vertauschung, der Verdopplung und der Substitution arbeiten und auf diese Weise die Referenzlosigkeit des Sebaldschen Selbstporträts zutage fördern“ (ebd., 75.).

reise-Konzeptes, der Möglichkeit des Entdeckens und damit der Reise als Wissensform schlechthin. An die Stelle der frühaufklärerischen Fortschritts- und Entdeckerpraxis des Reisens tritt bei Sebald die Reise als fortgesetzte Suche nach dem eigenen Selbst, die jenseits eines rational-klassifizierenden Zugriffs neuer experimenteller Ausdrucksformen bedarf.

Literaturverzeichnis

Albes, Claudia: „Porträt ohne Modell. Bildbeschreibung und autobiographische Reflexion in W. G. Sebalds ‚Elementargedicht‘ *Nach der Natur*“, in: *W.G. Sebald. Politische Archäologie und melancholische Bastelei*, hrsg. v. Michael Niehaus und Claudia Öhlschläger, Berlin 2006, 47-75.

Anz, Thomas: „Feuer, Wasser, Steine, Licht. W. G. Sebalds eindrucksvoller Versuch ‚Nach der Natur‘“, in: *W. G. Sebald*, hrsg. v. Franz Loquai, Eggingen 1997, 58-60 [zuerst in *FAZ* v. 11.2.1989].

Baumgärtel, Patrick: *Mythos und Utopie. Zum Begriff der „Naturgeschichte der Zerstörung“ im Werk W. G. Sebalds*, Frankfurt/M. u.a. 2010.

Bies, Michael, Košenina, Alexander: „Reisen und Wissen. Einleitung“, in: *Zeitschrift für Germanistik* NF XXIV (2014), 7-9.

Brenner, Peter J.: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Tübingen 1990.

Bunzel, Wolfgang: „Prosagedicht“, in: *Handbuch der literarischen Gattungen*, hrsg. v. Dieter Lamping, Stuttgart 2009, 587-592.

Chamisso, Adelbert von: *Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815-18 auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue*, Berlin 1836. [Zit. nach: Adelbert von Chamisso: *Sämtliche Werke*. 2 Bde., Textredaktion Jost Perfahl, Anmerkungen, Glossar und Nachwort von Volker Hoffmann, Bd. 2, Darmstadt 1975].

Dunker, Axel: „Abenteuerroman“, in: *Handbuch der literarischen Gattungen*, hrsg. v. Dieter Lamping, Stuttgart 2009, 1-8.

Franklin, Ruth: „Rings of Smoke. After Nature by W. G. Sebald“, in: *The New Republic*, 23.9.2002, 32, I-III.

Frömel, Mike: *Offene Räume und gefährliche Reisen im Eis. Reisebeschreibungen über die Polarregionen und ein kolonialer Diskurs im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Hannover 2013.

Gamper, Michael, Michael Bies u. Ingrid Kleeberger: „Einleitung“, in: *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*, hrsg. v. dens., Göttingen 2013, 7-18.

Görbert, Johannes: „Das literarische Feld auf Weltreisen. Eine kulturosoziologische Annäherung an Chamissos Rurik-Expedition“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*, hrsg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber, Göttingen 2013, 33-50.

Görbert, Johannes: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*, Berlin 2014.

Hoorn, Tanja van: „Auch eine Dialektik der Aufklärung. Wie W. G. Sebald Georg Wilhelm Steller zwischen Kabbala und magischer Medizin verortet („Nach der Natur“)“, in: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 19, 1 (2009), 108-120.

Matthies, Volker: „Einführung“, in: *Georg Wilhelm Steller: Die Entdeckung Alaskas mit Kapitän Bering. Von Sibirien nach Amerika, 1741-1742*, hrsg. v. Volker Matthies, Wiesbaden 2013, 7-64.

May, Yomb: *Georg Forsters literarische Weltreise. Dialektik der Kulturbegegnung in der Aufklärung*, Berlin 2011.

Müller, Dorit: „Fahrten zum Pol. Über die Konstitution literarischer Wissensräume“, in: *Literarische Räume. Architekturen-Ordnungen-Medien*, hrsg. v. Martin Huber u.a., Berlin 2012, 111-126.

Riordan, Colin: „Ecocentrism in Sebald's ‚After Nature‘“, in: *W. G. Sebald. A Critical Companion*, hrsg. v. Jonathan J. Long u. Anne Whitehead, Edinburgh 2004, 45-57.

Rothausch, Hans: *Die Stellersche Seekuh: Monografie der ausgestorbenen Nordischen Riesenseekuh*, Norderstedt 2008.

Scheuer, Helmut: „Biografie“, in: *Handbuch der literarischen Gattungen*, hrsg. v. Dieter Lamping, Stuttgart 2009, 65-74.

Schmiedt, Helmut: „Abenteuerroman“, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, hrsg. v. Klaus Weimar, Berlin 2000, 2-4.

Sebald, W. G.: „Und blieb ich am äußersten Meer“, in: *Manuskripte* 24, 85 (1984), 23-27.

Sebald, W. G.: „Und blieb ich am äußersten Meer“, in: *Nach der Natur. Ein Elementargedicht*, Frankfurt/M. 2012, 34-68.

Steinbrink, Bernd: „Abenteuerroman“, in: *Literatur Lexikon. Begriffe, Realien, Methoden*, Bd. 13, hrsg. v. Walter Killy, Gütersloh, München 1992, 13-14.

Stejneger, Leonhard: *Georg Wilhelm Steller. The Pioneer of Alaskan Natural History*, Cambridge, Mass. 1936.

Steller, Georg Wilhelm: *De bestiis marinis*, Petersburg 1751.

Steller, Georg Wilhelm: *Ausführliche Beschreibung von sonderbaren Meerthieren*, Halle 1753.

Steller, Georg Wilhelm: *Reise von Kamtschatka nach Amerika mit dem Commandeur-Capitän Bering*, hrsg. v. P. S. Pallas, Sankt Petersburg 1793.

Steller, Georg Wilhelm: *Beschreibung von dem Lande Kamtschatka*, hrsg. v. Erich Kasten u. Michael Dürr, Bonn 1996.

Stephan, Inge: „Eisige Helden. Kältekult und Männlichkeit in den Polarpfantasien von Georg Heym“, in: *Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, hrsg. v. Ulrike Brunotte, Bielefeld 2006, 271-286.

Terdiman, Richard: *Discourse / Counter-Discourse. The Theory and Practice of Symbolic Resistance in Nineteenth-Century France*, Ithaca 1985.

Reisen, Globalisierung, Technisierung: *In 80 Tagen um die Welt* mit Jules Verne und Helge Timmerberg

Phileas Fogg [...] sprang in eine Droschke, versprach dem Kutscher hundert Pfund Eilprämie, und nachdem sie zwei Hunde überfahren und fünf andere Kutschen gerammt hatten, sprang er [...] aus dem Wagen und erschien drei Sekunden vor der vereinbarten Zeit am vereinbarten Ort. Phileas Fogg hatte seine Reise um die Erde in achtzig Tagen pünktlich beendet. [...] Er hatte dazu alle Transportmittel benutzt, die sich ihm geboten hatten: Passagierdampfer, Züge, Wagen, Boote, Handelsschiffe, Schlitten und einen Elefanten. [...] Aber – was hatte ihm der ganze Aufwand gebracht? Jedenfalls keinen Gewinn, könnte man sagen – würde dann aber das Glück übersehen, das Mr. Phileas Fogg ganz unerwartet in Gestalt einer bezaubernden Frau gefunden hatte. Und wenn wir ehrlich sind: Würde mancher von uns nicht schon für weniger auf eine Reise um die Erde gehen?¹

Der Roman, aus dem das Zitat stammt, heißt *Le Tour du monde en quatre-vingts jours* (*Reise um die Erde in 80 Tagen*), erschien 1872 und fand sofort ein großes Publikum. Erscheinungsjahr und erzählte Zeit sind nahezu identisch, denn die Handlung spielt im Jahr 1872. Es geht um eine Wette: die Welt – von London aus über Frankreich, Italien, Indien, China, Japan, die USA zurück nach Europa – in 80 Tagen, einer nach damaligen Maßstäben rasanten Zeit, zu umrunden. Indem die Handlung an ständig wechselnden Schauplätzen auf dem Globus spielt, werden Grenzen des damals Bekannten und Gefahren des Unbekannten erkundet. Damit steht der Roman in einer langen Tradition: Diese reicht von einem der literarischen Gründungsepen abendländischer Literatur, von Homers *Odysee*, bis zu

¹ Verne 1996, 299-302.

Werken postmoderner Autoren wie Bruce Chatwin, Christoph Ransmayr, Daniel Kehlmann und Michel Leiris.

Bis heute ist für die Populärkultur Vernes Roman neben der *Odyssee* der berühmteste fiktive Reisetext und die wohl ergiebigste Quelle, aus der zahlreiche Verfilmungen, Musical-Adaptionen, Hörspiele, Nacherzählungen, Comics, Computer- und Brettspiele hervorgegangen sind.² Auch der 2008, also 125 Jahre nach Vernes *Le Tour du monde en quatre-vingts jours*, erschienene Roman von Helge Timmerberg *In 80 Tagen um die Welt* gehört in diese Reihe. Ein Vergleich dieses Romans mit dem Vernes gibt Aufschluss über Gestaltungsmöglichkeiten von Weltreisen, die im 21. gänzlich anderen Voraussetzungen unterliegen als im 19. Jahrhundert.

I Erste Station: Unterwegs mit Jules Verne

Der Weltreisende Phileas Fogg hat reale Vorbilder, etwa den US-Amerikaner mit dem sprechenden Namen George Francis Train, der 1870 eine vergleichbare rekordträchtige Tour unternahm, und William Perry Fogg, der 1869 zu einer zweijährigen Weltreise aufgebrochen war und darüber 1872 ein Buch veröffentlicht hatte.³

Mit *Le tour du monde en quatre-vingts jours* krönte Verne nicht nur die Serie seiner *Voyages extraordinaires*, seiner außergewöhnlichen Reisen, sondern schuf laut Dolf Oehler auch eine „Anti-Odyssee des bürgerlichen Industriezeitalters“.⁴ „Bei Verne tritt an die Stelle der List des göttlichen Dulders und der Hilfe Athenes die Effizienz der modernen Verkehrsmittel, die Pünktlichkeit des Fahrplans und dessen, der ihn zu lesen versteht“⁵, so Oehler. Weniger die körperlichen Strapazen einer durch unwegsames Gelände führenden Abenteuerexpedition, „sondern die Kunst des präzisen und gekonnten Umgangs mit Raum und Zeit“ sei laut Stefan Höhne und Tim Opitz Thema des Romans.⁶

² Vgl. Innerhofer 2005, 137, sowie Dehs 2005, 322, 501.

³ Vgl. Foster 2002 sowie Dehs 2005, 211f.

⁴ Oehler 2014, 427.

⁵ Ebd., 428.

⁶ Höhne u. Opitz 2011, 217.

Die eigentliche Hauptrolle in Vernes Roman spielt folglich weder Fogg noch irgendeine andere Figur. Zentral ist vielmehr die Darstellung der reibungslos funktionierenden, zeitgenössischen Transporttechnik, deren Einsatz im Roman korrekt dargestellt und mit ökonomischem Kalkül eingesetzt ist. Die tickende Uhr ist leitmotivisch im Roman und dient in dessen Verlauf als spannungserzeugendes Mittel, ebenso wie die Tageszeitungen. Diese stehen nicht nur symbolisch für die im Roman glorifizierten neuen Werte Aktualität und Geschwindigkeit, sondern präsentieren die geplante Weltreise romanintern als zeitgenössisches Ereignis – eine Authentifizierungsstrategie Vernes, die erzählerisch ebenso dazu beiträgt, die Handlung als Faktum zu präsentieren wie der Fogg charakterisierende Tick, sein Alltagsleben genaustens zeitlich und räumlich zu vermessen: Wie viele Schritte es vom Heim zum Club sind, wird dem Leser mitgeteilt – nämlich 1151. Der Leser erfährt selbstverständlich auch die Adressen beider Häuser. Dass Fogg zehn Stunden schlafe und Toilette mache, exakt 47 Minuten lang diniere, sind gleichfalls Informationen, die der Autor über seine Figur liefert. Es heißt über Fogg: „[...] was er machte, tat er mit der mechanischen Gleichmäßigkeit eines Uhrwerks“.⁷

Mit Beschreibungen wie diesen touchiert Verne die Grenzen realistischen Erzählens und bewegt sich im Bereich satirischer Figurenzeichnung. Dies wird auch an der auffälligen Namensgebung im Roman kenntlich. Es ist wohl nur konsequent, auch von den Dienerfiguren, die das Uhrwerk gleichsam schmieren, äußerste Präzision zu fordern. Und es ist wohl mehr als ein Zufall, dass der am Romananfang gefeuerte Diener ausgerechnet Forster heißt. Über diesen heißt es:

Gerade an diesem 2. Oktober hatte Phileas Fogg seinem Diener James Forster gekündigt, da der junge Mann sich des Vergehens schuldig gemacht hatte, ihm Rasierwasser zu bringen, das nur vierundachtzig Grad Fahrenheit warm war statt der gewünschten sechsundachtzig Grad.⁸

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass der allseits orientierte, belesene und an Wissenschaft und Welterkundung interessierte Autor Jules Verne sowohl den Vor- als auch den Nachnamen dieser Dienerfigur bewusst wähl-

⁷ Verne 1996, 11f.

⁸ Ebd., 13f.

te. Beide Namensbestandteile erinnern an bekannte Entdecker: ‚James‘ ist der Vorname von James Cook (1728-1779), des britischen Seefahrers, der den Pazifischen Ozean befuhr, bedeutende Kartographierungen vornahm und in der Aufklärung zum wohl berühmtesten Entdecker fremder Welten wurde. Sein Name findet sich mehrfach bei Verne, so in *Les Enfants du Capitaine Grant* (1867/68), *Vingt mille lieues sous les mers* (1869/70) und in *Le Pays des fourrures* (1873).⁹

Der Nachname ‚Cook‘ lässt auch Assoziationen zur Reiseagentur von Thomas Cook zu, die bereits 1871 eine Weltreise im Angebot hatte.¹⁰ Die Anspielung auf die großen, im Kontext der Aufklärung mythenumwobenen Namen ‚Cook‘ und Forster‘ erhält dadurch einen ironischen Beiklang: Mit Pauschalangeboten für Weltreisen

war endgültig das Ende des Zeitalters der Entdeckungen eingeläutet. Stattdessen war das Tor aufgestoßen zu einer Welt, in der der Name des Seefahrers Cook plötzlich für etwas völlig Neues stehen konnte, nämlich für das Besichtigen des bereits zuvor Entdeckten. [...] Eine Reise an entlegene und exotische Orte wird käuflich und damit alltäglich zugleich.¹¹

Der Nachname ‚Forster‘ erscheint mehrfach im Werk Vernes, zwar ohne expliziten Hinweis auf Georg Forster, der an der zweiten Weltumsegelung Cooks teilnahm, aber immer im Kontext mit moderner Fortbewegung.¹² Hinter der Namenwahl in *In 80 Tagen um die Welt* lässt sich ein Konzept vermuten, denn die der Dienerfigur Forster vorgeworfene Ungenauigkeit scheint etwas zu sein, von dem sich Verne in seinem Roman absetzen will. Die im 18. Jahrhundert oft Jahre dauernden Expeditionen eines Cook oder Forsters, auf denen Karten erstellt, Pflanzen gesammelt, Fauna und Lebensweisen fremder Völker in Wort und Bild dokumentiert wurden,

⁹ Vgl. Angelier 2006, 435.

¹⁰ Vgl. Höhne u. Opitz 2011, 219.

¹¹ Ebd.

¹² Forster ist in *L'Île mystérieuse* der Nachname gleich zweier Figuren, James und Jonathan Forster, mittels derer Verne die Idee beschreibt, einen Gasballon als Fluchtfahrzeug zu nutzen. In *Sans dessus dessous* (1889) ist „Forster“ der Nachname eines Fischhändlers, der „la North Polar association“ vertritt und demzufolge mit Import und Transport zu tun hat. In *In 80 Tagen um die Welt* gibt es außer der Dienerfigur einen Mechaniker namens „Forster“, dem die Reisenden auf ihrer Amerika-Passage begegnen. Vgl. Angelier 2006, 579.

wird im 19. Jahrhundert, im Roman Vernes, durch die Jagd nach Stempeln ersetzt. Gefeierte werden das möglichst reibungslose Unterwegssein und die pünktliche Ankunft. Exaktheit, Messbarkeit, Pünktlichkeit sind Werte, die nicht nur den geschilderten Reiseverlauf prägen, sondern auch die Gestaltung der Figur Phileas Fogg, über deren Tagesablauf es heißt:

Von acht Uhr morgens, wenn Phileas Fogg üblicherweise aufstand, bis halb zwölf, wenn er zum Mittagessen in den Reform-Club ging, waren alle Einzelheiten des Dienstes aufgelistet: Tee und Toast um acht Uhr dreiundzwanzig, Rasierwasser um neun Uhr siebenunddreißig, Frisieren um zwanzig vor zehn und so weiter. Auch von halb zwölf Uhr vormittags bis Mitternacht, wenn der geregelte Tagesablauf des Herrn Fogg mit dem Zubettgehen endete, war alles bis ins kleinste festgelegt und aufgeschrieben.¹³

Auch das Konzept weltumspannenden Reisens sieht kein planloses Verweilen, keine ausführlichen Erkundungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen vor, die etwa noch die Welterkundungen eines Mannes wie Georg Forster prägten. Verne betont dagegen das ökonomische Moment des Reisens, das sich in Vergleichen von Reisegeschwindigkeiten im 18. und 19. Jahrhundert zeigt¹⁴, im Wetteinsatz von 20.000 Pfund, im bereits erwähnten Motiv der Uhr und in der Fogg zugeschriebenen Rationalität, gepaart mit Schweigsamkeit und Gefühlsarmut und einem pedantisch genau geregelten Lebensstil dieser Figur.

Rationalität, Gefühlsarmut und ökonomisch-sachliches Denken sind Merkmale, die bereits Karl Marx und Friedrich Engels 1848 in ihrem *Kommunistischen Manifest* als charakteristisch für das Leben im industriellen Zeitalter identifiziert haben.¹⁵ Knapp fünfzig Jahre später macht Georg Simmel in seiner Schrift *Die Großstädte und das Geistesleben* (1903) Rationalität, Zeitmessung und genaue Zeittaktung nicht nur als charakteristisch für die neue Lebensweise in Industriestädten aus, sondern erkennt darin eine der Grundlagen und Voraussetzungen urbanen Zusammenlebens überhaupt. Es ist daher kein Zufall, dass der Leser eingangs Phileas Fogg als Bewohner Londons kennenlernt, der mit seiner Stadt fest ver-

¹³ Verne 1996, 19f.

¹⁴ Vgl. ebd., 25.

¹⁵ Vgl. Marx u. Engels 1972, 459-493, s. bes. 464f.

bunden zu sein scheint. Es ist auch kein Zufall, sondern hochgradig symbolisch und mit Blick auf den von Frankreich verlorenen Deutsch-französischen Krieg 1870/ 71 satirisch anmutend, dass der neue französische Diener des erfolgreichen, rational agierenden Vertreters des British Empire, der den alten Forster ablöst, Passepartout heißt. Der Name steht einerseits für die Fähigkeit des Dieners, bei Reiseverzögerungen als Problemlöser zu fungieren und damit dazu beizutragen, dass kein Weltwinkel unentdeckt oder unzugänglich bleibt. Andererseits ist durch das Fehlen eines Vor- und Nachnamens die inferiore Position Passepartouts angedeutet. Mit Bedacht gewählt ist auch der sprechende Name ‚Fix‘ für den Detektiv, der Fogg wegen eines von diesem vermeintlich begangenen Verbrechens auf der Weltumrundung verfolgt und dessen Erscheinen immer wieder für spannungsfördernde, da Zeit kostende, Verwicklungen sorgt.¹⁶ Die Figur, die Verne mit Phileas Fogg entworfen hat, ist gleichfalls wie sein Diener als Anti-Forster konzipiert, und mit Blick auf die Ende des 19. Jahrhunderts kursierenden Theorien von Karl Marx konstatiert der Literaturwissenschaftler Dolf Oehler:

Phileas Fogg ist nur dem Anschein nach ein exzentrischer Angehöriger der britischen *leisure-classes*, der eine verrückte Wette gegen die Mitglieder seines Londoner Clubs eingeht, in Wahrheit ist er der romanhaft verkleidete Idealtyp des modernen Unternehmers, [...] der mit einem strikten Programm minimalen Zeitkostenaufwands in damals unvorstellbar kurzer Frist eine Welt umrundet, mithin symbolisch erobert (selbst wenn er nur Stempel im Pass nach Hause bringt), die dank dem technischen Fortschritt überschaubar geworden ist, kleiner und unabenteuerlicher zugleich.¹⁷

Phileas Fogg scheint das vorweggenommen zu haben, was Hans Magnus Enzensberger 1957 *ins lesebuch für die oberstufe* schrieb: „lies keine oden, mein sohn, lies die fahrpläne: / sie sind genauer, roll die Seekarten auf, / eh es zu spät ist. sei wachsam, sing nicht.“ Fogg ist als zeitunglesender, bestens informierter Reisender konzipiert, dessen Welt nicht mehr den Naturgewalten ausgeliefert ist und deswegen keinen Raum mehr für Irr-

¹⁶ Regina Patzak sieht noch weitere Bedeutungsdimensionen dieser Figur: „[...] le détective Fix [...] caractérise le type national du détective anglais, symbole de la loi anglaise omniprésente dans l’empire britannique“ (Patzak 2007, 104).

¹⁷ Oehler 2014, 428.

fahrt bietet: *Le tour du monde en quatre-vingts jours* führt hauptsächlich durch die Ende des 19. Jahrhunderts bereits erschlossenen Teile der Welt. Die obsessive Beschäftigung mit der Zeit, die minutiös kalkulierten Routen, das Einplanen von Unvorhergesehenem markieren dabei eine deutliche Differenz zu Reisen früherer Zeiten, die – stark von Wind und Wetter abhängig – nur in weit geringerem Maß planbar waren. Der wichtigste Reisebegleiter in Vernes Roman ist folglich *Bradshaw's Continental Railway Steam Transit*. Sehenswürdigkeiten, fremde Bräuche, Lebensweisen, unbekannte Sprachen sind in Vernes Roman nicht von Bedeutung, womit eine weitere Differenz zu Forster markiert wäre. Besichtigungen und Erkundungen fremder Orte seien etwas für die Dienerschaft, heißt es im Roman Vernes. Der Autor lässt seine Figur Fogg allenfalls Konzessionen an den Zeitplan machen, als es gilt, eine indische Witwe vom Scheiterhaufen zu retten, die am Schluss – ein Zugeständnis des Autors an die „Usancen des Genres“¹⁸ – den eingefleischten Junggesellen von den Wonnen der Zweisamkeit überzeugt und ehelicht. Trotz dessen – vorsichtig formuliert – eher verhaltenen Temperaments:

Kein Vorfall, kein Unfall konnte ihn [Fogg] aus der Fassung bringen. Er schien nicht mehr Gefühl als die Schiffsführen zu besitzen. Man sah ihn nur selten auf Deck. Er machte sich nichts aus dem Anblick dieses Roten Meeres, das Zeuge so vieler bedeutender Ereignisse in der Geschichte der Menschheit gewesen war. [...] Daß die alten Geschichtsschreiber wie Strabo, Arrianus, Artemidorus von Ephesus und Idrisi von den Gefahren des Arabischen Golfs mit Grauen berichteten und daß die Seeleute früherer Zeiten ihn nur befuhren, wenn sie zuvor durch Opfer ihre Reise dem Schutz der Götter anvertraut hatten, kam ihm nicht einmal im Traum in den Sinn.¹⁹

Der Fortschrittsoptimismus bei Verne, die Technikbegeisterung dieses Autors, der Glaube daran, mit Dampfschiffahrt, Eisenbahn und auf neuen Fahrwegen zu Lande und zu Wasser ließe sich die Zeit besiegen und der Raum erobern, ist aus heutiger Sicht ein Ergebnis der sich Mitte des 19. Jahrhunderts extrem beschleunigenden Globalisierung. Nicht nur, dass 1869 der Suez-Kanal eröffnet und die Eisenbahnlinie quer durch die USA

¹⁸ Oehler 2014, 428.

¹⁹ Verne 1996, 57.

eingeweiht wurde: 1841 bereits hatte Thomas Cook damit begonnen, Gruppenreisen zu organisieren – nach London, Paris, in die Schweiz, nach Italien. 1869 veranstaltete Cook Nilkreuzfahrten, von 1872 an Weltreisen. Minutiös recherchierte und plante er seine Routen, handelte günstige Konditionen mit Eisenbahngesellschaften, Reedereien und Hotels aus.²⁰

Reisen als zeitlich optimierte Art des Vorwärtstommens und Ausdruck touristischer Welteroberung ist in Form eines Abenteuerromans von Verne als spannendes Erlebnis gestaltet. Dieses trägt aber auch – vor allem in der Gestalt des Protagonisten – satirisch-komische Züge, wie dies die Episode mit dem Diener Forster zeigen mag, der eines zwei Grad Fahrenheit zu kalten Wassers wegen entlassen wird. Phileas Fogg ist ein *flat character* – wenn eine Figur, der kaum wörtliche Rede zugeschrieben ist und die dadurch gekennzeichnet ist, beständig zu zählen und zu messen und Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten der Dienerschaft überlässt, überhaupt als literarischer Charakter verstanden werden kann und nicht als Allegorie auf ein von Messen und Technik besessenes Zeitalter. Dies legen die auffälligen Vergleiche Foggs mit einer Uhr – wie eben gezeigt – nahe.

Unter den vielen Adaptionen, die Jules Vernes berühmtester Roman *Le Tour du monde en quatre-vingt jours* in diversen Medien erfahren hat, sticht Helge Timmerbergs Buch *In 80 Tagen um die Welt* hervor. Dieses Buch kann als Gegenentwurf zu Vernes Roman begriffen werden.

II Zweite Station: Mit Helge Timmerberg von Berlin nach Berlin

Helge Timmerberg (*1952), einer der profiliertesten Reisejournalisten im deutschsprachigen Raum, schrieb sein Buch in expliziter Anlehnung an das 1873 erschienene Vorbild, was bereits die Titelzitation verrät. Die Schreibweise, der sich Timmerberg bedient, mutet an, aus unmittelbarer Anschauung entstanden zu sein und verlässt die subjektive Sichtweise eines Beobachters nicht.

²⁰ Vgl. Mundt 2014.

Bereits das Titelcover der ersten Ausgabe markiert die Position des Buches im Grenzbereich von Fiktion und Dokumentation: Das Gesicht des Autors erscheint in einer gemalten Szenerie, die weniger an Vernes *Reise um die Erde in 80 Tagen* erinnert als an die Kurzgeschichte *Un voyage en ballon/ Eine Reise im Ballon* von 1851 bzw. an den wissenschaftlich fundierten Reiseroman *Cinq semaines en ballon/ Fünf Wochen im Ballon* von 1863.²¹ Die Titelzitation *In 80 Tagen um die Welt* wie auch Illustrationen verdeutlichen die Nähe des Timmerberg'schen Textes zu Vernes Werk. Timmerbergs Route führt zwar auch durch die Welt, allerdings bewegt er sich auf anderen Pfaden als Fogg. Es geht von Berlin nach München, über diverse Stationen in Italien und Griechenland nach Ägypten, Bombay und Goa, durch Asien nach Mexiko, Kuba, Schottland und wieder nach Berlin. Der Autor ist nicht nur auf dem Cover und im Porträtfoto über dem Klappentext präsent, sondern bringt sich ständig und unüberlesbar auch als Ich-Erzähler in den Text ein. Es handelt sich folglich nicht nur um eine literarisch-journalistische Reise um die Welt, sondern auch um eine Reise in die Welt Timmerbergs. Der Autor inszeniert sich in *In 80 Tagen um die Welt* wie in allen seinen Texten – Romanen, Reportagesammlungen und Zeitungsartikeln – als versierter, abgeklärter Weltenbummler:

[...] und was die ausgiebigen Schiffspassagen angeht, die bei meinem hochgeschätzten Vorbild [Jules Verne] eine so große Rolle spielen: Da muß ich [...] passen. Die Romantik der christlichen Seefahrt ist in den Häfen zu finden, nicht dazwischen. Das Meer selbst ist langweilig oder, andere Möglichkeit, so romantisch wie Dauerkotzen. Oder, noch 'ne Möglichkeit, zu teuer. Zehnmal so teuer wie Fliegen. Nee, Herr Verne, da werden wir nachbessern müssen. Auch bei der Route, wenn wir schon mal beim Meckern sind, lohnt es sich hier und da, nicht in Ihre Fußstapfen zu treten. Was zur Hölle soll ich in Singapur? Bangkok ist gegenwärtig die Drehscheibe für Weltreisende in Südostasien. Ab Hongkong sitzen wir dann wieder in einem Boot. Aber noch etwas unterscheidet uns wesentlich: Einer von uns ist nie losgefahren. Und ich bin das nicht.²²

²¹ *Fünf Wochen im Ballon* ist der erste Titel im Romanzyklus der *Außergewöhnlichen Reisen (Voyages extraordinaires)*.

²² Timmerberg 2008, 16.

Das Zitat weist bereits wesentliche Kennzeichen des Timmerbergschen Textes auf: Während Vernes Held charakterlich nahezu als Leerstelle konzipiert ist, als Allegorie der Technik und Technikbegeisterung verstanden werden kann, und sich der Autor im Roman nicht zu Wort meldet, inszeniert sich Timmerberg selbst auffällig als Erzählinstanz, als Protagonist und alleiniger Mittelpunkt des Textes, ähnlich wie in seinen Zeitungsreportagen, die Züge des New Journalism mit denen des Gonzo-Journalism vereinen.²³ Auch Timmerberg interessiert sich nicht für die ihn umgebenden Kulturen, im Fokus des Berichtens stehen vielmehr die Alltagsverrichtungen, Spontanassoziationen und Drogenpraktiken des Erzählers. *In 80 Tagen um die Welt* ist ein Buch, in dem sich das Ereignismoment des Augenzeugenberichts und das Erlebnismoment des Reiseberichts miteinander verbinden.

Wie es das Titelcover andeutet, sind realer Autor und Erzähler im Text miteinander verbunden. Dadurch erzeugt Timmerberg einerseits einen Eindruck von Authentizität und Aufrichtigkeit. Dieser Eindruck wird durch die passagenweise versuchte Imitation schnoddriger mündlicher Rede und durch die Darstellung von Gedanken und Alltagsaktivitäten ganz im Sinne und nach Art des Gonzo-Journalism verstärkt. Durch diverse intertextuelle Anspielungen aber – vor allem auf Verne und auch auf Rilke und Hesse²⁴ – erhält das Buch passagenweise auch einen stark artifizialen Charakter. Zahlreiche intertextuelle Verweise und strukturelle Übernahmen markieren unübersehbar starke Bezüge zu Vernes Text, zugleich grenzt sich Timmerberg durch seine explizit reportageartige Schreibweise und die Betonung der unterschiedlichen Lebenswelten, die beide Bücher prägen, auch deutlich von Verne ab. Diese Erzählweise und der Umstand, dass Timmerbergs Perspektive durch keine andere relativiert, korrigiert oder ergänzt wird, tragen dazu bei, dass sich der Status der wenigen Impressionen und Aussagen über die bereisten Länder als Fakt oder Erfindung ihres Verfassers kaum bestimmen lassen.

Neben den unterschiedlichen Gestaltungen der Erzählinstanz bzw. des Protagonisten ist es vor allem die Wahrnehmung von Zeit und Raum, welche die Differenz beider Bücher markiert. Bei Timmerberg heißt es:

²³ Vgl. Pörksen 2004.

²⁴ Vgl. bei Timmerberg zu Verne neben der Titelzitation und den diversen strukturellen Anleihen auch 16, 32, 29, 43, 60, 73, 107, 112f.; zu Rilke 32, 37f.; zu Hesse 19.

Heute die Welt in achtzig Tagen zu umreisen verlangt nicht, wie zu Jules Vernes Zeiten, permanentes, pausenloses und zielstrebiges Voraneilen, heute braucht es das glatte Gegenteil, also ein gewisses Klebenbleiben. Eine gewisse Unentschlossenheit.²⁵

„Klebenbleiben“ und „Unentschlossenheit“ sind nicht nur Konzessionen an die zeitsparende und gleichsam raumfressende Luftfahrt, die Verne in seinem trotz aller Abenteuerlichkeit verkehrstechnisch realistisch gestalteten Roman nicht einsetzt. „Klebenbleiben“ und „Unentschlossenheit“ sind auch symptomatisch für Timmerbergs Erzählverfahren. Dieses lässt durch anekdotisches Mäandern, ausufernde Reflexionen über die gar nicht so interessanten Gedanken des Erzählers und durch ausführliche Beschreibungen gänzlich banaler Tätigkeiten keine Spannung aufkommen. So heißt es über den Aufenthalt in Triest:

Der Bus nach Slowenien fährt alle zwei Stunden ab. Trotzdem verpasse ich jeden. Um nur wenige Minuten, aber verpaßt ist verpaßt. Und jedesmal bin ich ganz froh darüber, daß ich den Bus verpaßt habe. Zwischendurch gehe ich spazieren und sitze vor Cafés in der Wintersonne. Das ist angenehmer, als im Bus zu sitzen, und ich habe ja auch jede Menge Zeit.²⁶

Der Umstand, dass Timmerberg in seinem Roman ausführlich das Verpassen von Mitfahrgelegenheiten inszeniert und als Gelegenheit zur Beschwörung von Muße und Wohlsein auf Reisen erzählerisch nutzt, ist als Gegenentwurf zu Vernes Roman zu werten, dessen spannungsförderndes Element allein darin besteht, von einem Verkehrsmittel zum nächsten genau nach Plan zu wechseln.

Auch wenn sich zwischen Vernes Text und der Timmerbergschen Adaption sehr leicht noch weitere Unterschiede finden lassen, gibt es auch auffällige Gemeinsamkeiten: Für Verne sind die Effizienz der damals modernen Verkehrsmittel, die Einhaltung der Fahrpläne und die neu erschlossenen Reiserouten – der Suezkanal und die Bahnlinie quer durch die USA – erwähnenswert. Für den Reisenden im 21. Jahrhundert sind die bequemen Fortbewegungsmöglichkeiten gleichfalls ein zentrales Thema. Nur ist die Welt mittlerweile verkehrstechnisch so gut erschlossen, dass

²⁵ Timmerberg 2008, 39.

²⁶ Ebd.

nicht Eile, sondern Müßiggang im Fokus stehen. Dies wirkt sich auf Erzähltechnik und Inhalte aus: Wohin mit all der vielen Zeit? Sie führt – so legt es Timmerbergs Roman nahe – zu einer verstärkt subjektiven Betrachtungsweise, zu einer Darstellung, die weniger auf eine Außenwelt als stark auf innere Zustände und scheinbar unwillkürlich entstehende Gedanken ausgerichtet ist. Das fehlende Gerüst äußerer Handlung, das noch Vernes Roman dominiert, hat bei Timmerberg Banalität zur Folge, das Um-sich-selbst-Kreisen einer wenig interessanten Erzählinstanz.

Ähnlich wie das literarische Vorbild ist auch der Reisende Timmerberg weder Abenteurer noch Bildungsreisender, noch nicht einmal Tourist, weil auch ihm die Sehenswürdigkeiten nichts bedeuten. Weniger aus Desinteresse als aus einer Haltung der Übersättigung heraus. So heißt es im Buch über eine Station in Bozen:

Hannibal hat die Alpen bezwungen, die Kimbern und Teutonen haben die Alpen bezwungen, und auch ich habe die Alpen bezwungen, aber im Gegensatz zu den Erstgenannten bezwang ich sie viele Male. Um einer weiteren Abnutzung der Eindrücke vorzubeugen, kaufe ich am Bahnhof drei Romane.²⁷

III Am Ziel: Vorläufiges Lektürefazit

Die im Text thematisierte Lektüre und die diversen intertextuellen Verweise machen Timmerbergs Text als Beobachtung der Beobachtung zweiter Ordnung erkennbar. In seinem Text versucht Timmerberg nicht, Reiseimpressionen als neu und einzigartig darzustellen. Vielmehr trägt der – auf den zweiten Blick sehr formbewusst erscheinende – Autor mit seiner genreübergreifenden, zwischen Bericht und Roman oszillierenden Form den Bedingungen zeitgenössischen Reisens als alltäglich gewordener Massenaktivität Rechnung. Die zahlreichen Verweise auf Vernes Roman verdeutlichen die Aktualität eines der bekanntesten Modelle literarischer Weltreisen für Welterfahrungen und deren literarische Umsetzung.

Als große Gemeinsamkeit beider Texte lässt sich festhalten, dass beide den historischen Erfahrungshintergrund und technische Bedingungen des

²⁷ Timmerberg 2008, 24.

Reisens reflektieren. Unter umgekehrten Vorzeichen: „Jubel in Berlin“, heißt es bei Timmerberg. „Ich habe die Wette gewonnen. Ich habe es tatsächlich geschafft, nicht früher anzukommen. Nur knapp allerdings, weil Irland so furchtbar war.“²⁸

Sowohl Verne als auch Timmerberg ist auch eine gewisse Euphorie des Aufbruchs eigen. Reisen erscheint als ein Sammeln von Orten, die der genaueren Erkundung nicht bedürfen. Es ist daher nur konsequent, wenn Timmerberg seine Reise um die Erde in achtzig Tagen als letzte Reise bezeichnet und danach sein journalistisches Globetrotter-Dasein im Buch für beendet erklärt. Die globalisierte Welt birgt keine Geheimnisse mehr, ließe sich schlussfolgern. Und am schönsten ist es sowieso zu Hause in Berlin, so die etwas piefig scheinende Erkenntnis am Ende von Timmerbergs Buch.²⁹ Umso wichtiger erscheinen vor diesem Hintergrund die häufigen, expliziten intertextuellen Bezüge zu Vernes Roman. Diese prägen das Buch Timmerbergs strukturell und inhaltlich, geben den Handlungsrahmen vor. Das Timmerbergsche Buch geht aber über eine typologische Variation des berühmten (Welt-)Reiseromans hinaus: Allererst die intertextuellen Bezugnahmen machen die von Timmerberg geschilderte Banalität des Reisens und des Reisenden im 21. Jahrhundert erfahrbar; denn die intertextuellen Bezugnahmen auf Verne durchbrechen die geschilderten Belanglosigkeiten und halten die Erinnerung an andere mögliche Erlebniswelten, Schreib- und Gestaltungsweisen von Reisen wach. Die von Timmerberg auch stellenweise in fiktiv-dialogischer Form gesuchte Auseinandersetzung mit dem Vorbild Vernes verdeutlichen dadurch den großen Kontrast, der zwischen Reiserfahrungen im 19. und im 21. Jahrhundert besteht und ermöglichen Differenzidentifikationen. Reisen und das Schreiben darüber erscheinen zudem durch die intertextuellen Bezugnahmen bei Timmerberg als durch eigene Lebenserfahrungen und literarische Vorgänger vorgeprägte Erfahrung. Dies lässt die Sehnsucht nach neuen, ungewöhnlichen Reiserfahrungen im 21. Jahrhundert als naiv und notwendigerweise unerfüllbar erscheinen.

²⁸ Timmerberg 2008, 278.

²⁹ Vgl. ebd., 286f.

Literaturverzeichnis

Angelier, François: *Dictionnaire Jules Verne. Entourage, personnages, lieux, œuvres*, Paris 2006.

Dehs, Volker: *Jules Verne. Biographie*, Düsseldorf/Zürich 2005.

Foster, Allen: *Around the World with Citizen Train: The Sensational Adventures of the Real Phileas Fogg*, Dublin 2002.

Höhne, Stefan u. Opitz, Tim: „Ein Passagier und Gentleman im sich globalisierenden 19. Jahrhundert: Der zirkuläre Exodus Phileas Fogs In 80 Tagen um die Welt“, in: *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, hrsg. v. Michael Neumann u. Kerstin Stüssel, Konstanz 2011, 217-237.

Innerhofer, Roland: „Die ‚technoromantischen Abenteuer‘ des Jules Verne“, in: *die horen* 217 (1/2005), 133-144.

Marx, Karl u. Engels, Friedrich: „Manifest der kommunistischen Partei [1848]“, in: dies.: *Werke*, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 4: *Mai 1846-März 1848*, 6. Aufl., Berlin 1972, 459-493.

Mundt, Jörn W.: *Thomas Cook. Pionier des Tourismus*, Konstanz/München 2014.

Patzak, Regina: „L’Homme-Science Phileas Fogg“, in: *Jules Verne ou les invention romanesques*, hrsg. v. Christophe Reffait u. Alain Schaffner, Amiens 2007, 99-110.

Oehler, Dolf: „Zur Dialektik der Globalisierung“, in: *Figuren des Globalen. Weltbezug und Welterzeugung in Literatur, Kunst und Medien*, hrsg. v. Christian Moser u. Linda Simonis, Göttingen 2014, 427-437.

Pörksen, Bernhard: „Das Problem der Grenze. Die hintergründige Aktualität des New Journalism – eine Einführung“, in: *Grenzgänger. Formen des New Journalism*, hrsg. v. Joan Kristin Bleicher, Wiesbaden 2004, 15-28.

Timmerberg, Helge: *In 80 Tagen um die Welt*, Berlin 2008.

Verne, Jules: *Reise um die Erde in 80 Tagen*. Neue ungekürzte Übers. v. Manfred Kottmann. Mit sämtlichen Illustrationen der französischen Ausg. erschienen im Verlag J. Hetzel et Cie., Frankfurt/M. 1996, 299-302.

Empire Revisited. Christian Krachts Poetik der Fremdheit

I Einleitendes

‚Poetik der Fremdheit‘, so lautet ein zentrales, die ästhetischen und semantischen Zeichen hervorbringendes Prinzip in der Literatur von Christian Kracht.¹ Dem Begriff ‚Fremdheit‘, wiewohl ein relativ etablierter ästhetischer und philosophischer Terminus, eignet eine gewisse Unschärfe: Er umfasst sowohl die Erfahrung von Fremdheit im Verhältnis zur Welt im Subjekt als auch die bewusste Stilisierung einer Fremdheit durch dieses Subjekt. Der Begriff der ‚Fremdheit‘ – mit fließenden Übergängen zu den Termini ‚das Fremde‘, ‚die Fremde‘ – markiert mithin ein Weltverhältnis und einen ästhetischen Modus. Im Ergebnis führen beide zu einer Störung, zu einer Verfremdung der geltenden symbolisch-semantischen Ordnungen, was gewissermaßen als Überschuss ästhetische und intellektuelle Lust produziert. Entsprechend vielgestaltig erscheint die Fremdheit, die Kracht zu einem Mittelpunkt seiner Literatur macht. Einerseits finden sich apokalyptische Einfärbungen (vgl. z.B. die Ukraine-Reportage *Der Name des Sterns ist Wermut*²) und andere Düstereitsvisionen wie am Ende des Romans *1979*, das mit dem chinesischen Lagerleben eine charakteristische Dystopie des 20. Jahrhunderts thematisiert, oder auch im konjunkturalhistorischen Roman *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten*, der Gewalt und Brutalität eines künftigen Weltkriegs evoziert. Andererseits ist die von Kracht inszenierte Fremdheit auch heller getönt, sie hat die verborgenen Potenziale des skurril und bizarr Schönen zum Gegenstand, das unverwechselbare, non-konformistische genuin Eigen-Artige von Menschen und Orten, das sich abseits der eingeschliffenen Bedeu-

¹ Vgl. auch bereits Hermes 2010, 2011.

² In: Kracht 2008, 223-239.

tungs- und Bewertungsmuster offenbart, z.B. in der ‚Heiterkeit der kleinen Dinge‘³ oder auch in exzentrischen Lebensgeschichten wie jener des amerikanischen Jazzmusikers Barney Kessel, der sich eines Tages aufmacht, auf Einladung des nepalesischen Königs den Jazz nach Kathmandu zu bringen.⁴ Schließlich wirkt sich dieser alternative Blick auf die Dinge und Menschen der Welt auch auf die topographische Ordnung aus: Kracht konstruiert seine über den Globus zerstreuten Orte nicht selten als poetisch-versponnene Heterotopien, die der wachsenden globalen Uniformität antworten.⁵

In eine etwas andere Richtung geht Christian Krachts Poetik der Fremdheit, wo er Motive und Themen aus der Science-Fiction-Tradition aufgreift. Besonders ist dies der Fall im Roman *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten*. Hier bildet das Zentrum eine kunstvoll inszenierte Fremdheit, die sich von zukünftigen Veränderungen herschreibt, betreibt der Erzähler konsequent eine Verfremdung der normalzeitlich geltenden symbolisch-semanticen Ordnungen, nicht zuletzt der Räume und Orte. Für den Roman *Faserland* von 1995 existieren Treatment und Teile eines Drehbuchs, die aus dem im weitesten Sinne realistischen Roman (mit mehr oder weniger empirisch verifizierbaren Zeit- und Ortsbezügen) explizit einen „Science-Fiction-Film“ machen – Teile der Handlung spielen in einem „Neo-Evangelischen Hamburg“, in Heidelberg trifft der Held auf „Hans-Georg-Gadamer-Festspielbesucher“.⁶ Hinzu kommt, dass Kracht intertextuell immer wieder auf Science-Fiction-Autoren verweist – etwa in der Einleitung zu *Die totale Erinnerung*: Bereits der Titel des Nordkorea-Bildbandes ist ein Zitat des SF-Schriftstellers Philip K. Dick, von dem u.a. die Buchvorlagen für die Spielfilme *Total Recall* und *Blade Runner* stammen. Im Bildband vergleicht Kracht die fremde Lebenswelt Nordkoreas mit dem „Handlungsort eines noch ungeschriebenen Romans des Science-fiction-Autors Philip K. Dick“: „[...] weiter als Nordkorea, so

³ Kracht/Nickel 2012, 46.

⁴ Ebd., 69ff. Zu denken wäre auch an die exzentrisch-enigmatisch schillernde Figur des Mavrocordato in 1979.

⁵ Vgl. wiederum ebd., 115f., wo Kracht explizit Kathmandu/Nepal als einen solchen Gegenort benennt und mit den Romanen *Lost Horizon* von James Hilton und *The Beach* von Alex Garland literarisch-ästhetische Spiegelungen dieser Heterotopien.

⁶ Kracht 2008, 240-302, hier 245, 251.

scheint es, kann man sich auf diesem Planeten nicht von der Realität entfernen.“⁷ *Imperium* dagegen ist auf den ersten Blick das gerade Gegenteil von Science Fiction, nämlich: ein historischer Roman, der in der Zeit um die Jahrhundertwende angesiedelt ist. Andererseits handelt der Roman von der utopischen Zukunft des Kokovorismus und vom Ideal des „radikalen neuen Menschen“⁸, eines radikal veränderten Daseins – Elementen des Science Fiction mithin, Science Fiction im historischen Gewand gewissermaßen.

II Reisen – Fremdheit – Literatur

Beim Blick auf das Gesamtwerk von Christian Kracht sticht der verhältnismäßig hohe Anteil an Reiseliteratur ins Auge. Immerhin vier von insgesamt bis dato fünfzehn Buchveröffentlichungen zählen zu diesem Genre im engeren Sinne (*Ferien für immer*⁹, *Der gelbe Bleistift*¹⁰, *Gebrauchsanweisung für Kathmandu und Nepal* sowie – mit Abstrichen – *Die totale Erinnerung*). Darüber hinaus spielen Thema und Motiv des Reisens auch in vielen weiteren Werken eine Rolle.¹¹ Die topographische Faktur des Kracht'schen Œuvres ist in auffälliger Weise von internationalem, globalem Zuschnitt. Die Schauplätze, an und mit denen diese Literatur spielt, sind über die gesamte Erde verstreut – die auf der Umschlaginnenseite von *Ferien für immer* abgedruckte Weltkarte mit den im Buch behandelten Orten gilt gleichsam in kumulierter Form fürs Gesamtwerk, ja für die Autor-Imago Christian Krachts überhaupt, dessen Wohnorte ebenfalls diese kosmopolitische Vielfalt aufweisen und der seine globale (Nicht- bzw. Vielfach-)Identität teilweise demonstrativ, z.B. fotografisch, inszeniert (dazu unten mehr).

⁷ Kracht 2006, 6. Vgl. etwa auch in Kracht 2008 die intertextuellen Verweise auf J.G. Ballard (147) und Buckminster Fuller (162f.).

⁸ Kracht 2012, 51.

⁹ Kracht/Nickel 1998.

¹⁰ Kracht 2000.

¹¹ Vgl. zum Reisemotiv auch schon: Schneider/Schneider 2006; Birgfeld 2007; Bartels 2008.

Krachts Reiseliteratur trägt dabei zum Teil deutlich nostalgische Züge. Das erste, zusammen mit Eckhart Nickel verfasste Reisebuch *Ferien für immer. Die angenehmsten Orte der Welt* enthält eingangs folgende Dedikation: „Den großen Reisenden gewidmet, die es besser gemacht haben: Wilfred Thesiger, Peter Fleming, Ella Maillart, Evelyn Waugh, Annemarie Schwarzenbach. Es war eben eine andere Zeit.“ Und im Vorwort bezeichnet Moritz von Uslar das 19. Jahrhundert als „Zeit der großen Reiseliteratur“¹², in deren Tradition Kracht und Nickel offensichtlich stünden. Allerdings handelt es sich bei diesen Reminiszenzen an eine inzwischen untergegangene Welt stilvoller Reiseabenteuer um reflektierte Nostalgie, um ein ironisches Fortschreiben der klassischen Tradition der Reiseliteratur. Kracht erweist der Tradition seine Reverenz im Wissen um die Unwiederbringlichkeit von deren Voraussetzungen. Das Zeitalter des globalen Massen- und Billigtourismus (der Massen- und Billigesellschaft) ist unumkehrbar. Dennoch – das ist Teil der ironischen Schreibbewegung – lassen sich unter neuen Bedingungen sehr wohl neue Potenziale reisekundlichen und ästhetischen Erlebens erschließen. Denn dies ist im Grunde das Hauptanliegen von Krachts Reiseliteratur: Wie lässt sich in Zeiten von Massentourismus und Globalisierung, einer offenkundig zunehmenden Standardisierung und Uniformisierung der Welt, trotzdem anspruchsvoll reisen? Anspruchsvoll, d.h.: mit Anspruch auf ästhetisch differenzierte und distinguierte Erfahrungen, wie sie einst, im aus heutiger Sicht ‚goldenen Zeitalter‘ der Reiseschriftstellerei (als der technisch-verkehrliche Entwicklungsstand erstmals breiteren Bevölkerungsschichten das Fernreisen ermöglichte, die massentouristischen Begleiterscheinungen indes noch kaum Wirkung zeigten), möglich und wirklich gewesen sind. Ein zweifelsohne auch romantisches Anliegen, romantisch allerdings nicht im streng germanistischen Sinne einer Epochenbezeichnung, sondern als attributive Kennzeichnung für den Glauben wie gleichermaßen die Suche nach Lebensintensität und Lebensreichtum. Kracht geht es nicht um eine bloße Restitution früherer Zeiten, sondern um Fortschreibung von ästhetischer Erfahrung im Hier und Heute. Entgegen dem im Vorwort von Moritz von Uslar so apostrophierten ‚goldenen Zeitalter‘ des Reisens im 19. Jahrhundert entstammen die in der Widmung genannten

¹² Kracht, Nickel 1998, 20.

Autoren denn auch durchgehend dem 20. Jahrhundert. Sie stehen damit für eine aus Sicht des 21. Jahrhunderts bereits ferne Epoche; zugleich aber bürden sie für die Möglichkeit, prinzipiell auch in einem technisch-infrastrukturell industrialisierten Zeitalter einen erlebnisreichen und ästhetisch stilvollen Weltzugang zu finden bzw., anders formuliert, *Fremdheit* zu erfahren, zu entdecken, inmitten einer Welt, die sich massen-touristisch immer mehr anzugleichen droht, ein Stück ästhetischer und existentieller Inkommensurabilität zu erhalten, das nicht aufgeht in den Parametern der allgemeinen touristischen Ordnung wie auch in jenen des je individuellen Verstehens. Diese Reiseprosa zielt auch darauf, den Blick offenzuhalten, für das *Versprechen* von Fremdheit, d.i.: eine prinzipielle Chance auf Andersheit, Offenheit, Neuheit der Ordnung der Dinge in der Welt, wie sie sich etwa in der in *Gebrauchsanweisung für Kathmandu und Nepal* postulierten, fernöstlich-spirituellen „gladness“ oder „serenity of small things“¹³ offenbart, als Gegenmodell der Gelassenheit zur modernen Gigantomanie und Eventkultur. Wenn die Erfahrung des Fremden im Wesentlichen in einer Konfrontation mit dem Unverständlichen und einer Erschütterung der eigenen Identität besteht¹⁴, so wäre Krachts Reiseprosa teils als eine Variante der gelassenen Heiterkeit zu lesen, indem sie das Fremde als ästhetisch interessant und bizarr aufzuheben bestrebt ist, teils als eine apokalyptische Zuspitzung, wo sie, wie erwähnt, mit Katastrophenszenarien und (Selbst-)Auslöschungsphantasien einhergeht. In der Mitte davon liegt das „Kunstwerk“¹⁵ Nordkorea, dem sich Kracht in dem Fotoband *Die totale Erinnerung* widmet. Es liefert maximale Fremdheit, im zitierten Rekurs auf Science Fiction wird dies ebenso deutlich wie in der Kommentierung der Fotografien im Bildband durch Zitate aus Kim Jong IIs Schrift *Über die Filmkunst* – ein klassisches Verfremdungsmittel! Dass Kracht auch öffentlich aus Werken des nordkoreanischen Diktators las,

¹³ Kracht/Nickel 2012, 46.

¹⁴ Vgl. Bhabha 2000, 318: „Die Erfahrung des Kolonialismus ist das Problem des Lebens ‚inmitten des Unverständlichen‘, nach einer Wendung in Joseph Conrads *Heart of Darkness* („to live in the midst of the incomprehensible“ [Conrad 1981, 8]). Vgl. auch Barthes 1981, 17 (auf eine Japanreise Bezug nehmend): „Ein Traum: eine fremde (befremdliche) Sprache kennen und sie dennoch nicht verstehen [...] ins Unübersetzbare hinabsteigen und dessen Erschütterung empfinden, ohne es je abzuschwächen, bis der ganze Okzident in uns ins Wanken gerät.“

¹⁵ Kracht 2006, 13.

löste einmal mehr Irritationen bei denen aus, die sich an einer Ästhetisierung oder genauer gesagt: *Neutralisierung* des Politischen stießen.

Mit einem nicht geringen Teil seiner Literatur unternimmt Kracht eine Art Wieder- und Neuvermessung der Welt im Lichte von Globalisierung, Massentourismus und Postkolonialismus – *Empire revisited*. Das Ergebnis ist ein Blick auf die Welt, der die Erfahrungen des imperialistischen Zeitalters, in politischer wie vor allem in kultureller Hinsicht, mitreflektiert. Kracht schreibt auf der Folie der klassischen ‚imperialen‘ Reiseschriftsteller des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, er zitiert sie immer wieder und fügt sich damit selbst in diese Tradition ein. ‚Imperial‘ ist diese Literatur insofern gewesen, als sie im Schatten der großen kolonialen Imperien geschrieben wurde, ihre Autoren gehörten zur privilegierten Klasse einer in alle Erdteile reisenden Spezies, die ihre globale Identität gleichwohl noch nicht mit den Millionen des Massentourismus teilen musste, der erst mit der Wohlstandsexplosion, dem ‚Goldenen Zeitalter‘ (Eric Hobsbawm) in der westlichen Welt nach dem Zweiten Weltkrieg in Erscheinung trat. Es ist dies ein Blick, der sich dezidiert jeder Form von politischer Korrektheit verweigert, indem er den (sozial-)liberalen Metanarrativen des Umgangs mit dem und den Fremden, mit gewisser historischer Notwendigkeit erwachsen aus den Katastrophen der Vergangenheit, die Gefolgschaft verweigert: Der Fremde und die fremde Lebenswelt sind und bleiben fremd, sie sind nicht lediglich Facette eines allgemeinen Menschlichen, sie sind auch nicht umstandslos das Produkt einer von der westlichen Welt repressiv herbeigeführten geschichtlichen Situation, die es gilt mit einem Übermaß an symbolischem Humanismus und Egalitarismus (‚Gutmenschentum‘) zu kompensieren.

III Fotografische Verfremdungen in der Inszenierung als Autor

Fester Bestandteil des Diskurses über Pop, Popkunst und Popliteratur ist die Frage nach dem Bild des Künstlers bzw. Autors, nach Veränderungen im Selbstverständnis, in der Identität und (Selbst-)Inszenierung des

Künstlers bzw. Autors.¹⁶ Im Falle Krachts fällt auf, dass dieser seine Autor-Imago auf den Umschlägen einiger seiner Bücher in erkennbar stilisierter Weise in Szene setzt und derart eine Aura exotischer, enigmatischer Verfremdung erzeugt. Das Foto auf dem Umschlag der Erstausgabe von *Faserland* (1995) reflektiert zum einen das Pop-Image, das Kracht in der Öffentlichkeit rasch angehängt wurde – es zeigt den Autor vor einer Wand mit Werbeplakaten von „Lux Beauty Soap“. Andererseits wird hier bereits eine globale Identität inszeniert, die unterhalb des Fotos platzierte Autoreninformation lautet: „*Christian Kracht*, geboren 1966 in der Schweiz, aufgewachsen in den USA, Kanada und in Südfrankreich, lebt zur Zeit in Kalkutta/Indien.“ Auf der Umschlagklappe des von ihm herausgegebenen Bandes *Mesopotamia* von 1999 posiert Kracht mit einem Kalaschnikow-Maschinengewehr vor einer abendlichen Steppenkulisse, in der Bildunterschrift heißt es: „Der Herausgeber Christian Kracht wurde 1966 in Gstaad, Schweiz geboren. Er schrieb den Bestseller ‚Faserland‘ und den Reiseführer ‚Ferien für Immer. Die angenehmsten Orte der Welt‘. Zur Zeit lebt er in Phnom Penh.“ Ein Jahr später erscheint Kracht auf dem Cover des Reisebuchs *Der gelbe Bleistift* in einer Fotomontage sitzend als Sitar-Spieler vor einer indisch anmutenden Tempelanlage – mithin abermals ein paratextuelles *Framing*, das die Autor-Imago in einen exotisch-fremden Kontext versetzt. Gewissermaßen emblematisch zu lesen ist das Foto auf der Umschlagklappe des Romans *1979* aus dem Jahre 2001. Es platziert den Autor inmitten einer im Hintergrund bergig-hügeligen Wüstenlandschaft, darunter steht der Text: „CHRISTIAN KRACHT, 1966 geboren, ist Schweizer. Das Foto zeigt den Autor auf der Landstraße nach Tashigang, Tibet, Volksrepublik China.“ In China spielt das Ende des Romans – in einem allgemeineren Sinne lassen sich Foto und Bildunterschrift als ein selbstprogrammatisches Emblem deuten: der Autor Kracht, so lautet die Botschaft (gleichsam die subscriptio), führt den Leser in die Fremde, in ein Unbekanntes, eine Art globales Drittes aus Europa (‚Schweiz‘) und Asien (‚China‘), in ein Gebiet, das sich den geläufigen geographischen und kulturellen Grenzziehungen und den mit ihnen einhergehenden symbolisch-semanticen Ordnungssystemen entzieht. Der Blick in diese Fremde ist dabei oftmals ein prononciert naiver, westlich-

¹⁶ Vgl. Niefanger 2004.

subjektiver Blick – er verfremdet das Gesehene bzw. Imaginierte nicht mit dem Ziel, irgendein Authentisches, Wahres freizulegen, sondern um dieses im Gegenteil grundsätzlich zu negieren, er operiert jenseits von naivem Exotismus / Orientalismus¹⁷ und avanciert-korrekt postkolonialer Theoretisierung des Fremden (beides im Kern projektive Überstül-pungen). Letztes Beispiel: die Fotografie auf der Umschlagrückseite des Romans *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten* von 2008, dessen futuristisches Szenario u.a. mit den Schauplätzen Europa (Schweiz) und Afrika spielt. Zu sehen ist der Autor Kracht, wie er liegend in einer mutmaßlich mitteleuropäischen Waldlandschaft posiert, was augenfällig kontrastiert mit der Abbildung einer Karte von Afrika aus Kolonialzeiten, die sich über die Vorderseite des Umschlags zieht. In einen neuen beziehungsreichen Zusammenhang tritt dieses Foto, wenn es wenige Jahre später in dem von Hubert Winkels herausgegebenen Kompendium *Christian Kracht trifft Wilhelm Raabe* mit einer Aufnahme von August Engelhardt – sitzend vor seiner Hütte auf der Südseeinsel Kabakon – auf einer Doppelseite platziert ist.¹⁸ Handelt es sich in diesem Falle auch nicht um eine direkte Autorselbstinszenierung, so muss Kracht doch zumindest dieses Foto – und vermutlich auch die suggestiv-beziehungsreiche Zusammenstellung mit Engelhardt – autorisiert haben. Unterm Strich laufen auch diese ikonischen Inszenierungen der Autor-Imago Krachts auf ein Unterlaufen konventioneller Bildmuster und die Produktion von Irritation und Befremden beim Leser bzw. Betrachter hinaus.¹⁹

¹⁷ Bzw. Ozeanismus, vgl. Dürbeck 2007.

¹⁸ Winkels 2013, 26f.

¹⁹ Die Erstausgabe von *Imperium* weist dagegen kein Autorenfoto auf, vermutlich aufgrund des gänzlich anderen Bildprogramms: Das Cover wie auch Teile des Romans selbst stehen in der Comic-Tradition (vgl. im vorliegenden Band den Beitrag von Joachim Jordan). Vgl. zur Thematik der fotografischen Selbstinszenierung außerdem das gemeinsam mit Ingo Niermann verfasste Buch *Metan* (Berlin 2007), das in einen Textteil (11-88) und einen fotografischen Bildteil („Tafeln“, 93-133) gegliedert ist und Selbstporträts beider Autoren enthält. Das Autorenfoto auf dem Umschlag zeigt die beiden Verfasser an einer Art höhlenartigem, esoterisch-mystischem Kultort. Eine ganz ähnliche Funktion der Irritation und Verfremdung erfüllt der Bildteil auch in *Das weiße Buch* (Berlin 2010), einer Genremischung aus Roman und Autobiographie des mit Kracht befreundeten Autors Rafael Horzon, in der u.a. fotografische Abbildungen von Kracht Eingang gefunden haben. Die ikonisch-mediale Autor-Imago Krachts haben insbesondere in der Frühzeit zudem drei ‚Porträts‘ wesentlich beeinflusst: auf der

IV Krachts Poetik der Fremdheit im Roman *Imperium*

Die Fremde fungiert traditionell als utopischer Projektionsraum und Heterotopie. Kracht unternimmt mit seinem Roman *Imperium* eine radikale Dekonstruktion, ja Inversion dieses literarischen Motivs. Er inszeniert eine literarische Verkehrung ins Katastrophische, indem sich das in die Tat umgesetzte fremde Utopia als barbarisch schlechthin enthüllt. Als „exquisiteste Barbarei“²⁰ wird Engelhardts Projekt des Kokovorismus und Sonnenordens in der Südsee einmal bezeichnet – indem es nämlich eine utopische Heilsvorstellung im Hier und Jetzt zu verwirklichen bestrebt ist und dies vor dem Hintergrund eines gnostisch-messianischen Dualismus, für den ausschließlich Schwarz und Weiß gelten, ein endzeitlich-apokalyptisches Entweder-Oder: entweder universales Heil oder universaler Untergang. Die Pointe besteht in der Vertauschung der Konjunktion *oder* durch *und* bzw. *weil*: Kracht kommt es wesentlich darauf an, den Zusammenhang zwischen Utopie und Barbarei aufzudecken. War das Barbarische in den kolonialen Phantasmen um 1900 – in Anknüpfung an die antike Tradition des „bárbaros“ – negativer Teil der Mischung aus Faszination und Schrecken, mit der weite Teile Europas bzw. Deutschlands dem Fremden begegneten, so deklariert Kracht in *Imperium* die vermeintlich humanistischen, pazifistischen Fremdheitsutopien der Lebensreformer als barbarisch, d.h. als inhuman und historisch verhängnisvoll. Aus der Erlösungs- wird eine Auslöschungsphantasie, teils eine Selbstauslöschungs- und Selbstbestrafungsphantasie – ein bekanntes Motiv bei Kracht, das besonders signifikant am Ende von *1979* begegnet, sich darüber hinaus auch im Motiv der Todessehnsucht widerspiegelt, das am Schluss des Romandebüts *Faserland* ebenso auftaucht wie gleich mehrfach im Roman *Imperium*.²¹ Auch und gerade das Utopia in der Fremde entpuppt sich als Teil der Gewaltgeschichte des Imperialismus im 19. und 20.

Rückseite von *Tristesse Royale* (1999) die Abbildung im Kreise der anderen Teilnehmer des ‚popkulturellen Quintetts‘, im selben Jahr der Auftritt in einer Werbekampagne für die Bekleidungsfirma Peek & Cloppenburg sowie am 12.10.2001 das Interview in der Harald Schmidt Show im Fernsehsender SAT1.

²⁰ Kracht 2012, 67.

²¹ Vgl. etwa den Bestattungstraum bei der Schiffsreise nach Deutsch-Neuguinea, mit deutlichen Anklängen an die antike Lethe-Überquerung ebd., 27f., vgl. außerdem zum Todesmotiv ebd., 79, 179f., 211.

Jahrhundert und somit als Teil einer höchst ambivalenten europäischen Zivilisationsgeschichte.²²

Krachts Roman *Imperium* ist im Kern ein satirischer historischer Roman, er ist das satirisch-entlarvende, psychologische Porträt einer typischen Zeitfigur aus der Zeit der Jahrhundertwende: des utopischen Lebensreformers in Gestalt des „Kokosapostel“²³ und Sonnenanbeters August Engelhardt. Gleichzeitig ist der Roman ein Zeitroman, indem er historische Fakten in die Romantextur verwebt, indem er Personen und Ereignisse der Zeitgeschichte zur Unterlage seiner Romanschrift macht und in diese auf höchst kunstvoll-verspiegelte Weise aufhebt. Der Roman und seine Fabel im engeren Sinne sind somit auch eingebettet in die allgemeinen mentalen und diskursiven „Ordnungen“²⁴ der Zeit um 1900. *Empire revisited*, das bedeutet auch: der Roman bildet das Panorama der Vorstellungen und Ideen nach, welche die Hochzeit des Imperialismus um 1900 begleitet haben, die Ordnungen des Denkens und Vorstellens, darunter den Zivilisations- und Fremdheitsdiskurs, wie er sich gleich zu Beginn des Romans an Bord des Schiffes entfaltet, das den Helden nach Deutsch-Neuguinea transportiert. Die deutschen „Pflanzer“ als „Verwalter des vermeintlichen Fortschritts“²⁵ kontrastieren augenfällig mit dem Aussteiger und Lebensreformer August Engelhardt, „Bartträger, Vegetarist, Nudist“.²⁶ In einer Diskussion machen sich die europäischen Zivilisationsverwalter über dessen Vegetarismus lustig. Doch erheben sie sich auch über den Kannibalismus der „Wilden“²⁷, was wiederum Engelhardt veranlasst, die fleischverzehrenden Europäer als „Barbaren“²⁸ zu titulieren. Mit anderen Worten: Die eindeutigen Grenzen zwischen Zivilisation und Barbarei verschwimmen, die vermeintlich humane, humanistische europäische Zivilisation kann, je nach Standpunkt, auch als barbarisch angesehen werden. Und dies gilt nicht nur für den Imperialismus der Pflanzer, für den, wenn

²² Zum historischen Kontext sehr konzise: Laak 2005.

²³ Kracht 2012, 204. Zum historischen Hintergrund der Figur Engelhardt vgl. Klein 2001; vgl. auch Repussard 2012.

²⁴ Vgl. Kracht 2012, 205, wo von „Ordnungen“ in diesem Sinne *expressis verbis* die Rede ist.

²⁵ Ebd., 13.

²⁶ Ebd., 19.

²⁷ Ebd., 25.

²⁸ Ebd., 27.

man so will, offiziellen Kolonialismus der europäischen Großmächte im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Der Umschlag von Zivilisation in Barbarei gilt mehr noch für den Typus des utopischen Lebensreformers, der sich eine zweite, fremdartige Welt neben die erste, reale Welt setzt, wie es an einer aufschlussreichen Stelle des Romans heißt: „Manchmal, so war es ihm als Kind erschienen, existierte noch eine Welt neben dieser Welt, in der sich alles auf wunderliche, aber durchaus nachvollziehbare und stringente Weise anders entwickelt hatte. Ganze Kontinente erhoben sich fremdartig und unbekannt aus nie gesehenen Ozeanen“. Diese erträumten Welten folgen „eigenen, vollkommen fremdartigen ästhetischen Maßgeblichkeiten“. ²⁹ Das zweite utopische ‚Imperium‘ erweist sich indes in der Realität als ganz und gar nicht ‚fremdartig‘, vielmehr in seinen ‚barbarischen‘, gewaltsamen Zügen als höchst vertraut, als nur zu bekannte Prolongation der gewaltvollen, imperialen Zivilisationsgeschichte Europas. *Imperium*, der Titel von Krachts Roman, verweist in nuce auf diese unheilvolle Kontinuität der Gewaltgeschichte: Er leitet sich her vom Imperium Romanum der Antike, er verweist historisch ebenso auf das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, und er bezieht sich im engeren zeithistorischen Kontext natürlich auf den Imperialismus der Neuzeit, insbesondere jenen der europäischen Großmächte im 19. und 20. Jahrhundert, wie er im Roman auch explizit vorausweist auf das Dritte Reich der Nazis ³⁰ und auf den Weltmachtanspruch der USA seit dem Zweiten Weltkrieg. ³¹ Ironischerweise trifft der Titel aber auch den Kokovorismus seines Helden: Im gemeinsam mit August Bethmann geschriebenen Traktat *Eine Sorgenfreie Zukunft. Das neue Evangelium* führt der utopische Enthusiasmus der beiden Verfasser ein ums andere Male zu imperialen Gedankenspielen in Analogie zum zeitgenössischen Kolonialismus, so ruft Engelhardt in einem von ihm gezeichneten Abschnitt dazu auf, ein „internationales tropisches Kolonialreich des Fruktivorismus zu begründen“ ³², gleichsam ein ‚Imperium der Kokosnuss‘, basierend auf den Überzeugungen des frukti-

²⁹ Kracht 2012, 122f.

³⁰ Vgl. ebd., 231.

³¹ Vgl. ebd., 240. Vgl. Lettow 2009, der Krachts Literatur in Zusammenhang bringt mit dem *Empire*, wie es Hardt/Negri in ihrer globalisierungskritischen Schrift konstruieren und analysieren (Hardt/Negri 2002).

³² Bethmann, Engelhardt 1906, 63.

vorisch-kokovorischen Vegetarismus und einer ätherisch-vitalistischen Sonnenideologie. Wird so der Kokovorismus des August Engelhardt auf der einen Seite satirisch entlarvt und in seinem Größenwahn lächerlich gemacht, trägt er implizit mit sich auch den durch und durch ernsthaften Hinweis auf die nicht minder gewaltförmigen Konsequenzen dieser Form imperialen Macht- und Geltungsanspruches. Zur Diskussion steht dabei auch die Rolle der Kunst in der Moderne: August Engelhardt wird als „Romantiker“ titulierte, der „Spezies verhinderter Künstler“ zugerechnet und mit dem gescheiterten Kunstmaler Adolf Hitler verglichen³³; sein Inselreich in der Südsee sei auch als „Kunstwerk“³⁴ anzusehen. Kunst und Künstler der Moderne schwanken – ähnlich wie die Lebensreformbewegung um 1900, ja das gesamte utopische Projekt der Moderne – manichäisch zwischen Erlösungs- und Auslöschungsphantasien, sie haben Teil an der fundamentalen Ambivalenz aller Zeichen und sind somit mitverantwortlich für den Weg Europas in die Barbarei der Weltkriege und Massenvernichtung.

Die Ironie, die über dem Roman *Imperium* liegt – und die Christian Kracht und seiner Literatur im Allgemeinen immer wieder zugeschrieben wird³⁵ –, ist mithin in der Sache begründet, in der europäischen Zivilisation im Allgemeinen, in der Moderne im Besonderen. Sie ist nicht nur begründet in der subjektiven Haltung einer einzelnen Person, im spielerischen Ästhetizismus und dandyhaften Snobismus des Christian Kracht. Beides schließt sich nicht aus: die subjektive ironische Haltung resultiert aus einem Weltzustand der Ironie wie sie auch allererst zu diesem Zustand hinführt. In jedem Falle fügt sich Kracht mit dieser Ironie in eine lange Geschichte des literarischen Schreibens ein, das im Licht der Ironie seine eigenen Ordnungen und jene der Welt fortwährend untergräbt, in Frage stellt, neu vermisst, fortschreibt und derart mit den Mitteln bewusster ästhetischer Verfremdung ein Reich der Zeichen schafft, das allen realpolitischen und ideologischen imperialen Machtansprüchen – die stets bestrebt sind, den Fluss der Zeichen anzuhalten – entgegenarbeitet. Möglicherweise ist das ‚Phänomen Kracht‘ auch deshalb so irritierend, weil es in

³³ Vgl. Kracht 2012, 18f.

³⁴ Ebd., 156 – auch „Kim Jong IIs Nordkorea“ hatte Kracht als „Kunstwerk“ bezeichnet (Kracht 2006, 13).

³⁵ Vgl. Seelig 2011, Pordzik 2013.

diesem ironischen Gleiten jeglichen festen Halt verweigert. Die Irritationen und die zum Teil heftigen idiosynkratischen Reflexe, die Werk und Autor beim Publikum und vor allem bei der Kritik auslösen, hängen auch damit zusammen, dass in Krachts ironischen Vexierspielen weithin gültige Ordnungs- und Orientierungssysteme, darunter binäre Differenzierungen in Pop- und Hochkultur, Oberfläche und Tiefe, links und rechts, human und inhuman usw. außer Kraft gesetzt und einer ethisch indifferenten, ‚unschuldigen‘ „Zirkulation der Zeichen“³⁶ Platz zu machen scheinen. Dieser Autor entzieht sich eindeutigen ethisch-moralischen Kategorisierungen, er begreift nicht nur traditionell ‚rechte‘ und traditionell auf der Linken verortete ideologische und kulturelle Positionen in sein verfremdendes Spiel mit ein, er macht auch vor humanistischen Kernüberzeugungen der abendländischen Zivilisation nicht Halt, zieht diese in Anbetracht ihrer realgeschichtlichen Verstümmelung in Krieg und Gewalt vielmehr ebenfalls in den Prozess einer umfassenden ironisch-erzählerischen Dekonstruktion hinein. Fremd ist die erzählte Welt in Krachts Literatur aber auch hier im Kern nicht, weil eine subjektive Optik sie als solche verzerrt, sondern weil Geschichte per se diese Fremdheit in Gestalt von Ambivalenz und Differenz produziert. Und Unbehagen bereitet vielen diese Fremdheit, weil sich in bzw. zwischen den Ambivalenzen etwas einnistet, was nichts ist und zugleich alles sein könnte: Leere.³⁷

Literaturverzeichnis

Barthes, Roland: *Das Reich der Zeichen*, aus dem Französischen v. Michael Bischoff, Frankfurt/M. 1981.

Bartels, Klaus: „Fluchtpunkt Katmandu. Globaler Nomadismus bei Christian Kracht“, in: *Unterwegs. Zur Poetik des Vagabundentums im 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Hans Richard Brittnacher u. Magnus Klaue, Köln u.a. 2008, 291-302.

³⁶ Weyand 2013, 339.

³⁷ Vgl. Joachim Bessing im Vorwort zu *Der gelbe Bleistift*: „Grundsätzlich umkreisen seine Sätze dabei stets ein angenommenes Zentrum, ein Zentrum, das leer bleiben soll bis zum Schluß.“ (Kracht 2000, 15) Dazu auch: Glawion, Nover 2009; Lettow 2009; Bronner 2012, 36ff. u.ö.

Bethmann, August u. August Engelhardt: *Eine Sorgenfreie Zukunft. Das neue Evangelium. Tief- und Weitblicke für die Auslese der Menschheit – zur Beherrschung für alle – zur Überlegung und Anregung*, 5. völlig umgearb. u. erw. Aufl., Insel Kabakon bei Herbertshöhe 1906.

Bhabha, Homi K.: *Die Verortung der Kultur*, deutsche Übers. v. Michael Schiffmann u. Jürgen Freudl, Tübingen 2000.

Birgfeld, Johannes: „Christian Kracht als Modellfall einer Reiseliteratur des globalisierten Zeitalters“, in: *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005: „Germanistik im Konflikt der Kulturen“*, hrsg. v. Jean-Marie Valentin, Bd. 9, Bern u.a. 2007, 405-411.

Bronner, Stefan: *Vom taumelnden Ich zum wahren Übermenschen. Das abgründige Subjekt in Christian Krachts Romanen Faserland, 1979 und Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten*, Tübingen 2012.

Conrad, Joseph: *Heart of Darkness and The Secret Sharer*, New York u.a. 1981.

Dürbeck, Gabriele: *Stereotype Paradiese. Ozeanismus in der deutschen Südseeliteratur 1815-1914*, Berlin 2007.

Glawion, Sven u. Nover, Immanuel: „Das leere Zentrum. Christian Krachts ‚Literatur des Verschwindens‘“, in: *Depressive Dandys. Spielformen der Dekadenz in der Pop-Moderne*, hrsg. v. Alexandra Tacke u. Björn Weyand, Köln u.a. 2009, 101-120.

Hardt, Michael u. Negri, Antonio: *Empire. Die neue Weltordnung*, aus dem Engl. v. Thomas Atzert und Andreas Wirthensohn, Frankfurt/M./New York 2002.

Hermes, Stefan: „‘Ich habe nie Menschenfleisch gegessen’. Interkulturelle Begegnungen in Christian Krachts Romanen 1979 und *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten*“, in: *Kulturtransfer und Kulturkonflikt*, hrsg. v. Mark Arenhövel u.a., Dresden 2010, 270-283.

Hermes, Stefan: „Tristesse globale. Intra- und interkulturelle Fremdheit in den Romanen Christian Krachts“, in: *Poetik der Oberfläche. Die deutschsprachige Popliteratur der 1990er Jahre*, hrsg. v. Olaf Grabienski, Till Huber u. Jan-Noël Thon, Berlin, Boston 2011, 187-205.

Klein, Dieter: „Neuguinea als deutsches Utopia. August Engelhardt und sein Sonnenorden“, in: *Die deutsche Südsee 1884-1914. Ein Handbuch*, hrsg. v. Hermann Joseph Hiery, Paderborn u.a. 2001, 450-458.

Kracht, Christian: *Der gelbe Bleistift*, Köln 2000.

Kracht, Christian: „Die totale Erinnerung“, in: *Die totale Erinnerung. Kim Jong Ils Nordkorea*, hrsg. v. Christian Kracht, Eva Munz u. Lukas Nikol, Berlin 2006, 5-14.

Kracht, Christian: *Imperium. Roman*, 2. Aufl., Köln 2012.

Kracht, Christian: *New Wave. Ein Kompendium 1999-2006*, München 2008 [zuerst: Köln 2006].

Kracht, Christian u. Nickel, Eckhart: *Ferien für immer. Die angenehmsten Orte der Welt*, Köln 1998.

Kracht, Christian u. Nickel, Eckhart: *Gebrauchsanweisung für Kathmandu und Nepal*, überarb. u. erw. Neuausgabe, München 2012 [zuerst: München 2009].

Laak, Dirk van: *Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2005.

Lettow, Fabian: „In der Leere des Empire. Zu Christian Krachts und Ingo Niermanns *Metan*“, in: *Christian Kracht. Zu Leben und Werk*, hrsg. v. Johannes Birgfeld u. Claude D. Conter, Köln 2009, 238-251.

Niefanger, Dirk: „Provokative Posen. Zur Autorinszenierung in der deutschen Popliteratur“, in: *Pop, Pop, populär. Popliteratur und Jugendkultur*, hrsg. v. Johannes G. Pankau, Oldenburg 2004, 85-101.

Pordzik, Ralph: „Wenn die Ironie wild wird, oder: lesen lernen. Strukturen parasitärer Ironie in Christian Krachts ‚Imperium‘“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 23 (2013), 574-591.

Repussard, Chaterine: „Ein bisschen Südsee und ein gutes Maß Lebensreform: Das Rezept für das beginnende 21. Jahrhundert? Marc Buhls *Das Paradies des August Engelhardt* (2011) und Christian Krachts *Imperium* (2012)“, in: *Recherches Germaniques* 42 (2012), 77-98.

Schneider, Steffen u. Mirjam Schneider: „Zerstörung des Selbst, Erwartung des Anderen. Opferfiguren in den imaginären Orientreisen *Der Sandmann* von Bodo Kirchhoff und *1979* von Christian Kracht“, in: *Wenn die Rosenhimmel tanzen. Orientalische Motive in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*, hrsg. v. Rüdiger Görner u. Nima Mina, München 2006, 213-242.

Seelig, Arnim H. Alex: „Irony and Narrative Subtext in the Novel *1979* by Christian Kracht“, in: *Strategies of Humor in Post-Unification German Literature, Film, and Other Media*, hrsg. v. Jill E. Twark, Newcastle upon Tyne 2011, 242-266.

Weyand, Björn: *Poetik der Marke. Konsumkultur und literarische Verfahren 1900-2000*, Berlin/Boston 2013.

Winkels, Hubert: *Christian Kracht trifft Wilhelm Raabe. Die Diskussion um Imperium und der Wilhelm Raabe-Literaturpreis 2012*, hrsg. v. Hubert Winkels, Berlin 2013.

Abenteuercomics in Christian Krachts *Imperium*

I

„Das extrem Visuelle und Suggestive“¹ an Krachts Texten hat auch schon Rainald Goetz festgestellt, zudem am Beispiel des Romans *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten* das „comic-hafte“² der Sprache betont. Geradezu sinnbildlich für diese Kennzeichen steht das Umschlagmotiv der Hardcover-Ausgabe von Christian Krachts *Imperium*.³ In Hergés „ligne claire“ gezeichnet, ist es eine fast identische Übernahme des letzten Panels im Comic-Album *Das Schicksal der Maria Verita*⁴, dem dritten Teil von Frank LeGalls Comic-Serie *Theodor Pussel*. Statt eines, bei LeGall, die Südsee-Bucht ins Ungewisse verlassenden Segelschiffes, läuft hier bei Kracht ein Dampfschiff ein, wahrscheinlich ist es der im Roman eine Hauptrolle spielende Reichspostdampfer „Prinz Waldemar“. Die dargestellte Landschaft ist durch klare Trennlinien konturiert, es gibt nichts Changierendes zwischen den Erscheinungen. Visuell bestimmend ist der Hell-Dunkel-Kontrast zwischen der dämmrig-blassen Weite von Luft und Wasser sowie der beschatteten, begrenzenden Küste. Aus der Bucht heraus öffnet sich eine Meereslandschaft, der Himmel dabei in helleren Blau-tönen gezeichnet, im Fluchtpunkt am Horizont übergehend in eine etwas ungewiss-bedrohliche, weiße Wolkenfront. Dem steht entgegen die diffuse, unheilvolle Undurchdringlichkeit des Dschungels, dessen dunkelgrüne, undurchschaubare Pflanzenwelt den Umschlag umrahmt, umrisshaft und schwärzlich-bedrückend vom oberen Rand her auf der Szenerie lastend. Auf der hinteren Umschlagseite wird der Dschungel noch düsterer, das

¹ Goetz 2009, 40.

² Ebd., 42.

³ Fortan zit. als *Imperium*.

⁴ LeGall 2012, 186.

fast verschwundene Licht der Abenddämmerung beleuchtet soeben noch die schwarzen Konturen der dichten Gewächse. Das Unheilvolle wird noch verstärkt durch einen von einem palmenartigen Gewächs überschatteten Totenkopf und eine an einem Baum klebende Eidechse im vorderen, unteren Bildteil. Der Effekt stellt sich sofort ein: Bereits vom Umschlag an „appelliert [der Roman *Imperium*] ans Assoziationsrepertoire des Lesers, ganz wie er es mit allen anderen ihm zur Verfügung stehenden (Trivial-) Formen kolonialer Abenteuerschreibung tut.“⁵ Der Titel animiert somit nicht nur das Auge, ruft nicht nur die Sehgewohnheiten wach, die Leser von frankobelgischen Abenteuercomics verinnerlicht haben – darunter vermutlich zahlreiche *Tim und Struppi*-Anhänger –, sondern zitiert auch ganz offen ein konkretes Comic-Panel.

Lässt sich die angeführte Absicht, visuelle Wahrnehmungsformen und die Einlagerung unterschiedlichster, künstlerischer Quellen in *Imperium* abzubilden, schon am Umschlag wenigstens erahnen, so bestätigt sie sich im Text selbst als prägendes, als formal entscheidendes Leitmotiv. Zur beispielhaften Einführung mag zudem ein sprachliches Bild dienen, das aus drei Sätzen bestehend im zwölften Kapitel beschrieben wird:

Das Tosen ist von einer spiegelglatten Bilderbuchsee abgelöst worden, die Sonne erscheint, er steckt sich eine feuchte Zigarette zwischen die Lippen und summt eine kleine, nur ihm bekannte Melodie. Die gesamte sich vor ihm ausbreitende Szenerie, also auch er selbst darin, erinnert ihn an die Durchsicht jahrzehntealter Alben und die darin befindlichen, allmählich undeutlich werdenden Photographien. Es ist, als habe man es so schon einmal gesehen, exakt so, nur habe sich inzwischen die Außenwelt und man selbst verändert und nicht das Album – stark strahle es noch aus der Vergangenheit herauf, die in Wirklichkeit ewig andauert, während sich andererseits die Gegenwart innerhalb von Sekundenbruchteilen selber auffrißt. Slütter saugt an seiner Zigarette und muß lachen, denn sein Gehirn vermag sich partout nicht um diese paradoxen Gedankengänge herumzubiegen, schnappt man danach, so ist der Gedanke futsch, lauert man ihm auf, so verblasst er im Augenblick der Erkenntnis.⁶

Das Visuelle steht hier unverkennbar im Mittelpunkt. Entscheidend ist dabei der Ausgangspunkt dieser Szene, der Kontrast zwischen dem vo-

⁵ Bandel 2012, 40.

⁶ *Imperium*, 192.

rangegangenen Tosen „der wütend schäumenden Ausläufer eines Juli-sturms“⁷, denen Kapitän Slütter mit seinem Frachtschiff ausgeliefert war, und der „spiegelglatten Bilderbuchsee“. Es ist der Augenblick des Übergangs, einer Unterbrechung, die erst die tiefere Reflexion ermöglicht, in der sich das Wahrgenommene und der Prozess des Wahrnehmens selbst, die Bedingungen dafür, verknüpfen. Im Präsens, im gegenwärtigen Schauen wird dem Betrachter, dem Kapitän Slütter, die Vermitteltheit dieser sonnenbeschienenen, ruhigen Meerlandschaft bewusst, sie erinnert ihn an das Durchschauen alter Fotoalben. Die technische Foto-Reproduktion schiebt sich zwischen Auge und Meerlandschaft, von der er selbst mit seinem Leib ein Bestandteil ist, sein Da-Sein selbst somit zu etwas Vermitteltem wird – „die Gegenwart ist immer unsichtbar[...]“⁸. Slüters Erkennen problematisiert das hier bemerkenswert gelassen vorgetragene Bedürfnis, sich selbst zu vergewissern, dass er wirklich da ist, dass er ist, wo er ist, als wäre die Wirklichkeit nicht mehr annähernd greif- und erzählbar. Zumindest nicht von ihm, dem im Angesicht des unendlichen Meeres jeder Ansatz eines homogenstatischen Ichs, mit dem die Erscheinungen korrelieren und das die Welt, in welcher Form auch immer, zu konstruieren vermag, abhanden gekommen ist. Selbst die exakt reproduzierende Fotografie zurt letztlich den vermittelten Augenblick nur vergänglich fest, die Fotos verblassen nicht nur aus materiellen Gründen, sondern auch der fortwährenden Veränderung des Betrachters wegen, der sie mit jedem zeitlichen Voranschreiten neu sieht. Zum Äußersten kommt es, wenn die angeschaute Vermittlungsinstanz, die Fotos, „undeutlich werden“, schließlich selbst verschwinden und allein die visuelle Erinnerung bleibt, die sich somit als neue, als immaterielle Vermittlungsebene vor die unmittelbare Wahrnehmung schiebt. „Nur seine Retina barg noch die Erinnerung, vielmehr, die Fläche hinter seinen Augäpfeln war noch mit dem Licht der Farben beschienen“⁹ – das hier beschriebene Augen-Gedächtnis von Albert Voss, dem Helden in Christian Krachts Erzählung *Retard*, dem sich die Polaroidfotos unter seinen Augen ins Leere zurückentwickeln, beeinflusst Slüters Wahrnehmung entscheidend. Aus dieser

⁷ *Imperium*, 183.

⁸ McLuhan 2011a, 10.

⁹ Kracht 2012, 33.

visuellen Erinnerung speist sich das Gefühl, zu spät zu kommen, der Unmittelbarkeit immer hinterherzustolpern.

In der vorliegenden Wahrnehmungskritik finden sich formal und inhaltlich zumindest zwei künstlerische Zitate, die den Südseeaugenblick zu einem Palimpsest werden lassen. Slütters Gedanken erinnern einen unmittelbar an das *Traktat von Narziß* von André Gide, dessen Schluss nicht nur das vorangestellte Motto des Romans *Imperium*, sondern das zweifellos auch dieser Szene eingeschrieben ist. Allein die Haltung des Verzichts, die Slütter angesichts der vorüberziehenden, sich selbst verschlingenden Zeit einnimmt, deutet auf den Gideschen Narziß hin, dessen Gelassenheit eine Voraussetzung des Betrachtens ist: „man darf kein Bild begehren; eine Geste, nur um es zu besitzen, zerstört es. Er ist allein. – Was soll er tun? In Betrachtung versinken.“¹⁰ Neben dem *Traktat von Narziß* gibt es in der zitierten Szene noch eine weitere Quelle, aus der das Personal selbst entstammt. Slütter ist eine aus der *Südseeballade*, dem ersten Band der Comic-Serie *Corto Maltese* von Hugo Pratt entnommene Figur. In dieser *Südseeballade* findet ein Dialog zwischen Corto Maltese und Slütter statt, in dem sich eben jenes Schmerzhaftes des Zeitempfindens ausdrückt: [Slütter:] „Ich habe an die vergangenen Jahre gedacht, und plötzlich fiel mir meine Jugend ein... ganz unbewusst versucht man wahrscheinlich immer... sie wiederzufinden.“ – [Corto:] „Die Vergangenheit! Da kann man genauso gut einen Friedhof bewachen!“¹¹

Das *Traktat des Narziß* ist Motto und Programm des *Imperium*, der Narziss André Gides ist „der moderne Mensch und Dichter, dessen Situation darin besteht, zu wissen, dass er die Dinge eben immer nur in der Spiegelung der Kunst hat [...]“.¹² Das Wissen um die Spiegelung ermöglicht das Anschauen der Erscheinungen nur im Verzicht auf das Ergreifen, aus einer distanzierten Haltung heraus.

Im Nachsinnen Slütters angesichts der Südseekulisse sind die von Rainald Goetz angezeigten Grundzüge von Christian Krachts Schreiben im Allgemeinen und von *Imperium* im Besonderen zu erkennen. Die Struktur des Romans beruht auf „eine[r] zitierende[n] Wiederholung und ‚verwackelte[n]‘ Verdoppelung“, wie Gerhard Neumann die Kunstform „Pasti-

¹⁰ Gide 1991, 166.

¹¹ Pratt 2005, 217.

¹² Kassner 1953, 215.

che“ beschreibt, das auch in diesem Roman angewendet den „Rahmen der fokussierenden Bühne der Bedeutung und ihrer Zentralperspektive [aufhebt], und gerade durch [seinen] Verdoppelungscharakter [seine] Dynamik in einem Feld ohne definite Referenzvorgabe entfaltet [...]“¹³

II

Es sind vor allem die aus den bereits erwähnten Abenteuercomics entnommenen Personen und Handlungsstränge, die in *Imperium* eine zentrale Rolle spielen und aus der faktisch verbürgten Geschichte des August Engelhardt ein Pastiche werden lassen. Engelhardt flieht um die Jahrhundertwende vor der als bedrückend empfundenen Kontinuität des Lebens im wilhelminischen Kaiserreich, um in der damaligen Südseekolonie Deutsch-Guinea einer Art lebensreformerischen, selbst entwickelten Religion der Kokosnuss anzuhängen. Der Sehnsuchtsort Südsee wird somit zum Ort eines Abenteuers, das „außerhalb der sonstigen Kontinuitäten dieses Lebens“¹⁴ stattfindet. Der Abenteurer hat den „Segmentcharakter [seines] gegebenen Lebens“¹⁵ gegenüber einem höheren Schicksal erkannt, es ist ihm eine abgegrenzte, isolierte Einheit, im Angesicht einer transzendenten Ordnung, einem „Über-Leben“.¹⁶ Vor diesem Hintergrund setzt der Abenteurer alles auf die „schwebende Chance, auf das Schicksal, auf das Ungefähr“¹⁷, um aus der Segmentierung heraus zu jener Ganzheit zu gelangen, „wo der Weltlauf und das individuelle Schicksal sich [...] noch nicht voneinander differenziert haben [...]“.¹⁸ Dieser Versuch Georg Simmels, das Wesen des Abenteuers als das Streben nach dem Sublimen zu definieren, legt das Hauptaugenmerk auf die Unterbrechung, die einen „aus den endlos kontinuierlichen Reihen der Anschaulichkeit oder des Erlebens“¹⁹ herausführt. Die Unterbrechung ist die notwendige Voraus-

¹³ Neumann 2000, 68f.

¹⁴ Simmel 2001, 97.

¹⁵ Ebd., 100.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., 102.

¹⁸ Ebd., 103.

¹⁹ Ebd., 98.

setzung, um zu einer „als geschlossene Einheit empfunden[en]“²⁰ Form zu gelangen – sie verbindet bei Simmel das Abenteuer mit dem Kunstwerk. Der Abenteuerroman *Imperium* ist ein Roman mit zahllosen Unterbrechungen und Übergängen, immer wieder gibt es einen Riss im Kontinuum von Raum und Zeit, kommt ein Zufall in die Quere, passiert das Unberechenbare. Besonders die Hell-Dunkel-Übergänge führen immer wieder, wie auch die Wetterumschwünge, die zum Beispiel Kapitän Slütter erlebt, zu einer Art reflektierender Umkehr, zu Unterbrechungen der Wahrnehmungsroutine. So etwa bei der im vierten Kapitel enthaltenen Thomas Mann-Episode, als Manns Blick „durch die sich verdunkelnde, von Minute zu Minute spiegelähnlicher werdende Zugscheibe hinaus [fällt], auf die verblässende ostpreußische Ebene“²¹, als sich Wahrnehmung, Spiegelung und Spiegelung der Erinnerung vermengen: „er wird plötzlich der fast knabenhaft schmalen Schultern des gestern am Strande liegenden, nackten jungen Mannes gewahr [...]“. Alle drei Wahrnehmungsebenen, in der dämmernden Übergangsphase entstanden und vereint, eröffnen die vorher nur unbewusst vorhandene Erkenntnis, dass er sich zu Männern hingezogen fühlt.

Das Auge als „der physiologische Bildschirm, durch den das Licht hindurch zum Gehirn gelangt, ist nicht durchsichtig wie eine Fensterscheibe.“²² Allzu viel Licht und visuelle Eindeutigkeit sind daher – im Unterschied zu den Phasen des Übergangs, den Dämmerungen und Unterbrechungen – noch lange keine Voraussetzung zur besseren Erkenntnis. Ganz im Gegenteil, das intensive Licht bestrahlt vielmehr eine geradezu an den Rand des Unwirklichen getriebene Wirklichkeit. So liegen etwa im Anfang des Romans die Passagiere im unbewussten Halbschlaf „unter der prächtigen Sonne“²³, die auf eine vermeintlich klare und eindeutige Meerlandschaft scheint. Im Schluss jedoch, der dieselbe Szene aufbietet, diesmal Jahrzehnte später in einem Hollywood-Spielfilm nachgestellt, wird die Sonne bezeichnenderweise nicht mehr erwähnt. Nichts ist mehr klar und eindeutig, die Inszenierung und das Kulissenhafte des filmischen Als-ob werden einem zum Ende hin bewusst. „Es flirren Hunderte Projekto-

²⁰ Simmel 2001, 98.

²¹ *Imperium*, 87.

²² Krauss 2000, 58.

²³ *Imperium*, 11.

ren und werfen ihre von wild tanzenden Staubpartikeln begleiteten Lichtnadeln auf Hunderte Leinwände²⁴, die nachträgliche Brüchigkeit des Projizierten untergräbt die Sicherheit des anfänglich Klaren. Baudelaire's Beurteilung des Himmels als „ironisch und grausam blau“²⁵ scheint das durchaus Unzulängliche der bisweilen schmerzhaften, schwellenlosen Klarheit zu bestätigen – „Die Sonne schien, ach, wie sie schien.“²⁶

Wenn also „das Auge ein [...] eigensinniges Tier ist“²⁷, die strahlende Sonne einem bisweilen vorkommt wie „eingewickelt in Silberpapier“²⁸ und aus dieser Einsicht wahlverwandt die Krachtsche Überzeugung entsteht, „dass Bilder – wie alle Mediation überhaupt – die Tendenz haben, den Weg zu dem durch sie Vermittelten zu versperren“²⁹, dann leuchtet einem McLuhans Feststellung ein, dass „das Medium selbst, und nicht der Inhalt [...] die Botschaft, die Message [ist].“³⁰

Das Medium Comic zeichnet sich vor diesem Hintergrund durch einige Vorzüge aus. Zunächst ist er in McLuhans Definition ein kaltes, ein „cooles“ Medium. Ein Comic enthält im Unterschied zum Foto „wenig Detailreichtum“, dies ist eine Bedingung für ein kaltes Medium; „die in groben Zügen gehaltene Umrisszeichnung [bietet] nur sehr wenig visuelle Daten [...] und [verlangt] vom Betrachter [...], dass er das Bild selbst vervollständigt.“³¹ Auch die Sprache ist in diesem Sinne kalt, das aus Zeichnung und Sprache bestehende Hybridmedium Comic erfordert vom Leser daher auf allen Ebenen eine hohe Vervollständigungsleistung. Ebenso ist die Unterbrechung ein entscheidendes Merkmal, und zwar nicht nur inhaltlich beim Abenteuercomic im Besonderen, sondern ganz allgemein in seiner Form. Eine seiner wichtigsten Botschaften an den Leser ist, dass dieser die Spalten zwischen den Panels selbständig mit seiner Einbildungskraft ausfüllen muss, der narrative Möglichkeitssinn ins Unendliche gesteigert

²⁴ *Imperium*, 241.

²⁵ Im Gedicht *Der Schwan*, im französischen Original *Le cygne* – „le ciel ironique et cruellement bleu“.

²⁶ *Imperium*, 64.

²⁷ Mandelstam 2004, 36.

²⁸ Ebd., 37.

²⁹ Kracht 2006, 12f.

³⁰ McLuhan 2011a, 9.

³¹ Ebd., 23.

wird.³² Darüber hinaus bietet die Seitenarchitektur des Comics dem Rezipienten neben der Linearität auch Simultaneität, die Panels einer Seite liegen offen und können fortwährend vor-, zurück- und überspringend miteinander in Beziehung gesetzt werden.

In *Imperium* gibt es – neben vielen anderen narrativen Nähen zum Comic – im siebten Kapitel eine Stelle, die beispielhaft den sequentiellen Stil der Comics übernimmt und zwischen den Einstellungen bewusst erzählerische Leerstellen lässt:

Dann dräut der Tag, sonnig, heiß. Wir sehen beide Männer nackt am Strand gehen. [...] Wir sehen den jungen Makeli, der über die Insel streift, mit dem Gedanken, einen prachtvollen grünen Vogel einzufangen [...]. Wir sehen Aueckens erst tot wieder, bäuchlings und nackt am Boden liegend, mit zerschmetterten Schädel, etwas Gehirnmasse ist ausgetreten. [...] Makeli ist nicht zu sehen, Engelhardt nur ein Schatten.³³

Der Gebrauch der comichaften Stilelemente, das wiederholende, verdoppelnde Einflechten von Personal und Handlungen aus den Comic-Serien *Corto Maltese* und *Theodor Pussel*, jeweils zwar leicht, aber doch erkennbar verschoben, macht das Besondere des Pastiches *Imperium* aus. Obwohl keine Comicpanels oder -sequenzen, keine Zeichnungen in den Textfluss eingefügt sind, beruft sich das derartige künstlerische Zitieren der beiden Abenteuercomics auch und vor allem auf die Form, auf die Comicästhetik. Hier eröffnet sich die Möglichkeit, eine nie zur Gänze vollziehbare, künstlerische Annäherung an die Frage danach durchzuführen, ob und wie sich Geschichte überhaupt konstruieren lasse.³⁴ Einem geübten Comicleser, der sich an die in den Unterbrechungen, den Spalten zwischen den Panels begründete Aktivierung gewöhnt hat, der mit der Seitenarchitektur – Simultaneität und Nacheinander zugleich ermöglichend – umzu-

³² In einer in Frankreich durchgeführten Umfrage haben die Zeichner auf die Frage „Pourquoi j’aime la bande dessinée?“ mehrheitlich mit der Betonung dieses Vorzugs geantwortet, so etwa der „Proust-Zeichner“ Stéphane Heuet: „Et lire une bande dessinée, [...] c’est surtout, et avant tout, créer l’inter-case, ce qui se passe entre deux images.“ In: Delcourt 2006, 39.

³³ *Imperium*, 128ff.

³⁴ In diesem Sinne hat Hayden White die Unmöglichkeit einer rein ‚objektiven‘ Geschichtsschreibung betont, die ohne poetologische und narrative Elemente auszukommen glaubt.

gehen weiß und den geringeren Detailreichtum der Zeichnung schätzt und intellektuell ergänzt, hat sich die Botschaft des Mediums Comic gleichsam inkarniert. Der Leser wird vom Comic gezwungen, wie beim „Ikonoskop“ des Fernsehens, „die Zwischenräume des mosaikartigen Netzes aufzufüllen eine Eigenbeteiligung, „die sich unsichtbar und unauslöschlich in unsere Haut einschreibt“³⁵

So wie es nicht ohne Grund geschieht, wenn Lotte allein mit dem Namen Klopstock eine vielschichtige „Vermengung von Kunst und Leben“³⁶ aufruft und nicht nur Werther, sondern auch der Leser dies unmittelbar versteht, so aktivieren auch Kapitän Slütter, Pandora und Herr November samt ihren Taten, alle den Abenteuercomics entstammend, bestimmte Seh- und Lesegewohnheiten.³⁷ Die Vorstellungen gerade der Südsee sind in höchstem Maße stilisiert, mit Erwartungshaltungen verknüpft und von Literatur, bildender Kunst und Comics beeinflusst. Diese Art des Pastiche mag daher ein Ansatz zu der von McLuhan geforderten „einheitliche[n] Feldtheorie“ sein, die sich „alle[n] [nutzlosen] Arten linearen Zugangs zu Situationen in der Vergangenheit, der Gegenwart oder Zukunft“³⁸ entgegenstellt.

III

Kapitän Slütter ist vermutlich der bekannteste der Comichelden in *Imperium*. Er entstammt, wie erwähnt, Hugo Pratts Comic-Serie *Corto Maltese*, die „den europäischen Comic verändert [hat]“, wie Andreas Platthaus in seinem Vorwort zur *Südseeballade* schreibt: „Zum graphischen Erbe der amerikanischen Zeitungsstrips ist eine Revolution getreten, die den Co-

³⁵ McLuhan 2011a, 22f.

³⁶ Alewyn 1979, 364.

³⁷ Zu denken wäre in diesem Sinne auch an zahlreiche andere Texte, Bilder oder Filme wie etwa *Finsterworld*, zu dem Christian Kracht zusammen mit der Regisseurin Frauke Finsterwalder das Drehbuch geschrieben hat, in dem nur mit dem Ausspruch der Dokumentarfilmerin Franziska – „Ich habe in meinem Kopf immer das Bild der leeren Straßenecke in Antonionis Film ‚L’eclisse‘.“ – die visuelle Erinnerung an den Schluss von Antonionis Film wachgerufen wird (vgl. Finsterwalder/Kracht 2013, 65).

³⁸ McLuhan 2011b, 106.

mic literarisch versteht [...].³⁹ Die exponierte Rolle, die die Figur Slütters in der *Südseeballade* – „das Modell einer neuen Art, mit den Comics Literatur zu machen“⁴⁰ – einnimmt, lässt vermuten, dass unter den Lesern von *Imperium* zumindest alle am Comic Interessierten Slütters Herkunft kennen.⁴¹ Slütter wird in *Imperium* genau so beschrieben, wie er in Pratts Comic zu sehen ist: Als ewig grübelnder, blonder Kapitän mit hohen moralischen Ansprüchen – er ist der einzige, der dem Kokovoren Engelhardt „mit so etwas wie respektvoller Normalität begegnet ist“.⁴² Slütter gibt sich äußerlich eher nachlässig, unrasiert und ausgestattet „mit weißer, schmutziger, stets halbnasser Kapitänsjacke“.⁴³ Das Äußere ist jedoch bereits eine leichte Verschiebung weg von Pratts Original, wo Slütter von Beginn an der deutschen Marine dient und zumindest anfänglich soldatisch akkurat auftritt. Es bleibt dabei etwas Ungreifbares und Widersprüchliches, wie auch im Comic eingangs über „Kapitän Slütter, der eine undurchsichtige Persönlichkeit war“⁴⁴, behauptet wird.

Eine akribische Analyse von allen künstlerischen Übernahmen nur aus der *Südseeballade* würde den Rahmen der vorliegenden Untersuchung weit überschreiten. Es sei daher nur auf eine besonders augenfällige, zitierende Verschiebung hingewiesen, die einem das Charakteristische, aus verschiedenen Bestandteilen Zusammengesetzte Slütters und seiner Geschichte im Roman verdeutlicht. In Pratts Comic wie in Krachts Roman verliebt sich Slütter in das junge Mädchen Pandora – „barfüßig, rothaarig, vielleicht zwölf, vielleicht vierzehn“⁴⁵ –, dem er, zumindest in *Imperium*, in Sydney bei ihrem Ausreißen aus dem Internat hilft und sie auf seinem Schiff in die Südsee mitnimmt. Diese Liebe, aus gemeinsam durchlebten Stürmen erwachsen, hat nicht nur aufgrund des Altersunterschieds keine Zukunft:

³⁹ Pratt 2005, 12.

⁴⁰ Eco 2002, 140.

⁴¹ Wie wichtig der *Corto Maltese*-Zyklus für Christian Kracht ist, zeigt sich auch in *Finstertworld*, wenn die einzigen eigenständig denkenden und sympathischen Charaktere Natalie und Dominik mit Comics gezeigt werden, der Junge in der Regieanweisung explizit „ein Corto-Maltese-Comic-Heft lesend.“ In: Finsterwalder/ Kracht 2013, 51.

⁴² *Imperium*, 217.

⁴³ Ebd., 191.

⁴⁴ Pratt 2005, 11.

⁴⁵ *Imperium*, 193.

Zu geradeheraus, zu verlässlich ist ihr dieser bärtige, alternde Seemann, als kleingeistig empfindet sie seinen Zorn über die exquisite Tätowierung auf ihrem Rücken, seine Träume (wenn er denn überhaupt welche hatte) sind nicht die ihren, er ist ihr fad geworden wie dem Kinde das fallengelassene Spielzeug, ja er hat seinen Zweck erfüllt, was sie ihm auch ins Gesicht schreit, auf dem Anlagesteg stehend, immer noch barfuß.⁴⁶

Slütter wird hier von Pandora ziemlich harsch an sein altes Problem gemahnt, dass er den glücklichen, erkennenden Augenblick nicht „in die ewig andauernde Gegenwart, unveränderlich bis ans Ende aller Zeiten [einfrieren]“⁴⁷ kann. Der Abschied „zerreißt ihm die Seele“.⁴⁸ Als er später, im Ersten Weltkrieg für die deutsche Marine kämpfend, gefangen genommen und hingerichtet wird, „erinnert er sich weder an Pandora, noch sieht er auf die zielenden Soldaten, sondern lediglich den feierlichen und erschütternd unerbittlichen, tiefblauen Ozean.“⁴⁹

Ist die Hinrichtung Slüters dem Comic genauestens nachgestellt, weist die Pandora-Episode hingegen große Verschiebungen zur Vorlage auf. In der *Südseeballade* ist es Corto Maltese, der von Pandora in einer ikonisch gewordenen Sequenz⁵⁰ den Korb bekommt. Zunächst offenbart Corto seine Gefühle: „Gerade weil Du niemandem ähnelst, würde ich Dir gerne immer wieder begegnen... ganz gleich wo...“. Zur Verstärkung und Verlängerung der im Raum stehenden Avancen dient eine sprachlose Großaufnahme von Cortos dringendem Blick und dem von einer Wunde gezeichneten Gesicht, das an den Rändern abgeschnitten geradezu den Rahmen sprengt. Daraufhin folgt im nächsten Panel aus einer entfernteren, leichten Untersicht die Einstellung auf Pandoras an eine Stange gelehnten Oberkörper, in nachdenklicher Pose mit nach unten gesenktem Kopf, wodurch sich die Spannung noch verlängert. Die Stille wird im anschließenden, frontalen Zoom auf Pandoras Gesicht, etwas distanzierter als die Großaufnahme Cortos, und in seinen Umrissen sicherer, weil ganz abgebildet, aufgehoben durch die Antwort: „Ich gehe nicht mit Ih-

⁴⁶ *Imperium*, 228.

⁴⁷ Ebd., 226.

⁴⁸ Ebd., 229.

⁴⁹ Ebd., 235.

⁵⁰ Pratt 2005, 269.

nen, Corto Maltese!“⁵¹, die Corto, mit verdunkelten Augen gezeichnet, umgehend mit „Ich weiß.“ kommentiert.

Corto wird von Pandora abgewiesen, nicht Slütter. Der Slütter des Comics küsst sie im Gegenteil sogar in einer ebenfalls sehr ausdrucksstarken Sequenz, bevor er hingerichtet wird.⁵² Dass der Kuss in *Imperium* ausgespart wird, verstärkt noch das Tatenlose und Unentschiedene des Kapitäns. So besteht Slütter in *Imperium* eigentlich aus zwei Personen, neben seiner direkten Comicvorlage selbst noch aus Corto Maltese. Die Verschmelzung der beiden bietet sich förmlich an, wenn man an ein Panel der *Südseeballade* denkt, das aus den sich gegenseitig von den Seitenrändern her anschauenden Profilen Cortos und Slüters besteht, fast unterschiedslos in ihren angedeuteten Physiognomien, sich selbst und einander, ja der Welt misstrauend.⁵³ Genau in der Mitte, zwischen den beiden, sieht man im Hintergrund die Rückansicht Pandoras. Krachts Slütter ist insofern eine in der Comic-Vorlage durchaus angelegte Verdoppelung zweier „in ihrer Eigenschaftslosigkeit verwandt[er]“⁵⁴ Männer. Sie sind „noch auf der Suche nach sich selbst“⁵⁵, wie Umberto Eco über den Corto Maltese der *Südseeballade* schreibt und sich damit auch auf den deutschen Marineoffizier Slütter bezieht, der ebenso „im Archipel der Unbestimmtheit“⁵⁶ unterwegs ist. Die Züge der Figuren sind so unbestimmt wie ihre Charaktere, die wenigen Striche, aus denen sie bestehen, behalten fortwährend etwas Skizzenhaftes. Gerade darin liegt die Stärke der *Südseeballade*, die „in den Köpfen ihrer Erstleser als ein Ereignis haften bleibt“⁵⁷, dass sich

⁵¹ Die Wirkung dieser Corto-Pandora-Sequenz unterstreicht eine Antwort des Comic-Zeichners Christophe Arleston auf die Frage, warum er Comics liebe: „Ich liebe den Comic, weil es mir weh tut, wenn Pandora sagt ‚ich gehe nicht mit ihnen, Corto Maltese.‘ (‚J’aime la bande dessinée parce que ça me fait mal quand Pandora dit ‚je ne viendrai pas avec vous, Corto Maltese.‘)“ Vgl. Delcourt 2006, 11.

⁵² In der ganzen Hinführung zu dem Kuss, sagt Pandora kein einziges Wort, sie ist im Comic überhaupt viel zurückhaltender und bedachter als ihre etwas kindliche Wiederholung im Roman, die jeweils ganz im Augenblick aufgeht. Das „Reifere“, vielleicht auch Langweiligere, der Comic-Pandora zeigt sich in ihrer Einschätzung Slüters – „Sie sind der einzige anständige Mensch [...]“ In: Pratt 2005, 115.

⁵³ Pratt 2005, 115.

⁵⁴ Heinzelmann 2009, 122.

⁵⁵ Eco 2002, 139.

⁵⁶ Ebd., 138.

⁵⁷ Ebd., 140.

„die Konturen des Raumes nicht präzisieren, sondern auflösen“.⁵⁸ Nicht nur in dieser Unbestimmtheit, sondern auch darin, dass Pratt „in der postmodernen Epoche der Dekonstruktion, des Formenspiels und des Zitats arbeitete“⁵⁹, er „den Abenteuern einen Handlungsrahmen zitierter Realität“⁶⁰ verlieh, liegt die große Nähe zu *Imperium*. Die Vermutung liegt daher nahe, dass in Krachts Pastiche aus faktischer Realität und Comics besonders die visuellen Assoziationsräume von Corto Maltese-Lesern aktiviert werden. „Die Personen [die Helden der *Südseeballade*] schwärmen in andere Texte und nisten sich wie Ureinwohner in unserer Erinnerung ein“⁶¹ – Umberto Ecos bleibender Leseindruck der *Südseeballade* mag ein Beleg für diese These sein.

IV

Das von Kracht übernommene Comic-Personal⁶² besteht vor allem aus Zuständen und Stimmungen, es sind keine fixierten Charaktere aus fernen Zeiten, als es noch Helden gab. Slütter und Corto Maltese kennen das beklemmende Gefühl von Gouverneur Hahl, dem obersten Verwaltungsbeamten in Deutsch-Guinea, dem „in manchen Momenten ist [...], als entgleite ihm die ohnehin recht brüchige Realität [...]“.⁶³ Es ist dies genau das moderne Bewusstsein eines Schwankenden, der die „Dinge eben immer nur in der Spiegelung der Kunst hat“⁶⁴, um das von André Gide herrührende Leitmotiv des Romans *Imperium*, die Wahrnehmungskritik noch einmal aufzurufen. Liegt diese Erkenntnis dem Erzählen zugrunde, geht es nicht mehr, „Geschichte als *Entwicklung* zu betrachten“.⁶⁵ Die Ästhetik der Comics vermittelt gerade durch ihre Seitenarchitektur, durch die Abstände zwischen den Panels eine dem Raster ähnelnde Struktur, die „als

⁵⁸ Eco 2002, 140.

⁵⁹ Heinzelmann 2009, 121.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Eco 2002, 141.

⁶² Die Übernahmen aus Frank LeGalls Comic-Serie *Theodor Pussel*, zu nennen wäre vor allem Herr November, müssen aus Platzgründen in einem anderen Rahmen erfolgen.

⁶³ *Imperium*, 210.

⁶⁴ Kassner 1953, 215.

⁶⁵ Krauss 2000, 65.

ein Emblem des Sehens“ zeigt, „dass die Ebene der Wahrnehmung und die der „realen Welt“ separate Dinge sind.“⁶⁶ Statt „dem Gefühl der unweigerlichen Veränderung auf unserem Weg von einem Ereignis zum nächsten“⁶⁷, das eben die Unsicherheit hervorruft, bietet das Raster Aufklärung darüber, wie alles entstand. Es spricht nicht von Entwicklung, sondern von Wiederholung. Zudem ist es durch sein Gitternetz vor allem, was von außen eindringt, geschützt. Übersetzt in den Comic, gewährt es „dem Chaos abgerungene Zusammenhänge und der Vergangenheit entlockte Gegenwart [...], in der heilsamen Architektur zeitlich und räumlich angeordneter Rechtecke“.⁶⁸ In *Imperium* verflochten sich solche ästhetische Konstruktionen und das Sehen, das sich auch aus visuellen Erinnerungen speist, so dass zumindest die Hoffnung steigt, dass sich das Kunstwerk „zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama [...] in einem Brennpunkt vereinige.“ (AA IX, 25)

Literaturverzeichnis

Alewyn, Richard: „Klopstock!“, in: *Euphorion* 73 (1979), 357-364.

Bandel, Jan-Frederik: „Heftiger Zug nach unten. Comics, Literatur und der trockengelegte Graben“, in: *Neue Rundschau* 123.3 (2012), 30-41.

Delcourt, Guy (Hrsg.): *Pourquoi j'aime la bande dessinée?* Paris 2006.

Eco, Umberto: „Die unbestimmte Geographie des Corto Maltese“, in: ders.: *Lüge und Ironie. Vier Lesarten zwischen Klassik und Comic*, München 2002, 129-142.

Finsterwalder, Frauke u. Christian Kracht: *Finsterworld*, Frankfurt/M. 2013.

Gide, André: „Traktat vom Narziß“, in: ders.: *Gesammelte Werke VII*, Bd. 1: *Erzählende Werke*, hrsg. v. Raimund Theis, Stuttgart 1991, 154-167.

⁶⁶ Krauss 2000, 59.

⁶⁷ Ebd., 65f.

⁶⁸ Setz 2013, 42.

Goetz, Rainald: *loslabern. Bericht Herbst 2008*, Frankfurt/M. 2009.

Heinzelmann, Herbert: „Corto im ‚anderen‘ Zustand. Aspekte der Moderne und Postmoderne in Hugo Pratts *Südseeballade* und im Maltese-Zyklus“, in: *Comics, Mangas, Graphic Novels*, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold u. Andreas C. Knigge, München 2009, 109-124.

Kassner, Rudolf: *Gedenkbuch zum achtzigsten Geburtstag*, hrsg. v. Adolph C. Kensik und Daniel Bodmer. Erlenbach-Zürich 1953.

Kracht, Christian: „Vorwort“, in: *Die totale Erinnerung. Kim Jong IIs Nordkorea*, hrsg. v. Eva Munz u. Lukas Nikol, Berlin 2006, 5-14

Kracht, Christian: *Imperium*, 2. Aufl., Köln. 2012.

Kracht, Christian: *New Wave. Ein Kompendium 1999-2006*, 2. Aufl., München 2012.

Krauss, Rosalind E.: „Raster“, in: *Die Originalität der Avantgarde und andere Mythen der Moderne*, hrsg. v. ders., Amsterdam u.a. 2000, 51-66.

Le Gall, Frank: *Theodor Pussel*. Gesamtausgabe Band 1, Köln 2012.

Mandelstam, Ossip: *Armenien, Armenien. Prosa, Notizbuch, Gedichte 1930-1933*, hrsg. v. Ralph Dutli, Frankfurt/M. 2004.

McLuhan, Marshall: „Geschlechtsorgan der Maschinen. *Playboy*-Interview mit Erich Norden“, in: *absolute Marshall McLuhan. Originaltexte, Biographie, Interview*, hrsg. v. Martin Baltes u. Rainer Höltzschl, Freiburg 2011, 7-57.

McLuhan, Marshall: „Kultur ohne Schrift“, in: *absolute Marshall McLuhan. Originaltexte, Biographie, Interview*, 101-108.

Neumann, Gerhard: „Theatralität der Zeichen“, in: *Szenographien: Theatralität als Kategorie der Literaturwissenschaft*, hrsg. v. Gerhard Neumann u.a., Freiburg 2000, 65-112.

Pratt, Hugo: *Corto Maltese. Klassiker der Comic-Literatur*, Bd. 11, Frankfurt/M. 2005.

Setz, Clemens J.: „Dem Chaos abgerungene Zusammenhänge. Über Art Spiegelmann“, in: *Sinn und Form. Beiträge zur Literatur* 65.1 (2013), 30-42.

Simmel, Georg: „Philosophie des Abenteuers“, in: ders.: *Gesamtausgabe in 24 Bdn.*, Bd. 12: *Aufsätze und Abhandlungen 1908-1918*, hrsg. v. Rüdiger Kramme und Angelika Rammstedt, Frankfurt/M., 97-110.

Heiko Ullrich

Rezension

Uwe Hentschel: *Vom Lieblingsautor zum Außenseiter. Ein Beitrag zur Kanondebatte des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2015. 314 Seiten. ISBN 978-3-631-65782-9. 59,95 €.

Uwe Hentschels Studie stellt die Sammlung und Überarbeitung von zehn Aufsätzen dar, die der Verfasser zwischen 1993 und 2013 publiziert hat. Diese zehn Aufsätze verteilen sich auf neun Kapitel der Studie, die das 18. Jahrhundert chronologisch durchziehen und sich folgenden Autoren widmen: Johann Jakob Bodmer, Johann Christoph Rost, Christian Ludwig Liscow, Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Christian Fürchtegott Gellert, Salomon Geßner, Johann Georg Hamann, Johann Georg Scheffner (zusammen mit Wilhelm Heinse und Christoph Martin Wieland behandelt)¹ und Garlieb Helwig Merkel. Das Konzept dieser Sammlung wird zunächst durch den Titel programmatisch festgelegt: In erster Linie konstatiert Hentschel für die genannten Autoren eine negative Kanonisierung, die deren Werke – insbesondere gegenüber der positiv kanonisierten Weimarer Klassik – aus dem Fokus der Literaturgeschichtsschreibung verdrängt habe. Diesen Prozess zeichnen die meisten der Aufsätze konsequent nach; neben den wichtigen Literaturhistorikern des 19. Jahrhunderts wie Gervinus und Vilmar stützt Hentschel sich dabei zu Recht immer wieder auf den kaum zu überschätzenden Einfluss von Goethes *Dichtung und Wahrheit*. Allerdings steht die so nachgewiesene negative Kanonisierung, die zudem – wie im Falle von Gleim, Bodmer oder Wieland – nur für Teile des jeweiligen Werkes nachgewiesen wird, nicht zwangsläufig im Gegen-

¹ Dieses Kapitel ist aus zwei ursprünglich Scheffner bzw. Wieland gewidmeten Aufsätzen entstanden.

satz zu einem überwältigenden Erfolg zu Lebzeiten – Rost, Liscow, Scheffner oder auch Hamann können wohl kaum als „Lieblingsautoren“ des Publikums gelten; sie sind bereits zu Beginn ihrer literarischen Laufbahn „Außenseiter“. Damit stellt sich die Frage nach der Auswahl der genannten Autoren, unter denen man Namen vermisst, die das Programm „Vom Lieblingsautor zum Außenseiter“ besonders gut hätten veranschaulichen können wie August Heinrich Julius Lafontaine oder August von Kotzebue, die zwar in ihrer Lebenszeit und in ihrem Wirken die Grenzen des 18. Jahrhunderts überschreiten, diesen Umstand aber beispielsweise mit dem (von Hentschel aufgenommenen) Garlieb Helwig Merkel teilen. In seiner Einleitung nennt Hentschel denn auch zahlreiche Namen, die keiner eigenen Abhandlung gewürdigt werden:

Es hat lange gedauert, bis man sich z. B. wieder einem Gottsched zuwandte, den bereits Lessing wirkungsmächtig mit seiner bissigen Abfertigung in dem berühmt-berüchtigten 17. Literaturbrief in den Orkus der Literaturgeschichte versenkt hatte. Ähnliches ließe sich über Johann Christian Günther, Christian Ludwig Liscow oder Jakob Michael Reinhold Lenz sagen, die zunächst einer Beschäftigung für unwürdig gehalten wurden, weil Goethe sie in *Dichtung und Wahrheit* für charakterlich labil und so gänzlich unklassisch erklärte. Wie lange dauerte es, um die Leistungen eines Georg Forster zu erkennen? Ihm schadete, dass er im Koalitionskrieg 1792 auf der anderen Seite stand als Goethe und sich zudem publizistischer Textformen wie des Reiseberichts bediente, der noch vor einem halben Jahrhundert für poesiefeln gehalten und ästhetisch abgewertet wurde. Und so konnte in einer *Sozialgeschichte der Literatur* 1987 der Satz stehen: „Das Kernstück der zeitgenössischen Reiseliteratur ist Goethes *Italienische Reise*.“²

Die Kriterien für Hentschels Auswahl an Autoren werden angesichts solcher Aussagen nicht klarer; auch der naheliegende Erklärungsversuch, der Verfasser habe eben genommen, was sich bei ihm in den letzten Jahren angesammelt habe, verfängt beispielsweise angesichts der substantiellen Beiträge Hentschels zur Forster-Forschung³ nicht. Dennoch muss gerade die Einleitung der so zusammengestellten Studie aufgrund des souveränen Überblicks über das Thema, der zahlreichen detaillierten Einsichten in

² Hentschel 2015, 9f. Auch Lafontaine wird erwähnt (vgl. ebd., 11).

³ Diese werden in der Einleitung auch zitiert, vgl. ebd., 10.

komplexe literarhistorische Zusammenhänge und der Übersichtlichkeit der Darstellung als entscheidender Zugewinn gegenüber den Einzelstudien bezeichnet werden: Hentschel gelingt es, die verschiedenen Auseinandersetzungen in der literarischen Gemeinde Deutschlands von der *Querelle des Anciens et des Modernes* bis zum Kampf um die Frage nach dem Vorrang von Kunstautonomie oder Moraldidaxe zwischen den Weimarer Klassikern und den Frühromantikern auf der einen sowie den Spätaufklärern auf der anderen Seite in ihren vielfältigen Verflechtungen anschaulich zu präsentieren. So erfüllt die Einleitung die Funktion einer Hinführung zu den recht heterogenen Abschnitten in mustergültiger Weise, indem sie vor allem nachzeichnet, wie sich die Belletristik im Verlauf des 18. Jahrhunderts in Höhenkamm- und Trivialliteratur aufspaltet. Umso bedauerlich ist es, dass Hentschel auf ein Nachwort oder Resümee verzichtet,⁴ das die in den einzelnen Kapitel aus verschiedensten Blickwinkeln beleuchtete Literaturlandschaft des 18. Jahrhunderts in ihren wesentlichen Charakterzügen noch einmal zusammenfassen müsste – auch um die Zusammenstellung gerade dieser Artikel in der vorliegenden Sammlung überhaupt zu rechtfertigen. Denn letztlich ist die Überarbeitung der Aufsätze, die sich vielfach auf die Aktualisierung der Sekundärliteratur beschränkt, nicht konsequent zu Ende geführt: Zahlreiche Redundanzen zwischen den einzelnen Kapiteln und das völlige Fehlen auch nur geringster Ansätze zur Verbindung derselben oder zumindest formaler Überleitungen lassen den ursprünglichen Charakter der seinerzeit als selbständige Aufsätze verfassten Studien noch überdeutlich erkennen und beeinträchtigen die Lektüre des neu entstandenen Buches gravierend. Natürlich ist es nicht einfach, eine Ansammlung von – mit Sicherheit ursprünglich nicht für diesen Zweck gedachten – Aufsätzen zu einer Art Monographie zu verschmelzen; bei der vorliegenden Publikation jedoch drängt sich der unangenehme Eindruck auf, dass dies noch nicht einmal versucht wurde. Diese Kritikpunkte schmälern freilich den Wert der durchgängig sehr informativen und stringent argumentierenden Aufsätze nicht, die viele wichtige Einsichten in die gewöhnlich übersehenen Schichten und Bereiche der Literatur im 18. Jahrhundert bieten und in dieser Zusam-

⁴ Auch das Fehlen eines Personalregisters ist in einer Studie mit diesem Thema zumindest unglücklich.

menstellung ein anregendes – wenn auch unvollständiges – Panorama darstellen; hervorzuheben sind neben der bereits mehrfach erwähnten umfangreichen Einleitung⁵ die Abschnitte zu dem glücklosen Provokateur Liscow, dem allseits beliebten und geachteten Gellert sowie das aus zwei Aufsätzen kombinierte Kapitel zu den verpönten Erotikern Scheffner, Heinse und Wieland.

⁵ Hentschel 2015, 9-52.

Michael Ewert

Rezension

Johannes Görbert: *Die Vertextung der Welt. Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*, Berlin: de Gruyter 2014. 426 Seiten. ISBN: 978-3-11-037411-7. 99,95 €.

Die Vertextung der Welt – schon der Titel von Görberts Studie lässt aufhorchen, setzt er doch einen Gegenakzent zu einseitigen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweisen, wie sie z.B. Daniel Kehlmanns populärer Humboldt-Roman *Die Vermessung der Welt* vermittelt. Und in der Tat konzentriert sich die Arbeit auf der Grundlage einer vergleichenden Analyse von Schriften Georg Forsters, Alexander von Humboldts und Adelbert von Chamissos auf die Literarisierung von Reiseerfahrungen. Untersucht werden Forsters *Reise um die Welt*, Humboldts Bücher, Aufsätze und Essays über seinen Amerika-Aufenthalt (1799-1804) und Chamissos Schilderung der Rurik-Expedition (1815-1818), aber auch relevante Paralleltexte wie *Cook, der Entdecker*, Reisedgedichte und *Peter Schlemihls wunderbare Geschichte*, um daraus theoretische, typologische und poetologische Erkenntnisse zu gewinnen.

Im Zentrum der breit angelegten Studie steht die Frage, „wie Wirklichkeitserfahrung in die Form von naturwissenschaftlich-literarischen Texten gebracht wird und welche kulturgeschichtlichen Aufschlüsse sich aus diesen Gestaltungsarten ergeben“ (4). In entstehungsgeschichtlicher und textbezogener Perspektive widmet sich der Verfasser dazu zunächst den unterschiedlichen Modi der Fremddarstellung, während im zweiten Teil mit den Selbstporträts der Autoren, die sich als Wissenschaftler positionieren, spezifische Inszenierungsformen und soziologische Dimensionen

des Themas in den Mittelpunkt rücken. Die Vorgehensweise beruht auf einer analytischen Unterscheidung von „zwei grundlegenden Ebenen des Genres, die Carl Thompson (2011) als *Reporting the World* und *Revealing the Self* überschrieben hat: zwischen dem Bericht einer historisch belegbaren Reise auf der einen und der autobiographischen Selbstdarstellung von Reiseautoren auf der anderen Seite“ (343). Auf diesem Weg erhebt Görbert den Anspruch, „Perspektiven zu liefern für eine Reiseliteraturforschung, die in der Frage nach der Literarisierung von historischer Reise-realität [...] eines ihrer drängenden Desiderate erkannt hat“ (5).

Eine versierte Auseinandersetzung mit dem Stand der Reiseliteraturforschung bietet die Einleitung. Dabei werden diffizile Probleme – man denke nur an die charakteristische Gattungsdiffusion und die Unübersichtlichkeit der weitverzweigten wissenschaftlichen Diskussionen – prägnant und theoretisch reflektiert dargelegt. Um einen zentralen Aspekt herauszugreifen, sei hervorgehoben, dass den Ausführungen ein breiter, nicht allein auf Fiktionalität beschränkter Literaturbegriff zugrunde liegt, der auch Reiseliteratur als Wissenschaftsprosa umfasst. Daraus ergibt sich die vorteilhafte Konsequenz, das geläufige Modell eines Austauschs von Wissenschaft und Literatur vermeiden zu können.

Die konkreten Konkurrenzbedingungen auf dem Buchmarkt, auf dem sich die aufwändigen Reiseliteraturprojekte zu behaupten hatten, bilden den inneren Zusammenhang des zweiten Kapitels. Es zeigt sich, wie Markt- und Wettbewerbsmechanismen, Zielgruppen, Erscheinungsorte und -zeiten die jeweilige Textproduktion mitbestimmen und Abgrenzungspraktiken, Überbietungs- und Alleinstellungsgesten hervorbringen. So sieht sich Forster veranlasst, seine *Reise um die Welt* in der Vorrede durch komplexe argumentative Strategien gegenüber der offiziellen Reisedarstellung James Cooks aufzuwerten. Anderen Sachzwängen unterliegt der auf eigene Faust reisende Humboldt, der sein nach allen Seiten hin ausuferndes Reisewerk, das im Rahmen der Studie als „Letztes Mega-Fragment der europäischen Sattelzeit“ (57) firmiert, unvollständig hinterlassen hat. Als Gemeinsamkeit zwischen seinen Aufzeichnungen und dem erst achtzehn Jahre nach Abschluss der Rurik-Expedition erschienenen *Tagebuch* Chamissos zeichnet sich „ein mehr und mehr nachlassendes Selbst- und Sendungsbewusstsein der Autoren“ (113) ab.

Die spezifischen intertextuellen und kompositorischen Verfahrensweisen, mit denen die Autoren schwer darstellbare Grenz- und Schwellenerfahrungen vermitteln, rücken im Folgenden in den Blick. Wenn dabei für Forster der gehäufte Einsatz von Klassikerzitaten, mit dem er seine Belesenheit und Autorität unter Beweis stellt, aber auch Überlieferungszusammenhänge aufzeigt und Deutungsangebote macht, als charakteristisch gilt, so darf man relativierend anmerken, dass es sich um eine im 18. Jahrhundert stark konventionalisierte Rhetoriktradition handelt. Für Humboldt hingegen wird das viel beachtete Konzept des Naturgemäldes in Anschlag gebracht: Nach Maßgabe der zwischen Kunst und Wissenschaft changierenden Tableau-Tradition favorisiert er eine an der bildenden Kunst orientierte Reiseliteratur. Aus dem Rahmen fällt demgegenüber eine Erfahrungsverarbeitung, wie sie Chamisso in seiner Reiseliryk leistet. Es gehört zu den besonderen Verdiensten der Studie, dass die einschlägigen, von der Reiseliteraturforschung lange vernachlässigten Gedichte in die Analyse einbezogen werden. Obwohl sie nur einzelne Reiseepisoden oder -szenen behandeln, gewinnt das Thema dadurch noch deutlichere Konturen.

Neuere Forschungsansätze zur Autorschaft und zu schriftstellerischen Inszenierungspraktiken bilden den theoretischen Hintergrund der sich anschließenden Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen textlichen Varianten eines autobiographischen *self-fashioning*. Für die Forsterforschung dürften dabei vor allem die Ausführungen zu den wirkungsästhetisch ausgerichteten Figuren- und Schauplatzdarstellungen in der *Reise um die Welt* von Interesse sein. Mit den Ausdrucksmitteln der Empfindsamkeit, die Görbert nachweisen kann, schreibt sich der Weltreisende in literarische Empfindsamkeitsdiskurse ein. Vor diesem Hintergrund erscheint eine rein rationalistische Lesart des Textes ebenso obsolet wie eine strikte Trennung von Subjektivismus und Wissenschaftlichkeit. In der Tat schließen sich ja Intellektualität und Emotionalität, „Vernunft, Gefühl und Phantasie“ (AA VII, 55), gerade bei Forster nicht aus. Ganz nebenbei wird darüber hinaus noch die herrschende Forschungsmeinung revidiert, dass allein europazentrierte Reiseliteratur als Medium der Empfindsamkeit diene. Analog zu Forsters Selbstinszenierungen fällt auch Humboldts Repräsentations- und Darstellungskonzept publikumsorientiert aus; im Übergangsbereich von Mündlichkeit und Schriftlichkeit beschwört er als

Causeur seine Weltläufigkeit und Kommunikationskunst. Eine andere Variante des *self-fashioning* praktiziert Chamisso, indem er ein „intertextuelles Bezugsfeld“ (248) aufbaut, das sich identifikatorisch, aber auch distanzierend auf die von ihm selbst erschaffene Schlemihl-Figur bezieht. Wie sachkundig und philologisch sorgfältig diese Zusammenhänge analysiert werden, zeigt die Diskussion der Hinwendung Chamissos und seiner Figur Schlemihl zu einer naturwissenschaftlichen Programmatik, wobei von der Urschrift der Märchenerzählung, über die gedruckte Version bis hin zu den Einleitungen die verschiedenen Textfassungen als Grundlage dienen. Im Ganzen offenbart die Untersuchung der literarischen Gesten, mit denen sich die Forschungs- und Weltreisenden ins Bild setzen, sehr überzeugend, wie vielfältig Selbstinszenierungen in der Reiseliteratur ausfallen können.

Unter Rückgriff auf die Kulturosoziologie Bourdieus behandelt das letzte Kapitel die sozialen Distinktionsweisen der drei Forschungsreisenden im literarischen und naturwissenschaftlichen Feld. Das stärkste Profilierungsverhalten praktiziert Chamisso, setzt er sich doch mit seiner fast zwanzig Jahre nach der Rurik-Expedition entstandenen Reiseschilderung dezidiert von der Konkurrenzdarstellung Otto von Kotzebues ab, und zwar „mit dem Ziel, eine singuläre Position in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts zu besetzen“ (340). Schwächer ausgeprägte Abgrenzungsmechanismen legen Humboldt und Forster an den Tag. Ersterer verfolgt eine Doppelstrategie, indem er sich wiederholt zu seinem Lehrer, Anreger und Förderer Forster bekennt, darüber hinaus sich aber als Vollender der von ihm erbrachten Leistungen präsentiert. Auch Forster selbst inszeniert sich nach Görbert als Erbe Cooks, ohne diesen allerdings übertrumpfen zu wollen. U.a. dient dazu der Essay *Cook, der Entdecker*, mit dem der Verfasser den großen Entdecker als „paradigmatischen Repräsentanten für eine letztlich von ihm selbst emphatisch gefeierte aufklärerische Gefühlskultur modelliert“ (340). Wie sich herausstellt, tendieren alle untersuchten Autoren zu solchen schriftstellerischen Positionsbestimmungen. Das mag einerseits, wie die Studie nahelegt, den Gesetzen des Buchmarktes geschuldet sein, andererseits liegt aber auch eine Eigenlogik des autobiographischen *self-fashioning* darin, dass die Texte jeweils „eines Gegenübers in Augenhöhe“ (341) bedürfen.

Die Studie von Johannes Görbert verbindet in sehr gelungener Weise eine theoriegeleitete Literaturwissenschaft mit großer Textnähe; sie leistet einen profunden Beitrag zur Reiseliteraturforschung. Der Verfasser bietet eine Fülle von neuen Erkenntnissen und setzt manchen bekannten Zusammenhängen ein neues Licht auf, und das in beeindruckender Souveränität im Umgang mit der in den letzten Jahrzehnten beträchtlich angewachsenen Sekundärliteratur. Dass die Untersuchung ihren festen Platz in der Forschung finden wird, steht außer Frage. Zudem soll der Hinweis, dass es sich um ein flüssig geschriebenes Buch handelt, die eindringliche Leseempfehlung noch unterstreichen.

Anna-Carina Meywirth

Neue Literatur zu Georg Forster¹

Barkhoff, Jürgen: „die Natur des Menschen so viel möglich in mehreres Licht zu setzen‘. Georg Forsters Reise um die Welt als literarische Anthropologie“, in: *Poetik des Wilden. Festschrift für Wolfgang Riedel*, hrsg. v. Jörg Robert, Würzburg 2012, 223-245.

Borm, Jan: „The Attractions of England, or Albion under German Eyes“, in: *Travel Writing and Tourism in Britain and Ireland*, hrsg. v. Benjamin Colbert, Hampshire 2012, 85-96.

Classen, Albrecht: „Tradition and Innovation in 15th and 16th Century Popular Song Poetry: From Oswald von Wolkenstein to George Forster“, in: *Fifteenth-Century Studies* 37 (2012), 1-16.

D’Aprile, Iwan-Michelangelo: „Europa im Spiegel der Welt – ein Motiv in der deutschen Aufklärungsdiskussion“, in: *Reisen um 1800*, hrsg. v. Helmut Peitsch, München 2012, 17-29.

Di Noi, Barbara: „Zwischen Natur, Geschichte und Revolution: Das Prinzip des Mannigfaltigen in Georg Forsters *Ansichten vom Niederrhein von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius 1790*“, in: GFS XIX (2014), 129-162.

Djomo, Esaïe: „Die Indische Lehre taue von Haus aus nichts‘. Überlegungen zu Forsters Übersetzung der Sakontala mit besonderem Blick auf die Mensch-Umwelt-Problematik“, in: GFS XIX (2014), 163-174.

¹ Diese Bibliographie setzt die folgenden fort: Anna-Carina Meywirth: „Neue Literatur zu Georg Forster“, in: GFS XV (2010), 175-178; Kathrin Holzapfel: „Neue Literatur zu Georg Forster“, in: GFS XVI (2011), 281-284; Kathrin Holzapfel: „Neue Literatur zu Georg Forster“, in: GFS XVII (2012), 267-271; Anna-Carina Meywirth: „Neue Literatur zu Georg Forster“, in: GFS XVIII (2013), 259-262; Anna-Carina Meywirth: „Neue Literatur zu Georg Forster“, in: GFS XIX (2014), 233-236.

Drechsel, Emanuel J.: „Ethnohistory of Speaking: Maritime Polynesian Pidgin in a Trilogy of Historical-Sociolinguistic Attestations“, in: *Pidgins and Creoles beyond Africa-Europe Encounters*, hrsg. v. Isa Buchstaller, Anders Holmberg u. Mohammad Al-Moaily, Amsterdam 2014, 7-40.

Ewert, Michael: „Fremdheit, Kulturkritik, Alterität – Georg Forster als interkultureller Autor avant la lettre“, in: GFS XIX (2014), 109-128.

Ewert, Michael: „Mike Frömel: Offene Räume und gefährliche Reisen im Eis. Reisebeschreibungen über die Polarregionen und ein kolonialer Diskurs im 18. und frühen 19. Jahrhundert [Rezension]“, in: *Zeitschrift für Germanistik N.F. XXV*, 1 (2015), 199f.

Ferron, Isabella: „Das Fremd-Bild in Georg Forsters *Reise um die Welt*. Bildsprache und Sprachbilder“, in: GFS XIX (2014), 191-214.

Frömel, Mike: *Offene Räume und gefährliche Reisen im Eis. Reisebeschreibungen über die Polarregionen und ein kolonialer Diskurs im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Hannover 2013.

Gilli, Maria: „L’opinion publique en France et en Allemagne analysée par Georg Forster dans le processus révolutionnaire de la fin du XVIIIe siècle“, in: *Textes et contextes: in memoriam Pierre-André Bois*, hrsg. v. Armin Heinen u. Béatrice Dumiche, Bonn 2014, 49-58.

Goldstein, Jürgen: *Georg Forster: zwischen Freiheit und Naturgewalt*, Berlin 2015.

Gray, Sally Hatch: „Kant’s Race Theory, Forster’s Counter, and the Metaphysics of Color“, in: *Eighteenth Century. Theory and Interpretation* 53, 4 (2012), 393-412.

Gray, Sally Hatch: „May, Yomb: Georg Forsters literarische Weltreise [Rezension]“, in: *Lessing yearbook* 41 (2014), 333-335.

Holzapfel, Kathrin: *„Ich liebe nur wenige Bilder!“ Georg Forster, die Kunst und ihre Beschreibung*, Hamburg 2014.

Hoorn, Tanja van: „Interkulturelle Kommunikation im europäischen Monolog? Georg Forsters *Reise um die Welt* aus kulturwissenschaftlicher Perspektive [Rezension]“, in: IASL online (2013).

Johannes, Görbert: *Die Vertextung der Welt: Forschungsreisen als Literatur bei Georg Forster, Alexander von Humboldt und Adelbert von Chamisso*, Berlin u.a. 2014.

Kappeler, Florian: „Die globale Revolution. Forster und Haiti“, in: GFS XIX (2014), 17-44.

Karyekar, Madhuvanti: *Translating observation into narration: The ‚sentimental‘ anthropology of Georg Forster (1754-1794)*, Indiana 2014.

López de Lizaga, José Luis: „¿Razón o revolución? El republicanismo de Kant y Georg Forster“, in: *Foro Interno. Anuario de Teoría Polític* 12 (2012), 81-106.

Lüsebrink, Hans-Jürgen: „Georg Forster in Wilna, 1784–1787. Interkulturelle Erfahrungen, Kulturtransferprozesse, Perzeptionsmuster“, in: *Deutsch-baltischer Kulturtransfer. Beiträge einer Tagung zur Aufarbeitung der nordosteuropäischen Literatur- und Kulturbeziehungen vom 3.-4. September 2012 in Daugavpils*, hrsg. v. Dirk Baldes u. Inta Vingre, Daugavpils 2013, 59-72.

Lüsebrink, Hans-Jürgen: „Interkulturelle Aneignung und wissenschaftliche Erkenntnis. Zum Zusammenhang von Übersetzung, Rezensionstätigkeit und Erforschung fremder Kulturen im Werk Georg Forsters“, in: GFS XIX (2014), 1-16.

Mahoney, Dennis F.: „The French Revolution as Volcano: Goethe and Georg Foster“, in: *From Goethe to Novalis. Studies in classicism and romanticism*, hrsg. v. Wolfgang Mieder, New York u.a. 2015, 29-39.

Mariss, Anne: „Sprache und (Miss-)Verstehen: Formen kollektiver Wissensproduktion im Umfeld der zweiten Cook-Expedition (1772-75)“, in: GFS XIX (2014), 45-78.

Mariss, Anne: „...a body of uncivilized men‘: zur Dynamik von Weltreisen und Männlichkeiten“, in: *Verorten – Verhandeln – Verkörpern. Interdisziplinäre Analysen zu Raum und Geschlecht*, hrsg. v. Silke Förschler, Rebekka Habermas u. Nikola Roßbach, Bielefeld 2014, 171-196.

Mariss, Anne: „very curius and romantick views‘. Natur und Naturwahrnehmung in der Antarktik während der zweiten Cook-Expedition 1772-1775“, in: *Lenz-Jahrbuch* 19 (2012), 113-140.

Meywirth, Anna-Carina: „Neue Literatur zu Georg Forster“, in: GFS XIX (2014). 233-236.

Möller, Reinhard M.: „Die Feuerland-Episode in Forsters *Reise um die Welt* im Kontext einer anekdotischen Poetik der Interkulturalität“, in: GFS XIX (2014), 79-108.

Peitsch, Helmut: „Georg Forsters ‚deutsche‘ Kommentierung englischer Reisebeschreibungen über den Pazifik“, in: *Reisen um 1800*, hrsg. v. dems., München 2012.

Scherpe, Klaus R.: „Techne und Poiesis. Die Entdeckung wissenschaftlicher und poetischer Verfahren der Reisebeschreibung“, in: *Acta Germanica* 42 (2014), 21-35.

Schnickmann, Heiko: „Hunde, Schweine und Pferde – Tiere als Mittel des Interkulturellen im Umfeld der Cookschen Reisen“, in: GFS XIX (2014), 175-190.

Tilburg, Marja van: „Een wereld van verschil: De receptie van het Verlichtingsdenken in de reisverslagen van de Forsters“, in: *Achttiende Eeuw: Documentatieblad Werkgroep Achttiende Eeuw* 45, 2 (2013), 164-185.

Ullrich, Heiko: „Musterländle oder ‚Vorstadt der Heimat‘? Forster und Chamisso am Kap der Guten Hoffnung“, in: *Acta Germanica* 42 (2014), 36-49.

Vorpahl, Frank: „Forsters Pariser Skizzen: Fundamente der visuellen Aneignung der Fremde“, in: GFS XIX (2014), 215-232.

Wilke, Sabine: „Toward an Environmental Aesthetics: Depicting Nature in the Age of Goethe“, in: *Goethe’s Ghosts. Reading and the Persistence of Literature*, hrsg. v. Simon Richter u. Richard Block, Rochester u. New York 2013, 262-275.

Wilke, Sabine: „Entdeckungsreisen durch Naturszenen. Eine Relektüre von historischen Naturdiskursen aus postkolonialer Sicht“, in: *Postkoloniale Germanistik. Bestandsaufnahme, theoretische Perspektiven, Lektüren*, hrsg. v. Gabriele Dürbeck u. Axel Dunker, Bielefeld 2014 (Postkoloniale Studien in der Germanistik 5), 145-191.

Siglenverzeichnis

GFS = *Georg-Forster-Studien*

AA = Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Akademie Verlag.

AA I: *A Voyage round the World*. Bearb. von R. L. Kahn. 2. Aufl. 1986. 711 S., 4 Tafeln.

AA II: *Reise um die Welt*, 1. Teil, bearb. von Gerhard Steiner, 2. Aufl., Berlin 1989.

AA III: *Reise um die Welt*. 2. Teil, bearb. v. Gerhard Steiner, 2. Aufl., Berlin 1989.

AAIV: *Streitschriften und Fragmente zur Weltreise. Erläuterungen und Register zu Band 1-4*, bearb. von Robert L. Kahn u. a., 2. Aufl., Berlin 1989.

AA V: *Kleine Schriften zur Völker- und Länderkunde*, bearb. v. Horst Fiedler u. a., Berlin 1985.

AA VI.1-2: *Schriften zur Naturkunde*, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 2003.

AA VII: *Kleine Schriften zu Kunst und Literatur. Sakontala*, bearb. v. Gerhard Steiner, 2. unveränderte Aufl., Berlin 1990.

AA VIII: *Kleine Schriften zu Philosophie und Zeitgeschichte*, bearb. v. Siegfried Scheibe, 2. Aufl., Berlin 1991.

AA IX: *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius 1790*, bearb. v. Gerhard Steiner, Berlin 1958.

AA X.1: *Revolutionsschriften 1792/93. Reden, administrative Schriftstücke, Zeitungsartikel, politische und diplomatische Korrespondenz, Aufsätze*, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 1990.

AA XI: *Rezensionen*, bearb. v. Horst Fiedler, 2. Aufl., Berlin 1992.

AA XII: *Tagebücher*, bearb. v. Brigitte Leuschner, 2., berichtigte Aufl., Berlin 1993.

AA XIII: *Briefe bis 1783*, bearb. v. Siegfried Scheibe, Berlin 1978.

AA XIV: *Briefe 1784 bis Juni 1787*, bearb. v. Brigitte Leuschner, Berlin 1978.

AA XV: *Briefe Juli 1787-1789*, bearb. v. Horst Fiedler, Berlin 1981.

AA XVI: *Briefe 1790-1791*, bearb. v. Brigitte Leuschner u. Siegfried Scheibe, Berlin 1980.

AA XVII: *Briefe 1792-1794* und Nachträge, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 1989.

AA XVIII: *Briefe an Forster*, bearb. v. Brigitte Leuschner, Berlin 1982.

Im Fokus des Bandes XX der *Georg-Forster-Studien* stehen unterschiedlichste Spielarten und Subgenres der Reiseliteratur, die neben der ‚dramatischen‘ Gestaltung realer Reiseerlebnisse (Georg Forster, Adelbert von Chamisso, Charles Darwin) auch fiktionales Reisewissen (Jules Verne, Heinrich Seidel) kennt respektive seit dem späten 20. Jahrhundert immer verstörendere Formen des Fremderlebens (Christoph Ransmayr, Winfried Georg Sebald) und exotistischer Utopien (Christian Kracht) thematisiert.

kassel
university 
press

ISBN 978-3-7376-0056-9



9 783737 600569 >